Bunte Steine

Adalbert Stifter

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bunte Steine.

Erſter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bunte Steine.

Ein Festgeschenk.

von

Adalbert Stifter.

Erster Band.

Verlag von Gustav Heckenast

in Pesth.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bunte Steine.

Ein Festgeschenk

von

Adalbert Stifter.

Erster Band.

Pesth 1853.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

1819

P1
2525
.B8
1853
2581

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort 1

Einleitung 13

I. Granit 17

II. Kalkstein 81

III. Turmalin 195

Vorrede.

Es ist einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menschen stets gewöhnliche Menschen seien. Wenn das wahr ist, bin ich heute in der Lage, den Lesern ein noch Kleineres und Unbedeutenderes an zu bieten, nehmlich allerlei Spielereien für junge Herzen. Es soll sogar in denselben nicht einmal Tugend und Sitte geprediget werden, wie es gebräuchlich ist, sondern sie sollen nur durch das wirken, was sie sind. Wenn etwas Edles und Gutes in mir ist, so wird es von selber in meinen Schriften liegen; wenn aber dasselbe nicht in meinem Gemüthe ist, so werde ich mich vergeblich bemühen, Hohes und Schönes darzustellen, es wird doch immer das Niedrige und Unedle durchscheinen. Großes oder Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinne, ich wurde von ganz anderen Gesezen geleitet. Die Kunst ist mir ein

so Hohes und Erhabenes, sie ist mir, wie ich schon einmal an einem anderen Orte gesagt habe, nach der Religion das Höchste auf Erden, so daß ich meine Schriften nie für Dichtungen gehalten habe, noch mich je vermessen werde, sie für Dichtungen zu halten. Dichter gibt es sehr wenige auf der Welt, sie sind die hohen Priester, sie sind die Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes; falsche Propheten aber gibt es sehr viele. Allein wenn auch nicht jede gesprochenen Worte Dichtung sein können, so können sie doch etwas anderes sein, dem nicht alle Berechtigung des Daseins abgeht. Gleichgestimmten Freunden eine vergnügte Stunde zu machen, ihnen allen bekannten wie unbekannten einen Gruß zu schiken, und ein Körnlein Gutes zu dem Baue des Ewigen beizutragen, das war die Absicht bei meinen Schriften, und wird auch die Absicht bleiben. Ich wäre sehr glüklich, wenn ich mit Gewißheit wüßte, daß ich nur diese Absicht erreicht hätte. Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft das Rieseln des Wassers das Wachsen der Getreide das Wogen des Meeres das Grünen der Erde das Glänzen des Himmels das Schimmern der Gestirne

halte ich für groß: das prächtig einherziehende Gewitter, den Bliz, welcher Häuser ſpaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerſpeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verſchüttet, halte ich nicht für größer als obige Erſcheinungen, ja ich halte ſie für kleiner, weil ſie nur Wirkungen viel höherer Geſeze ſind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor, und ſind die Ergebniſſe einſeitiger Urſachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau empor ſchwellen und übergehen macht, iſt es auch, die die Lava in dem feuerſpeienden Berge empor treibt, und auf den Flächen der Berge hinab gleiten läßt. Nur augenfälliger ſind dieſe Erſcheinungen, und reißen den Blik des Unkundigen und Unaufmerkſamen mehr an ſich, während der Geiſteszug des Forſchers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht, und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende iſt. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen ſind nach Kurzem kaum noch erkennbar. Wir wollen das Geſagte durch ein Beiſpiel erläutern. Wenn ein Mann durch Jahre hindurch die Magnetnadel, deren eine Spize immer nach Norden weist, tagtäglich zu feſtgeſezten Stunden beobachtete, und ſich die Veränderungen, wie die Nadel bald mehr bald weniger klar nach Norden zeigt,

in einem Buche aufſchriebe, ſo würde gewiß ein Unkundiger dieſes Beginnen für ein kleines und für Spielerei anſehen: aber wie ehrfurchterregend wird dieſes Kleine und wie begeiſterungerwekend dieſe Spielerei, wenn wir nun erfahren, daß dieſe Beobachtungen wirklich auf dem ganzen Erdboden angeſtellt werden, und daß aus den daraus zuſammengeſtellten Tafeln erſichtlich wird, daß manche kleine Veränderungen an der Magnetnadel oft auf allen Punkten der Erde gleichzeitig und in gleichem Maße vor ſich gehen, daß alſo ein magnetiſches Gewitter über die ganze Erde geht, daß die ganze Erdoberfläche gleichzeitig gleichſam ein magnetiſches Schauern empfindet. Wenn wir, ſo wie wir für das Licht die Augen haben, auch für die Electricität und den aus ihr kommenden Magnetismus ein Sinneswerkzeug hätten, welche große Welt welche Fülle von unermeßlichen Erſcheinungen würde uns da aufgethan ſein. Wenn wir aber auch dieſes leibliche Auge nicht haben, ſo haben wir dafür das geiſtige der Wiſſenſchaft, und dieſe lehrt uns, daß die electriſche und magnetiſche Kraft auf einem ungeheuren Schauplaze wirke, daß ſie auf der ganzen Erde und durch den ganzen Himmel verbreitet ſei, daß ſie alles umfließe, und ſanft und unabläſſig verändernd bildend und lebenerzeugend ſich

darſtelle. Der Bliz iſt nur ein ganz kleines Merkmal dieſer Kraft, ſie ſelber aber iſt ein Großes in der Natur. Weil aber die Wiſſenſchaft nur Körnchen nach Körnchen erringt, nur Beobachtung nach Beobachtung macht, nur aus Einzelnem das Allgemeine zuſammen trägt, und weil endlich die Menge der Erſcheinungen und das Feld des Gegebenen unendlich groß iſt, Gott alſo die Freude und die Glükſeligkeit des Forſchens unverſieglich gemacht hat, wir auch in unſeren Werkſtätten immer nur das Einzelne darſtellen können nie das Allgemeine, denn dies wäre die Schöpfung: ſo iſt auch die Geſchichte des in der Natur Großen in einer immerwährenden Umwandlung der Anſichten über dieſes Große beſtanden. Da die Menſchen in der Kindheit waren, ihr geiſtiges Auge von der Wiſſenſchaft noch nicht berührt war, wurden ſie von dem Naheſtehenden und Auffälligen ergriffen, und zu Furcht und Bewunderung hingeriſſen: aber als ihr Sinn geöffnet wurde, da der Blik ſich auf den Zuſammenhang zu richten begann, ſo ſanken die einzelnen Erſcheinungen immer tiefer, und es erhob ſich das Geſez immer höher, die Wunderbarkeiten hörten auf, das Wunder nahm zu.

So wie es in der äußeren Natur iſt, ſo iſt es auch in der inneren, in der des menſchlichen Geſchlechtes.

Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit Einfachheit Bezwingung ſeiner ſelbſt Verſtandesgemäßheit Wirkſamkeit in ſeinem Kreiſe Bewunderung des Schönen verbunden mit einem heiteren gelaſſenen Sterben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemüthes furchtbar einherrollenden Zorn die Begier nach Rache den entzündeten Geiſt, der nach Thätigkeit ſtrebt, umreißt, ändert, zerſtört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, ſondern für kleiner, da dieſe Dinge ſo gut nur Hervorbringungen einzelner und einſeitiger Kräfte ſind, wie Stürme feuerſpeiende Berge Erdbeben. Wir wollen das ſanfte Geſez zu erbliken ſuchen, wodurch das menſchliche Geſchlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte die nach dem Beſtehen des Einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Beſtehen und zum Entwikeln desſelben nothwendig iſt. Sie ſichern den Beſtand des Einen und dadurch den Aller. Wenn aber Jemand jedes Ding unbedingt an ſich reißt, was ſein Weſen braucht, wenn er die Bedingungen des Daſeins eines Anderen zerſtört, ſo ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrükten, wir ſtellen den Stand wieder her, daß er ein Menſch neben dem Andern beſtehe, und ſeine menſchliche Bahn gehen könne, und wenn wir

das gethan haben, so fühlen wir uns befriediget, wir fühlen uns noch viel höher und inniger als wir uns als Einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menschheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Bestehen der gesammten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegentheile beschränkend auf sie selber einwirken. Es ist das Gesez dieser Kräfte das Gesez der Gerechtigkeit das Gesez der Sitte, das Gesez, das will, daß jeder geachtet geehrt ungefährdet neben dem Andern bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesez liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zu einander in der Liebe der Eltern zu den Kindern der Kinder zu den Eltern in der Liebe der Geschwister der Freunde zu einander in der süßen Neigung beider Geschlechter in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Thätigkeit, wodurch man für seinen Kreis für die Ferne für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten

ihr Daſein umgeben, und zum Abſchluſſe bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach dieſe Gegenſtände benüzt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühle naher und ferner Geſchlechter anheim zu geben. Darum ſieht der Menſchenforſcher, wohin er ſeinen Fuß ſezt, überall nur dieſes Geſez allein, weil es das einzige Allgemeine das einzige Erhaltende und nie Endende iſt. Er ſieht es eben ſo gut in der niederſten Hütte wie in dem höchſten Pallaſte, er ſieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menſchheit. Es hat Bewegungen in dem menſchlichen Geſchlechte gegeben, wodurch den Gemüthern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden iſt, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Geſtalt gewonnen haben. Wenn in dieſen Bewegungen das Geſez der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar iſt, wenn ſie von demſelben eingeleitet, und fortgeführt worden ſind, ſo fühlen wir uns in der ganzen Menſchheit erhoben, wir fühlen uns menſchlich verallgemeinert, wir empfinden das Erhabene, wie es ſich überall in die Seele ſenkt, wo durch unmeßbar große Kräfte in der Zeit oder im Raume auf ein geſtaltvolles vernunftgemäßes Ganzes zuſammen gewirkt wird. Wenn aber in dieſen Bewegungen das

Geſez des Rechtes und der Sitte nicht erſichtlich iſt, wenn ſie nach einſeitigen und ſelbſtſüchtigen Zweken ringen, dann wendet ſich der Menſchenforſcher, wie gewaltig und furchtbar ſie auch ſein mögen, mit Ekel von ihnen ab, und betrachtet ſie als ein Kleines als ein des Menſchen Unwürdiges. So groß iſt die Gewalt dieſes Rechts- und Sittengeſezes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden iſt, doch endlich allezeit ſiegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen iſt. Ja wenn ſogar der Einzelne oder ganze Geſchlechter für Recht und Sitte untergegangen ſind, ſo fühlen wir ſie nicht als beſiegt, wir fühlen ſie als triumphirend, in unſer Mitleid miſcht ſich ein Jauchzen und Entzüken, weil das Ganze höher ſteht als der Theil, weil das Gute größer iſt als der Tod, wir ſagen da, wir empfinden das Tragiſche, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengeſezes emporgehoben. Wenn wir die Menſchheit in der Geſchichte wie einen ruhigen Silberſtrom einem großen ewigen Ziele entgegen gehen ſehen, ſo empfinden wir das Erhabene das vorzugsweiſe Epiſche. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragiſche und Epiſche wirken, wie ausgezeichnete Hebel ſie auch in der Kunſt ſind, ſo ſind es hauptſächlich doch immer die gewöhnlichen alltäglichen in

Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesez am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesezе still und unaufhörlich wirken, und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesezе ist, so wirkt das Sittengesez still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblikes bei vorgefallenen Thaten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesez, so wie das der Natur das welterhaltende ist, das menschenerhaltende.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächstliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegesmuth dahin zielend, heftige Empfindungen und Leidenschaften gegen feindselige Haufen und Verbindungen auszudrüken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrschaft besungen, inzwischen auch Schönheit und Liebe so wie Freundschaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erschien ein Über-

blik über ein Größeres: ganze menſchliche Abtheilungen und Verhältniſſe wurden geordnet, das Recht des Ganzen vereint mit dem des Theiles, und Großmuth gegen den Feind und Unterdrükung ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften zum Beſten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung ſchon den Alten als die erſte männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumſchlingendes Band als ein Wünſchenswerthes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauſcht, die Wiſſenſchaft fördert, ihre Schäze für alle Menſchen darlegt, und in der Kunſt und Religion zu dem einfach Hohen und Himmliſchen leitet.

Wie es mit dem Aufwärtsſteigen des menſchlichen Geſchlechtes iſt, ſo iſt es auch mit ſeinem Abwärtsſteigen. Untergehenden Völkern verſchwindet zuerſt das Maß. Sie gehen nach Einzelnem aus, ſie werfen ſich mit kurzem Blike auf das Beſchränkte und Unbedeutende, ſie ſezen das Bedingte über das Allgemeine; dann ſuchen ſie den Genuß und das Sinnliche, ſie ſuchen Befriedigung ihres Haſſes und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunſt wird das Einſeitige geſchildert das nur von einem Standpunkte Gültige, dann das Zerfahrene Unſtimmende Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende Aufregende und zulezt die

Unsitte und das Laster, in der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zur üppigen Schwärmerei herab, der Unterschied zwischen Gut und Böse verliert sich, der Einzelne verachtet das Ganze, und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren wilderen aber kräftigeren Feindes. — —

Da ich in dieser Vorrede in meinen Ansichten über Großes und Kleines so weit gegangen bin, so sei es mir auch erlaubt zu sagen, daß ich in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes manche Erfahrungen zu sammeln bemüht gewesen bin, und daß ich Einzelnes aus diesen Erfahrungen zu dichtenden Versuchen zusammengestellt habe; aber meine eben entwikelten Ansichten und die Erlebnisse der leztvergangenen Jahre lehrten mich meiner Kraft zu mißtrauen, daher jene Versuche liegen bleiben mögen, bis sie besser ausgearbeitet oder als unerheblich vernichtet werden.

Diejenigen aber, die mir durch diese keineswegs für junge Zuhörer passende Vorrede gefolgt sind, mögen es auch nicht verschmähen, die Hervorbringungen bescheidenerer Kräfte zu genießen, und mit mir zu den harmlosen folgenden Dingen übergehen.

Im Herbste 1852.

Adalbert Stifter.

Einleitung.

Als Knabe trug ich außer Ruthen Gesträuchen und Blüthen, die mich ergözten, auch noch andere Dinge nach Hause, die mich fast noch mehr freuten, weil sie nicht so schnell Farbe und Bestand verloren wie die Pflanzen, nehmlich allerlei Steine und Erddinge. Auf Feldern an Rainen auf Haiden und Hutweiden ja sogar auf Wiesen, auf denen doch nur das hohe Gras steht, liegen die manigfaltigsten dieser Dinge herum. Da ich nun viel im Freien herum schweifen durfte, konnte es nicht fehlen, daß ich bald die Pläze entdekte, auf denen die Dinge zu treffen waren, und daß ich die, welche ich fand, mit nach Hause nahm.

Da ist an dem Wege, der von Oberplan nach Hossenreuth führt, ein geräumiges Stük Rasen, welches in die Felder hinein geht, und mit einer Mauer aus losen Steinen eingefaßt ist. In diesen

Steinen ſteken kleine Blättchen, die wie Silber und Diamanten funkeln, und die man mit einem Meſſer oder mit einer Ahle herausbrechen kann. Wir Kinder hießen die Blättchen Kazenſilber, und hatten eine ſehr große Freude an ihnen.

Auf dem Berglein des Altrichters befindet ſich ein Stein, der ſo fein und weich iſt, daß man ihn mit einem Meſſer ſchneiden kann. Die Bewohner unſerer Gegend nennen ihn Taufſtein. Ich machte Täfelchen Würfel Ringe und Petſchafte aus dem Steine, bis mir ein Mann, der Uhren Barometer und Stammbäume verfertigte, und Bilder lakirte, zeigte, daß man den Stein mit einem zarten Firniſſe anſtreichen müſſe, und daß dann die ſchönſten blauen grünen und röthlichen Linien zum Vorſcheine kämen.

Wenn ich Zeit hatte, legte ich meine Schäze in eine Reihe, betrachtete ſie, und hatte mein Vergnügen an ihnen. Beſonders hatte die Verwunderung kein Ende, wenn es auf einem Steine ſo geheimnißvoll glänzte und leuchtete und äugelte, daß man es gar nicht ergründen konnte, woher denn das käme. Freilich war manchmal auch ein Stük Glas darunter, das ich auf den Feldern gefunden hatte, und das in allerlei Regenbogenfarben ſchimmerte. Wenn ſie dann ſagten, das ſei ja nur ein Glas, und noch dazu ein

verwitterndes, wodurch es eben dieſe ſchimmernden Farben erhalten habe, ſo dachte ich: Ei, wenn es auch nur ein Glas iſt, ſo hat es doch die ſchönen Farben, und es iſt zum ſtaunen, wie es in der kühlen feuchten Erde dieſe Farben empfangen konnte, und ich ließ es unter den Steinen liegen.

Dieſer Sammelgeiſt nun iſt noch immer nicht von mir gewichen. Nicht nur trage ich noch heut zu Tage buchſtäblich Steine in der Taſche nach Hauſe, um ſie zu zeichnen oder zu malen, und ihre Abbilder dann weiter zu verwenden, ſondern ich lege ja auch hier eine Sammlung von allerlei Spielereien und Kram für die Jugend an, an dem ſie eine Freude haben, und den ſie ſich zur Betrachtung zurecht richten möge. Freilich müſſen meine jungen Freunde zu dieſer Sammlung bedeutend älter ſein, als ich, da ich mir meine ſeltſamen Feldſteine zur Ergözung nach Hauſe trug. Es wird der Fall nicht eintreten, daß ein Juwel in der Sammlung ſei, ſo wie kaum die Gefahr vorhanden iſt, daß ich unter meinen Steinen einſtens etwa einen ungeſchliffenen Diamant oder Rubin gehabt habe, und ohne mein Wiſſen unermeßlich reich geweſen ſei. Wenn aber manches Glasſtük unter dieſen Dingen iſt, ſo bitte ich meine Freunde, zu denken, wie ich bei meinem Glaſe gedacht habe: es hat

doch allerlei Farben, und mag bei den Steinen belaſſen bleiben.

Wenn man einem Verſtorbenen eine Sammlung widmen könnte, würde ich dieſe meinem verſtorbenen jungen Freunde Guſtav widmen. Ich hatte ihn zufällig kennen gelernt, ihn lieb gewonnen und er hatte mir wie einem Vater vertraut. Er hatte Freude an Spielereien, ſo wie er auch gleich einem Mädchen noch immer gelegentlich ein Stükchen Naſchwerk liebte, und, wenn er bei mir zu Tiſche war, auch ſtets bekam. Möge er in ſeiner lichteren Heimath manchmal an den älteren Freund denken, der noch immer in dieſer Welt iſt, und noch ein Stükchen Zeit da zu bleiben wünſcht.

Weil es unermeßlich viele Steine gibt, ſo kann ich gar nicht voraus ſagen, wie groß dieſe Sammlung werden wird.

Im Herbſte 1852.

Der Verfaſſer.

Granit.

Digitized by Google

1.

Granit.

Vor meinem väterlichen Geburtshause dicht neben der Eingangsthür in dasselbe liegt ein großer achteckiger Stein von der Gestalt eines sehr in die Länge gezogenen Würfels. Seine Seitenflächen sind roh ausgehauen, seine obere Fläche aber ist von dem vielen Sizen so fein und glatt geworden, als wäre sie mit der kunstreichsten Glasur überzogen. Der Stein ist sehr alt, und niemand erinnert sich, von einer Zeit gehört zu haben, wann er gelegt worden sei. Die urältesten Greise unsers Hauses waren auf dem Steine gesessen, so wie jene, welche in zarter Jugend hinweggestorben waren, und nebst all den andern in dem Kirchhofe schlummern. Das Alter beweist auch der Umstand, daß die Sandsteinplatten, welche dem Steine zur Unterlage dienen, schon ganz ausgetreten, und dort, wo sie unter die Dachtraufe hinaus ragen,

mit tiefen Löchern von den herabfallenden Tropfen versehen sind.

Eines der jüngsten Mitglieder unseres Hauses, welche auf dem Steine gesessen waren, war in meiner Knabenzeit ich. Ich saß gerne auf dem Steine, weil man wenigstens dazumal eine große Umsicht von demselben hatte. Jezt ist sie etwas verbaut worden. Ich saß gerne im ersten Frühlinge dort, wenn die milder werdenden Sonnenstrahlen die erste Wärme an der Wand des Hauses erzeugten. Ich sah auf die geakerten aber noch nicht bebauten Felder hinaus, ich sah dort manchmal ein Glas wie einen weißen feurigen Funken schimmern und glänzen, oder ich sah einen Geier vorüber fliegen, oder ich sah auf den fernen blaulichen Wald, der mit seinen Zaken an dem Himmel dahin geht, an dem die Gewitter und Wolkenbrüche hinabziehen, und der so hoch ist, daß ich meinte, wenn man auf den höchsten Baum desselben hinauf stiege, müßte man den Himmel angreifen können. Zu andern Zeiten sah ich auf der Straße, die nahe an dem Hause vorübergeht, bald einen Erndtewagen bald eine Heerde bald einen Hausirer vorüber ziehen.

Im Sommer saß gerne am Abende auch der Großvater auf dem Steine, und rauchte sein Pfeifchen, und

manchmal, wenn ich schon lange schlief, oder in den beginnenden Schlummer nur noch gebrochen die Töne hinein hörte, saßen auch theils auf dem Steine theils auf dem daneben befindlichen Holzbänkchen oder auf der Lage von Baubrettern junge Bursche und Mädchen, und sangen anmuthige Lieder in die finstere Nacht.

Unter den Dingen, die ich von dem Steine aus sah, war öfter auch ein Mann von seltsamer Art. Er kam zuweilen auf der Hossenreuther Straße mit einem glänzenden schwarzen Schubkarren herauf gefahren. Auf dem Schubkarren hatte er ein glänzendes schwarzes Fäßchen. Seine Kleider waren zwar vom Anfange an nicht schwarz gewesen, allein sie waren mit der Zeit sehr dunkel geworden, und glänzten ebenfalls. Wenn die Sonne auf ihn schien, so sah er aus, als wäre er mit Öhl eingeschmiert worden. Er hatte einen breiten Hut auf dem Haupte, unter dem die langen Haare auf den Naken hinabwallten. Er hatte ein braunes Angesicht, freundliche Augen, und seine Haare hatten bereits die gelblich weiße Farbe, die sie bei Leuten unterer Stände, die hart arbeiten müssen, gerne bekommen. In der Nähe der Häuser schrie er gewöhnlich etwas, was ich nicht verstand. In Folge dieses Schreiens kamen unsere Nachbarn aus ihren Häusern heraus, hatten Gefäße in der Hand, die meistens

ſchwarze hölzerne Kannen waren, und begaben ſich auf unſere Gaſſe. Während dies geſchah, war der Mann vollends näher gekommen, und ſchob ſeinen Schubkarren auf unſere Gaſſe herzu. Da hielt er ſtille, drehte den Hahn in dem Zapfen ſeines Faſſes, und ließ einem jeden, der unterhielt, eine braune zähe Flüſſigkeit in ſein Gefäß rinnen, die ich recht gut als Wagenſchmiere erkannte, und wofür ſie ihm eine Anzahl Kreuzer oder Groſchen gaben. Wenn alles vorüber war, und die Nachbarn ſich mit ihrem Kaufe entfernt hatten, richtete er ſein Faß wieder zuſammen, ſtrich alles gut hinein, was hervor gequollen war, und fuhr weiter. Ich war bei dem Vorfalle ſchier alle Male zugegen; denn wenn ich auch eben nicht auf der Gaſſe war, da der Mann kam, ſo hörte ich doch ſo gut wie die Nachbarn ſein Schreien, und war gewiß eher auf dem Plaze als alle Andern.

Eines Tages, da die Lenzſonne ſehr freundlich ſchien, und alle Menſchen heiter und ſchelmiſch machte, ſah ich ihn wieder die Hoffenreuther Straße herauffahren. Er ſchrie in der Nähe der Häuſer ſeinen gewöhnlichen Geſang, die Nachbarn kamen herbei, er gab ihnen ihren Bedarf, und ſie entfernten ſich. Als dieſes geſchehen war, brachte er ſein Faß wie zu ſonſtigen Zeiten in Ordnung. Zum Hineinſtreichen

deſſen, was ſich etwa an dem Hahne oder durch das Lokern des Zapfens an den untern Faßdauben angeſammelt hatte, hatte er einen langen ſchmalen flachen Löffel mit kurzem Stiele. Er nahm mit dem Löffel geſchikt jedes Reſtchen Flüſſigkeit, das ſich in einer Fuge oder in einem Winkel verſtekt hatte, heraus, und ſtrich es bei den ſcharfen Rändern des Spundloches hinein. Ich ſaß, da er dieſes that, auf dem Steine, und ſah ihm zu. Aus Zufall hatte ich bloße Füße, wie es öfter geſchah, und hatte Höschen an, die mit der Zeit zu kurz geworden waren. Plözlich ſah er von ſeiner Arbeit zu mir herzu, und ſagte: „Willſt du die Füſſe eingeſchmiert haben?“

Ich hatte den Mann ſtets für eine große Merkwürdigkeit gehalten, fühlte mich durch ſeine Vertraulichkeit geehrt, und hielt beide Füſſe hin. Er fuhr mit ſeinem Löffel in das Spundloch, langte damit herzu, und that einen langſamen Strich auf jeden der beiden Füſſe. Die Flüſſigkeit breitete ſich ſchön auf der Haut aus, hatte eine außerordentlich klare, goldbraune Farbe, und ſandte die angenehmen Harzdüfte zu mir empor. Sie zog ſich ihrer Natur nach allmählich um die Rundung meiner Füſſe herum, und an ihnen hinab. Der Mann fuhr indeſſen in ſeinem Geſchäfte fort, er hatte ein paar Male lächelnd auf mich herzu

geblikt, dann stekte er seinen Löffel in eine Scheide neben das Faß, schlug oben das Spundloch zu, nahm die Tragbänder des Schubkarrens auf sich, hob letzteren empor, und fuhr damit davon. Da ich nun allein war, und ein zwar halb angenehmes aber deßungeachtet auch nicht ganz beruhigtes Gefühl hatte, wollte ich mich doch auch der Mutter zeigen. Mit vorsichtig in die Höhe gehaltenen Höschen ging ich in die Stube hinein. Es war eben Samstag, und an jedem Samstage mußte die Stube sehr schön gewaschen und gescheuert werden, was auch heute am Morgen geschehen war, so wie der Wagenschmiermann gerne an Samstagen kam, um am Sonntage da zu bleiben, und in die Kirche zu gehen. Die gut ausgelaugte und wieder getroknete Holzfaser des Fußbodens nahm die Wagenschmiere meiner Füsse sehr begierig auf, so daß hinter jedem meiner Tritte eine starke Tappe auf dem Boden blieb. Die Mutter saß eben, da ich herein kam, an dem Fenstertische vorne, und nähte. Da sie mich so kommen und vorwärts schreiten sah, sprang sie auf. Sie blieb einen Augenblik in der Schwebe, entweder weil sie mich so bewunderte, oder weil sie sich nach einem Werkzeuge umsah, mich zu empfangen. Endlich aber rief sie: „Was hat denn dieser heillose eingefleischte Sohn heute für Dinge an sich?“

Und damit ich nicht noch weiter vorwärts ginge, eilte sie mir entgegen, hob mich empor, und trug mich meines Schrekes und ihrer Schürze nicht achtend in das Vorhaus hinaus. Dort ließ sie mich nieder, nahm unter der Bodenstiege, wohin wir, weil es an einem andern Orte nicht erlaubt war, alle nach Hause gebrachten Ruthen und Zweige legen mußten, und wo ich selber in den lezten Tagen eine große Menge dieser Dinge angesammelt hatte, heraus, was sie nur immer erwischen konnte, und schlug damit so lange und so heftig gegen meine Füsse, bis das ganze Laubwerk der Ruthen, meine Höschen, ihre Schürze, die Steine des Fußbodens und die Umgebung voll Pech waren. Dann ließ sie mich los, und ging wieder in die Stube hinein.

Ich war, obwohl es mir schon von Anfange bei der Sache immer nicht so ganz vollkommen geheuer gewesen war, doch über diese fürchterliche Wendung der Dinge, und weil ich mit meiner theuersten Verwandten dieser Erde in dieses Zerwürfniß gerathen war, gleichsam vernichtet. In dem Vorhause befindet sich in einer Eke ein großer Steinwürfel, der den Zwek hat; daß auf ihm das Garn zu den Hausweben mit einem hölzernen Schlägel geklopft wird. Auf diesen Stein wankte ich zu, und ließ mich auf ihn

nieder. Ich konnte nicht einmal weinen, das Herz war mir gepreßt, und die Kehle wie mit Schnüren zugeſchnürt. Drinnen hörte ich die Mutter und die Magd berathſchlagen, was zu thun ſei, und fürchtete, daß, wenn die Pechſpuren nicht weg gingen, ſie wieder herauskommen und mich weiter züchtigen würden.

In dieſem Augenblike ging der Großvater bei der hintern Thür, die zu dem Brunnen und auf die Gartenwieſe führt, herein, und ging gegen mich hervor. Er war immer der Gütige geweſen, und hatte, wenn was immer für ein Unglük gegen uns Kinder herein gebrochen war, nie nach dem Schuldigen gefragt, ſondern nur ſtets geholfen. Da er nun zu dem Plaze, auf dem ich ſaß, hervor gekommen war, blieb er ſtehen, und ſah mich an. Als er den Zuſtand, in welchem ich mich befand, begriffen hatte, fragte er, was es denn gegeben habe, und wie es mit mir ſo geworden ſei. Ich wollte mich nun erleichtern, allein ich konnte auch jezt wieder nichts erzählen, denn nun brachen bei dem Anblike ſeiner gütigen und wohlmeinenden Augen alle Thränen, die früher nicht hervor zu kommen vermocht hatten, mit Gewalt heraus, und rannen in Strömen herab, ſo daß ich vor Weinen und Schluchzen nur gebrochene und verſtümmelte

Laute hervorbringen, und nichts thun konnte, als die Füßchen empor heben, auf denen jezt auch aus dem Peche noch das häßliche Roth der Züchtigung hervor sah.

Er aber lächelte, und sagte: „So komme nur her zu mir, komme mit mir.“

Bei diesen Worten nahm er mich bei der Hand, zog mich sanft von dem Steine herab, und führte mich, der ich ihm vor Ergriffenheit kaum folgen konnte, durch die Länge des Vorhauses zurük, und in den Hof hinaus. In dem Hofe ist ein breiter mit Steinen gepflasterter Gang, der rings an den Bauwerken herum läuft. Auf diesem Gange stehen unter dem Überdache des Hauses gewöhnlich einige Schemel oder derlei Dinge, die dazu dienen, daß sich die Mägde beim Hecheln des Flachses oder andern ähnlichen Arbeiten darauf nieder sezen können, um vor dem Unwetter geschüzt zu sein. Zu einem solchen Schemel führte er mich hinzu, und sagte: „Seze dich da nieder, und warte ein wenig, ich werde gleich wieder kommen.“

Mit diesen Worten ging er in das Haus, und nachdem ich ein Weilchen gewartet hatte, kam er wieder heraus, indem er eine große, grünglasirte Schüssel, einen Topf mit Wasser und Seife und Tücher in den Händen trug. Diese Dinge stellte er

neben mir auf das Steinpflaster nieder, zog mir, der ich auf dem Schemel saß, meine Höschen aus, warf sie seitwärts, goß warmes Wasser in die Schüssel, stellte meine Füsse hinein, und wusch sie so lange mit Seife und Wasser, bis ein großer weiß und braungefleckter Schaumberg auf der Schüssel stand, die Wagenschmiere, weil sie noch frisch war, ganz weggegangen, und keine Spur mehr von Pech auf der Haut zu erbliken war. Dann troknete er mit den Tüchern die Füsse ab, und fragte: „Ist es nun gut?“

Ich lachte fast unter den Thränen, ein Stein nach dem andern war mir während des Waschens von dem Herzen gefallen, und waren die Thränen schon linder geflossen, so drangen sie jezt nur mehr einzeln aus den Augen hervor. Er holte mir nun auch andere Höschen, und zog sie mir an. Dann nahm er das troken gebliebene Ende der Tücher, wischte mir damit das verweinte Angesicht ab, und sagte: „Nun gehe da über den Hof bei dem großen Einfahrtsthore auf die Gasse hinaus, daß dich niemand sehe, und daß du niemanden in die Hände fallest. Auf der Gasse warte auf mich, ich werde dir andere Kleider bringen, und mich auch ein wenig umkleiden. Ich gehe heute in das Dorf Melm, da darfst du mit gehen und da wirst du mir erzählen, wie sich dein Unglük ereignet

hat, und wie du in diese Wagenschmiere gerathen bist. Die Sachen lassen wir da liegen, es wird sie schon jemand hinweg räumen."

Mit diesen Worten schob er mich gegen den Hof, und ging in das Haus zurük. Ich schritt leise über den Hof, und eilte bei dem Einfahrtsthore hinaus. Auf der Gasse ging ich sehr weit von dem großen Steine und von der Hausthür weg, damit ich sicher wäre, und stellte mich auf eine Stelle, von welcher ich von ferne in die Hausthür hinein sehen konnte. Ich sah, daß auf dem Plaze, auf welchem ich gezüchtigt worden war, zwei Mägde beschäftigt waren, welche auf dem Boden knieten, und mit den Händen auf ihm hin und her fuhren. Wahrscheinlich waren sie bemüht, die Pechspuren, die von meiner Züchtigung entstanden waren, weg zu bringen. Die Hausschwalbe flog kreischend bei der Thür aus und ein, weil heute unter ihrem Neste immer Störung war, erst durch meine Züchtigung und nun durch die arbeitenden Mägde. An der äußersten Grenze unserer Gasse sehr weit von der Hausthür entfernt, wo der kleine Hügel, auf dem unser Haus steht, schon gegen die vorbeigehende Strasse abzufallen beginnt, lagen einige ausgehauene Stämme, die zu einem Baue oder zu einem anderen ähnlichen Werke bestimmt

waren. Auf dieſe ſezte ich mich nieder, und wartete.

Endlich kam der Großvater heraus. Er hatte ſeinen breiten Hut auf dem Haupte, hatte ſeinen langen Rok an, den er gerne an Sonntagen nahm, und trug ſeinen Stok in der Hand. In der andern hatte er aber auch mein blaugeſtreiftes Jäkchen, weiße Strümpfe, ſchwarze Schnürſtiefelchen und mein graues Filzhütchen. Das alles half er mir anziehen, und ſagte: „So, jezt gehen wir.“

Wir gingen auf dem ſchmalen Fußwege durch das Grün unſers Hügels auf die Straſſe hinab, und gingen auf der Straſſe fort, erſt durch die Häuſer der Nachbarn, auf denen die Frühlingsſonne lag, und von denen die Leute uns grüßten, und dann in das Freie hinaus. Dort ſtrekte ſich ein weites Feld und ſchöner grüner Raſen vor uns hin, und heller freundlicher Sonnenſchein breitete ſich über alle Dinge der Welt. Wir gingen auf einem weißen Wege zwiſchen dem grünen Raſen dahin. Mein Schmerz und mein Kummer war ſchon beinahe verſchwunden, ich wußte, daß ein guter Ausgang nicht fehlen konnte, da der Großvater ſich der Sache annahm, und mich beſchüzte; die freie Luft und die ſcheinende Sonne übten einen beruhigenden Einfluß, und ich empfand das Jäkchen

sehr angenehm auf meinen Schultern und die Stiefelchen an den Füssen, und die Luft floß sanft durch meine Haare.

Als wir eine Weile auf der Wiese gegangen waren, wie wir gewöhnlich gingen, wenn er mich mit nahm, nehmlich daß er seine großen Schritte milderte, aber noch immer große Schritte machte, und ich theilweise neben ihm trippeln mußte, sagte der Großvater: „Nun sage mir doch auch einmal, wie es denn geschehen ist, daß du mit so vieler Wagenschmiere zusammen gerathen bist, daß nicht nur deine ganzen Höschen voll Pech sind, daß deine Füsse voll waren, daß ein Pechflek in dem Vorhause ist, mit Pech besudelte Ruthen herum liegen, sondern daß auch im ganzen Hause, wo man nur immer hin kömmt, Fleken von Wagenschmiere anzutreffen sind. Ich habe deiner Mutter schon gesagt, daß du mit mir gehest, du darfst nicht mehr besorgt sein, es wird dich keine Strafe mehr treffen."

Ich erzählte ihm nun, wie ich auf dem Steine gesessen sei, wie der Wagenschmiermann gekommen sei, wie er mich gefragt habe, ob ich meine Füsse eingeschmiert haben wolle, wie ich sie ihm hingehalten, und wie er auf jeden einen Strich gethan habe, wie ich in die Stube gegangen sei, um mich der Mutter zu

zeigen, wie sie aufgesprungen sei, wie sie mich genommen, in das Vorhaus getragen, mich mit meinen eigenen Ruthen gezüchtiget habe, und wie ich darnach auf dem Steine sizen geblieben sei.

„Du bist ein kleines Närrlein," sagte der Großvater, „und der alte Andreas ist ein arger Schalk, er hat immer solche Streiche ausgeführt, und wird jezt heimlich und wiederholt bei sich lachen, daß er den Einfall gehabt hat. Dieser Hergang bessert deine Sache sehr. Aber siehst du, auch der alte Andreas, so übel wir seine Sache ansehen mögen, ist nicht so schuldig, als wir andern uns denken; denn woher soll denn der alte Andreas wissen, daß die Wagenschmiere für die Leute eine so schrekende Sache ist, und daß sie in einem Hause eine solche Unordnung anrichten kann; denn für ihn ist sie eine Waare, mit der er immer umgeht, die ihm seine Nahrung gibt, die er liebt, und die er sich immer frisch holt, wenn sie ihm ausgeht. Und wie soll er von gewaschenen Fußböden etwas wissen, da er Jahr aus Jahr ein bei Regen und Sonnenschein mit seinem Fasse auf der Strasse ist, bei der Nacht oder an Feiertagen in einer Scheune schläft, und an seinen Kleidern Heu oder Halme kleben hat. Aber auch deine Mutter hat Recht; sie mußte glauben, daß du dir leichtsinniger Weise die

Füsse selber mit so vieler Wagenschmiere beschmiert habest, und daß du in die Stube gegangen seiest, den schönen Boden zu besudeln. Aber lasse nur Zeit, sie wird schon zur Einsicht kommen, sie wird alles verstehen, und alles wird gut werden. Wenn wir dort auf jene Höhe hinauf gelangen, von der wir weit herum sehen, werde ich dir eine Geschichte von solchen Pechmännern erzählen, wie der alte Andreas ist, die sich lange vorher zugetragen hat, ehe du geboren wurdest, und ehe ich geboren wurde, und aus der du ersehen wirst, welche wunderbare Schiksale die Menschen auf der Welt des lieben Gottes haben können. Und wenn du stark genug bist, und gehen kannst, so lasse ich dich in der nächsten Woche nach Spizenberg und in die Hirschberge mitgehen, und da wirst du am Wege im Fichtengrunde eine solche Brennerei sehen, wo sie die Wagenschmiere machen, wo sich der alte Andreas seinen Vorrath immer holt, und wo also das Pech her ist, womit dir heute die Füsse eingeschmiert worden sind."

„Ja, Großvater," sagte ich, „ich werde recht stark sein."

„Nun das wird gut sein," antwortete er, „und du darfst mitgehen."

Bei diesen Worten waren wir zu einer Mauer

aus losen Steinen gelangt, jenseits welcher eine grüne Wiese mit dem weißen Fußpfade war. Der Großvater stieg über den Steigstein, indem er seinen Stok und seinen Rok nach sich zog, und mir, der ich zu klein war, hinüber half; und wir gingen dann auf dem reinen Pfade weiter. Ungefähr in der Mitte der Wiese blieb er stehen, und zeigte auf die Erde, wo unter einem flachen Steine ein klares Wässerlein hervor quoll, und durch die Wiese fortrann.

„Das ist das Behringer Brünnlein," sagte er, „welches das beste Wasser in der Gegend hat, ausgenommen das wunderthätige Wasser, welches auf dem Brunnberge in dem überbauten Brünnlein ist, in dessen Nähe die Gnadenkapelle zum guten Wasser steht. Manche Menschen holen sich aus diesem Brünnlein da ihr Trinkwasser, mancher Feldarbeiter geht weit herzu, um da zu trinken, und mancher Kranke hat schon aus entfernten Gegenden mit einem Kruge hieher geschikt, damit man ihm Wasser bringe. Merke dir den Brunnen recht gut."

„Ja, Großvater," sagte ich.

Nach diesen Worten gingen wir wieder weiter. Wir gingen auf dem Fußpfade durch die Wiese, wir gingen auf einem Wege zwischen Feldern empor, und kamen zu einem Grunde, der mit dichtem kurzem fast

grauem Rasen bedekt war, und auf dem nach allen Richtungen hin in gewissen Entfernungen von einander Föhren standen.

„Das, worauf wir jezt gehen," sagte der Großvater, „sind die Dürrschnäbel, es ist ein seltsamer Name, entweder kömmt er von dem trokenen dürren Boden, oder von dem mageren Kräutlein, das tausendfältig auf dem Boden sizt, und dessen Blüthe ein weißes Schnäblein hat mit einem gelben Zünglein darin. Siehe, die mächtigen Föhren gehören den Bürgern zu Oberplan je nach der Steuerbarkeit, sie haben die Nadeln nicht in zwei Zeilen, sondern in Scheiden wie grüne Borstbüschel, sie haben das geschmeidige fette Holz, sie haben das gelbe Pech, sie streuen sparsamen Schatten, und wenn ein schwaches Lüftchen geht, so hört man die Nadeln ruhig und langsam sausen."

Ich hatte Gelegenheit, als wir weiter gingen, die Wahrheit dessen zu beobachten, was der Großvater gesagt hatte. Ich sah eine Menge der weißgelben Blümlein auf dem Boden, ich sah den grauen Rasen, ich sah auf manchem Stamme das Pech wie goldene Tropfen stehen, ich sah die unzähligen Nadelbüschel auf den unzähligen Zweigen gleichsam aus winzigen dunkeln Stiefelchen heraus ragen, und ich

hörte, obgleich kaum ein Lüftchen zu verspüren war, das ruhige Sausen in den Nadeln.

Wir gingen immer weiter, und der Weg wurde ziemlich steil.

Auf einer etwas höheren und freieren Stelle blieb der Großvater stehen, und sagte: „So, da warten wir ein wenig."

Er wendete sich um, und nachdem wir uns von der Bewegung des Aufwärtsgehens ein wenig ausgeathmet hatten, hob er seinen Stok empor, und zeigte auf einen entfernten mächtigen Waldrüken in der Richtung, aus der wir gekommen waren, und fragte: „Kannst du mir sagen, was das dort ist?"

„Ja, Großvater," antwortete ich, „das ist die Alpe, auf welcher sich im Sommer eine Viehheerde befindet, die im Herbste wieder herabgetrieben wird."

„Und was ist das, das sich weiter vorwärts von der Alpe befindet?" fragte er wieder.

„Das ist der Hüttenwald," antwortete ich.

„Und rechts von der Alpe und dem Hüttenwalde?"

„Das ist der Philippgeorgsberg."

„Und rechts von dem Philippgeorgsberge?"

„Das ist der Seewald, in welchem sich das dunkle und tiefe Seewasser befindet."

„Und wieder rechts von dem Seewalde?"

„Das iſt der Blokenſtein und der Seſſelwald.“

„Und wieder rechts?“

„Das iſt der Tuſſetwald.“

„Und weiter kannſt du ſie nicht kennen; aber da iſt noch mancher Waldrüken mit manchem Namen, ſie gehen viele Meilen weit in die Länder fort. Einſt waren die Wälder noch viel größer als jezt. Da ich ein Knabe war, reichten ſie bis Spizenberg und die vordern Stiftshäuſer, es gab noch Wölfe darin, und die Hirſche konnten wir in der Nacht, wenn eben die Zeit war, bis in unſer Bette hinein brüllen hören. Siehſt du die Rauchſäule dort, die aus dem Hüttenwalde aufſteigt?“

„Ja, Großvater, ich ſehe ſie.“

„Und weiter zurük wieder eine aus dem Walde der Alpe?“

„Ja, Großvater.“

„Und aus den Niederungen des Philippgeorgsberges wieder eine?“

„Ich ſehe ſie, Großvater.“

„Und weit hinten im Keſſel des Seewaldes, den man kaum erbliken kann, noch eine, die ſo ſchwach iſt, als wäre ſie nur ein blaues Wölklein?“

„Ich ſehe ſie auch, Großvater.“

„Siehſt du, dieſe Rauchſäulen kommen alle von

den Menſchen, die in dem Walde ihre Geſchäfte trei-
ben. Da ſind zuerſt die Holzknechte, die an Stellen
die Bäume des Waldes umſägen, daß nichts übrig
iſt als Strünke und Strauchwerk. Sie zünden ein
Feuer an, um ihre Speiſen daran zu kochen, und
um auch das unnöthige Reiſig und die Äſte zu ver-
brennen. Dann ſind die Kohlenbrenner, die einen
großen Meiler thürmen, ihn mit Erde und Reiſern
bedecken, und in ihm aus Scheitern die Kohlen
brennen, die du oft in großen Säken an unſerem
Hauſe vorbei in die ferneren Gegenden hinaus führen
ſiehſt, die nichts zu brennen haben. Dann ſind die
Heuſucher, die in den kleinen Wieſen und in den von
Wald entblößten Stellen das Heu machen, oder es
auch mit Sicheln zwiſchen dem Geſteine ſchneiden.
Sie machen ein Feuer, um ebenfalls daran zu kochen,
oder daß ſich ihr Zugvieh in den Rauch lege, und
dort weniger von den Fliegen geplagt werde. Dann
ſind die Sammler, welche Holzſchwämme, Arznei-
dinge, Beeren und andere Sachen ſuchen, und auch
gerne ein Feuer machen, ſich daran zu laben. Endlich
ſind die Pechbrenner, die ſich aus Walderde Öfen
bauen, oder Löcher mit Lehm überwölben, und dane-
ben ſich Hütten aus Waldbäumen aufrichten, um in
den Hütten zu wohnen, und in den Öfen und Löchern

die Wagenſchmiere zu brennen, aber auch den Theer, den Terpentin und andere Geiſter. Wo ein ganz dünnes Rauchfädlein aufſteigt, mag es auch ein Jäger ſein, der ſich ſein Stüklein Fleiſch bratet, oder der Ruhe pflegt. Alle dieſe Leute haben keine bleibende Stätte in dem Walde; denn ſie gehen bald hierhin bald dorthin, je nachdem ſie ihre Arbeit gethan haben, oder ihre Gegenſtände nicht mehr finden. Darum haben auch die Rauchſäulen keine bleibende Stelle, und heute ſieheſt du ſie hier und ein anderes Mal an einem anderen Plaze."

„Ja, Großvater."

„Das iſt das Leben der Wälder. Aber laß uns nun auch das außerhalb betrachten. Kannſt du mir ſagen, was das für weiße Gebäude ſind, die wir da durch die Doppelföhre hin ſehen?"

„Ja, Großvater, das ſind die Pranghöfe."

„Und weiter von den Pranghöfen links?"

„Das ſind die Häuſer von Vorder- und Hinterſtift."

„Und wieder weiter links?"

„Das iſt Glökelberg."

„Und weiter gegen uns her am Waſſer?"

„Das iſt die Hammermühle und der Bauer David."

„Und die vielen Häuſer ganz in unſerer Nähe,

aus denen die Kirche emporragt, und hinter denen ein Berg ist, auf welchem wieder ein Kirchlein steht?"

„Aber, Großvater, das ist ja unser Marktfleken Oberplan, und das Kirchlein auf dem Berge ist das Kirchlein zum guten Wasser."

„Und wenn die Berge nicht wären und die Anhöhen, die uns umgeben, so würdest du noch viel mehr Häuser und Ortschaften sehen: Die Karlshöfe, Stuben, Schwarzbach, Langenbruk, Melm, Honnetschlag, und auf der entgegengesezten Seite Pichlern, Pernek, Salnau und mehrere andere. Das wirst du einsehen, daß in diesen Ortschaften viel Leben ist, daß dort viele Menschen Tag und Nacht um ihren Lebensunterhalt sich abmühen, und die Freude genießen, die uns hienieden gegeben ist. Ich habe dir darum die Wälder gezeigt und die Ortschaften, weil sich in ihnen die Geschichte zugetragen hat, welche ich dir im Heraufgehen zu erzählen versprochen habe. Aber laß uns weiter gehen, daß wir bald unser Ziel erreichen, ich werde dir die Geschichte im Gehen erzählen."

Der Großvater wendete sich um, ich auch, er sezte die Spize seines Stokes in die magere Rasenerde, wir gingen weiter, und er erzählte: „In allen diesen Wäldern und in allen diesen Ortschaften hat sich einst eine merkwürdige Thatsache ereignet, und es ist ein

großes Ungemach über sie gekommen. Mein Großvater, dein Urgroßvater, der zu damaliger Zeit gelebt hat, hat es uns oft erzählt. Es war einmal in einem Frühlinge, da die Bäume kaum ausgeschlagen hatten, da die Blüthenblätter kaum abgefallen waren, daß eine schwere Krankheit über diese Gegend kam, und in allen Ortschaften, die du gesehen hast, und auch in jenen, die du wegen vorstehender Berge nicht hast sehen können, ja sogar in den Wäldern, die du mir gezeigt hast, ausgebrochen ist. Sie ist lange vorher in entfernten Ländern gewesen, und hat dort unglaublich viele Menschen dahin geraft. Plözlich ist sie zu uns herein gekommen. Man weiß nicht, wie sie gekommen ist: haben sie die Menschen gebracht, ist sie in der milden Frühlingsluft gekommen, oder haben sie Winde und Regenwolken daher getragen: genug sie ist gekommen, und hat sich über alle Orte ausgebreitet, die um uns herum liegen. Über die weißen Blüthenblätter, die noch auf dem Wege lagen, trug man die Todten dahin, und in dem Kämmerlein, in das die Frühlingsblätter hinein schauten, lag ein Kranker, und es pflegte ihn einer, der selbst schon krankte. Die Seuche wurde die Pest geheißen, und in fünf bis sechs Stunden war der Mensch gesund und todt, und selbst die, welche von dem Übel genasen, waren nicht mehr

recht gesund und recht krank, und konnten ihren Geschäften nicht nachgehen. Man hatte vorher in Winterabenden erzählt, wie in andern Ländern eine Krankheit sei, und die Leute an ihr wie an einem Strafgerichte dahin sterben; aber niemand hatte geglaubt, daß sie in unsere Wälder herein kommen werde, weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt, bis sie kam. In den Rathschlägerhäusern ist sie zuerst ausgebrochen, und es starben gleich alle, die an ihr erkrankten. Die Nachricht verbreitete sich in der Gegend, die Menschen erschraken, und rannten gegen einander. Einige warteten, ob es weiter greifen würde, andere flohen, und trafen die Krankheit in den Gegenden, in welche sie sich gewendet hatten. Nach einigen Tagen brachte man schon die Todten auf den Oberplaner Kirchhof, um sie zu begraben, gleich darauf von nahen und fernen Dörfern und von dem Marktfleken selbst. Man hörte fast den ganzen Tag die Zügengloke läuten, und das Todtengeläute konnte man nicht mehr jedem einzelnen Todten verschaffen, sondern man läutete es allgemein für alle. Bald konnte man sie auch nicht mehr in dem Kirchhofe begraben, sondern man machte große Gruben auf dem freien Felde, that die Todten hinein, und scharrte sie mit Erde zu. Von manchem Hause ging kein Rauch empor, in manchem

hörte man das Vieh brüllen, weil man es zu füttern vergeſſen hatte, und manches Rind ging verwildert herum, weil niemand war, es von der Weide in den Stall zu bringen. Die Kinder liebten ihre Eltern nicht mehr und die Eltern die Kinder nicht, man warf nur die Todten in die Grube, und ging davon. Es reiften die rothen Kirſchen, aber niemand dachte an ſie, und niemand nahm ſie von den Bäumen, es reiften die Getreide, aber ſie wurden nicht in der Ordnung und Reinlichkeit nach Hauſe gebracht, wie ſonſt, ja manche wären gar nicht nach Hauſe gekommen, wenn nicht doch noch ein mitleidiger Mann ſie einem Büblein oder Mütterlein, die allein in einem Hauſe geſund geblieben waren, einbringen geholfen hätte. Eines Sonntages, da der Pfarrer von Oberplan die Kanzel beſtieg, um die Predigt zu halten, waren mit ihm ſieben Perſonen in der Kirche; die andern waren geſtorben, oder waren krank oder bei der Krankenpflege, oder aus Wirrniß und Starrſinn nicht gekommen. Als ſie dieſes ſahen, brachen ſie in ein lautes Weinen aus, der Pfarrer konnte keine Predigt halten, ſondern las eine ſtille Meſſe, und man ging auseinander. Als die Krankheit ihren Gipfel erreicht hatte, als die Menſchen nicht mehr wußten, ſollten ſie in dem Himmel oder auf der Erde Hilfe ſuchen, geſchah es, daß

ein Bauer aus dem Amischhause von Melm nach Oberplan ging. Auf der Drillingsföhre saß ein Vöglein und sang:

„Eßt Enzian und Pimpinell,
Steht auf, sterbt nicht so schnell.
Eßt Enzian und Pimpinell
Steht auf, sterbt nicht so schnell."

Der Bauer entfloh, er lief zu dem Pfarrer nach Oberplan und sagte ihm die Worte, und der Pfarrer sagte sie den Leuten. Diese thaten, wie das Vöglein gesungen hatte, und die Krankheit minderte sich immer mehr und mehr, und noch ehe der Haber in die Stoppeln gegangen war, und ehe die braunen Haselnüsse an den Büschen der Zäune reiften, war sie nicht mehr vorhanden. Die Menschen getrauten sich wieder hervor, in den Dörfern ging der Rauch empor, wie man die Betten und die andern Dinge der Kranken verbrannte, weil die Krankheit sehr ansteckend gewesen war; viele Häuser wurden neu getüncht und gescheuert, und die Kirchengloken tönten wieder friedfertige Töne, wenn sie entweder zu dem Gebete riefen oder zu den heiligen Festen der Kirche."

In dem Augenblike gleichsam wie durch die Worte hervor gerufen tönte hell klar und rein mit ihren deutlichen tiefen Tönen die große Gloke von dem

Thurme zu Oberplan, und die Klänge kamen zu uns unter die Föhren herauf.

„Siehe," ſagte der Großvater, „iſt es ſchon vier Uhr, und ſchon Feierabendläuten; ſiehſt du, Kind, dieſe Zunge ſagt uns beinahe mit vernehmlichen Worten, wie gut und wie glüklich und wie befriedigt wieder alles in dieſer Gegend iſt."

Wir hatten uns bei dieſen Worten umgekehrt, und ſchauten nach der Kirche zurük. Sie ragte mit ihrem dunkeln Ziegeldache und mit ihrem dunkeln Thurme, von dem die Töne kamen, empor, und die Häuſer drängten ſich wie eine graue Taubenſchaar um ſie.

„Weil es Feierabend iſt," ſagte der Großvater, „müſſen wir ein kurzes Gebeth thun."

Er nahm ſeinen Hut von dem Haupte, machte ein Kreuz, und bethete. Ich nahm auch mein Hütchen ab, und bethete ebenfalls. Als wir geendet, die Kreuze gemacht, und unſere Kopfbedekungen wieder aufgeſezt hatten, ſagte der Großvater: „Es iſt ein ſchöner Gebrauch, daß am Samſtage nachmittags mit der Gloke dieſes Zeichen gegeben wird, daß nun der Vorabend des Feſtes des Herrn beginne, und daß alles ſtrenge Irdiſche ruhen müſſe, wie ich ja auch an Samſtagen nachmittags keine ernſte Arbeit vornehme, ſondern höchſtens einen Gang in benachbarte Dörfer

mache. Der Gebrauch ſtammt von den Heiden her, die früher in den Gegenden waren, denen jeder Tag gleich war, und denen man, als ſie zum Chriſtenthume bekehrt waren, ein Zeichen geben mußte, daß der Gottestag im Anbrechen ſei. Einſtens wurde dieſes Zeichen ſehr beachtet; denn wenn die Gloke klang, betheten die Menſchen, und ſezten ihre harte Arbeit zu Hauſe oder auf dem Felde aus. Deine Großmutter, als ſie noch ein junges Mädchen war, kniete jederzeit bei dem Feierabendläuten nieder, und that ein kurzes Gebeth. Wenn ich damals an Samſtag-Abenden, ſo wie ich jezt in andere Gegenden gehe, nach Glökelberg ging, denn deine Großmutter iſt von dem vordern Glökelberg zu Hauſe, ſo kniete ſie oft bei dem Klange des Dorfglökleins mit ihrem rothen Leibchen und ſchneeweißen Rökchen neben dem Gehege nieder, und die Blüthen des Geheges waren eben ſo weiß und roth wie ihre Kleider."

„Großvater, ſie bethet jezt auch noch immer, wenn Feierabend geläutet wird, in der Kammer neben dem blauen Schreine, der die rothen Blumen hat," ſagte ich.

„Ja, das thut ſie," erwiederte er, „aber die andern Leute beachten das Zeichen nicht, ſie arbeiten fort auf dem Felde, und arbeiten fort in der Stube, wie ja auch die Schlage unſers Nachbars des Webers ſelbſt

an Samstagabenden forttönt, bis es Nacht wird, und die Sterne am Himmel ſtehen."

„Ja, Großvater."

„Das wirſt du aber nicht wiſſen, daß Oberplan das ſchönſte Geläute in der ganzen Gegend hat. Die Gloken ſind geſtimmt, wie man die Saiten einer Geige ſtimmt, daß ſie gut zuſammen tönen. Darum kann man auch keine mehr dazu machen, wenn eine bräche, oder einen Sprung bekäme, und mit der Schönheit des Geläutes wäre es vorüber. Als dein Oheim Simon einmal vor dem Feinde im Felde lag, und krank war, ſagte er, da ich ihn beſuchte: „„Vater, wenn ich nur noch einmal das Oberplaner Glöklein hören könnte!"" aber er konnte es nicht mehr hören, und mußte ſterben."

In dieſem Augenblike hörte die Gloke zu tönen auf, und es war wieder nichts mehr auf den Feldern als das freundliche Licht der Sonne.

„Komme, laſſe uns weiter gehen," ſagte der Großvater.

Wir gingen auf dem grauen Raſen zwiſchen den Stämmen weiter, immer von einem Stamme zum andern. Es wäre wohl ein ausgetretener Weg geweſen, aber auf dem Raſen war es weicher und ſchöner zu gehen. Allein die Sohlen meiner Stiefel

waren von dem kurzen Grase schon so glatt geworden, daß ich kaum einen Schritt mehr zu thun vermochte, und beim Gehen nach allen Richtungen ausglitt. Da der Großvater diesen Zustand bemerkt hatte, sagte er: „Du mußt mit den Füssen nicht so schleifen; auf diesem Grase muß man den Tritt gleich hinstellen, daß er gilt, sonst bohnt man die Sohlen glatt, und es ist kein sicherer Halt möglich. Siehst du, alles muß man lernen, selbst das Gehen. Aber komme, reiche mir die Hand, ich werde dich führen, daß du ohne Mühsal fort kömmst."

Er reichte mir die Hand, ich faßte sie, und ging nun gestüzt und gesicherter weiter.

Der Großvater zeigte nach einer Weile auf einen Baum, und sagte: „Das ist die Drillingsföhre."

Ein großer Stamm ging in die Höhe, und trug drei schlanke Bäume, welche in den Lüften ihre Äste und Zweige vermischten. Zu seinen Füssen lag eine Menge herabgefallener Nadeln.

„Ich weiß es nicht," sagte der Großvater, „hatte das Vöglein die Worte gesungen, oder hat sie Gott dem Manne in das Herz gegeben: aber die Drillingsföhre darf nicht umgehauen werden, und ihrem Stamme und ihren Ästen darf kein Schaden geschehen."

Ich ſah mir den Baum recht an, dann gingen wir weiter, und kamen nach einiger Zeit allmählich aus den Dürrſchnäbeln hinaus. Die Stämme wurden dünner, ſie wurden ſeltener, hörten endlich ganz auf, und wir gingen auf einem ſehr ſteinigen Wege zwiſchen Feldern, die jezt wieder erſchienen, hinauf. Hier zeigte mir der Großvater wieder einen Baum, und ſagte: „Siehe, das iſt die Machtbuche, das iſt der bedeutſamſte Baum in der Gegend, er wächſt aus dem ſteinigſten Grunde empor, den es gibt. Siehe, darum iſt ſein Holz auch ſo feſt wie Stein, darum iſt ſein Stamm ſo kurz, die Zweige ſtehen ſo dicht, und halten die Blätter feſt, daß die Krone gleichſam eine Kugel bildet, durch die nicht ein einziges Äuglein des Himmels hindurch ſchauen kann. Wenn es Winter werden will, ſehen die Leute auf dieſen Baum und ſagen: Wenn einmal die Herbſtwinde durch das dürre Laub der Machtbuche ſauſen, und ihre Blätter auf dem Boden dahin treiben, dann kömmt bald der Winter. Und wirklich hüllen ſich in kurzer Zeit die Hügel und Felder in die weiße Deke des Schnees. Merke dir den Baum, und denke in ſpäten Jahren, wenn ich längſt im Grabe liege, daß es dein Großvater geweſen iſt, der ihn dir zuerſt gezeigt hat.“

Von dieſer Buche gingen wir noch eine kleine

Zeit aufwärts, und kamen dann auf die Schneidelinie der Anhöhe, von der wir auf die jenseitigen Gegenden hinüber sahen, und das Dorf Melm in einer Menge von Bäumen zu unsern Füßen erblikten.

Der Großvater blieb hier stehen, zeigte mit seinem Stoke auf einen entfernten Wald, und sagte: „Siehst du, dort rechts hinüber der dunkle Wald ist der Rindlesberg, hinter dem das Dorf Rindles liegt, das wir nicht sehen können. Weiter links, wenn der Nadelwald nicht wäre, würdest du den großen Alschhof erbliken. Zur Zeit der Pest ist in dem Alschhofe alles ausgestorben bis auf eine einzige Magd, welche das Vieh, das in dem Alschhofe ist, pflegen mußte, zwei Reihen Kühe, von denen die Milch zu dem Käse kömmt, den man in dem Hofe bereitet, dann die Stiere und das Jungvieh. Diese mußte sie viele Wochen lang nähren und warten, weil die Seuche den Thieren nichts anhaben konnte, und sie fröhlich und munter blieben, bis ihre Herrschaft Kenntniß von dem Ereigniße erhielt, und von den übrig gebliebenen Menschen ihr einige zu Hilfe sendete. In der großen Hammermühle, die du mir im Heraufgehen gezeigt hast, sind ebenfalls alle Personen gestorben bis auf einen einzigen krummen Mann, der alle Geschäfte zu thun hatte, und die Leute befriedigen mußte, die nach der

Peſt das Getreide zur Mühle brachten, und ihr Mehl haben wollten; daher noch heute das Sprichwort kömmt: „Ich habe mehr Arbeit als der Krumme im Hammer.“ Von den Prieſtern in Oberplan iſt nur der alte Pfarrer übrig geblieben, um der Seelſorge zu pflegen, die zwei Kapläne ſind geſtorben, auch der Küſter iſt geſtorben und ſein Sohn, der ſchon die Prieſterweihe hatte. Von den Badhäuſern, die neben der kurzen Zeile des Marktes die gebogene Gaſſe machen, ſind drei gänzlich ausgeſtorben.“

Nach dieſen Worten gingen wir in dem Hohlwege und unter allerlei lieblichen Spielen von Licht und Farben, welche die Sonne in den grünen Blättern der Geſträuche verurſachte, in das Dorf Melm hinunter.

Der Großvater hatte in dem erſten Hauſe desſelben im Machthofe zu thun. Wir gingen deßhalb durch den großen Schwibbogen desſelben hinein. Der Machtbauer ſtand in dem Hofe, hatte bloße Hemdärmel an den Armen und viele hochgipflige Metallknöpfe auf der Weſte. Er grüßte den Großvater, als er ihn ſah, und führte ihn in die Stube; mich aber ließen ſie auf einem kleinen hölzernen Bänklein neben der Thür im Hofe ſizen, und ſchikten mir ein Butterbrod, das ich verzehrte. Ich raſtete, betrachtete die

Dinge, die da waren, als: die Wägen, welche abgeladen unter dem Schoppendache ineinander geschoben standen, die Pflüge und Eggen, welche, um Plaz zu machen, in einen Winkel zusammengedrängt waren, die Knechte und Mägde, die hin und her gingen, ihre Samstagsarbeit thaten, und sich zur Feier des Sonntages rüsteten; und die Dinge gesellten sich zu denen, mit denen ohnehin mein Haupt angefüllt war, zu Drillingsföhren Todten und Sterbenden und singenden Vöglein.

Nach einer Zeit kam der Großvater wieder heraus, und sagte: „So, jezt bin ich fertig, und wir treten unsern Rükweg wieder an.“

Ich stand von meinem Bänklein auf, wir gingen dem Schwibbogen zu, der Bauer und die Bäurin begleiteten uns bis dahin, nahmen bei dem Schwibbogen Abschied, und wünschten uns glükliche Heimkehr.

Da wir wieder allein waren, und auf unserem Rükwege den Hohlweg hinan schritten, fuhr der Großvater fort: „Als es tief in den Herbst ging, wo die Preißelbeeren reifen, und die Nebel sich schon auf den Mooswiesen zeigen, wandten sich die Menschen wieder derjenigen Erde zu, in welcher man die Todten ohne Einweihung und Gepränge begraben hatte.

Viele Menſchen gingen hinaus, und betrachteten den friſchen Aufwurf, andere wollten die Namen derer wiſſen, die da begraben lagen, und als die Seelſorge in Oberplan wieder vollkommen hergeſtellt war, wurde die Stelle wie ein ordentlicher Kirchhof eingeweiht, es wurde feierlicher Gottesdienſt unter freiem Himmel gehalten, und alle Gebethe und Segnungen nachgetragen, die man früher verſäumt hatte. Dann wurde um den Ort eine Planke gemacht, und ungelöſchter Kalk auf denſelben geſtreut. Von da an bewahrte man das Gedächtniß an die Vergangenheit in allerlei Dingen. Du wirſt wiſſen, daß manche Stellen unſerer Gegend noch den Beinamen Peſt tragen, zum Beiſpiele Peſtwieſe, Peſtſteig, Peſthang; und wenn du nicht ſo jung wäreſt, ſo würdeſt du auch die Säule noch geſehen haben, die jezt nicht mehr vorhanden iſt, die auf dem Marktplaze von Oberplan geſtanden war, und auf welcher man leſen konnte, wann die Peſt gekommen iſt, und wann ſie aufgehört hat, und auf welcher ein Dankgebet zu dem Gekreuzigten ſtand, der auf dem Gipfel der Säule prangte."

„Die Großmutter hat uns von der Peſtſäule erzählt," ſagte ich.

„Seitdem aber ſind andere Geſchlechter gekom-

men," fuhr er fort, „die von der Sache nichts wiſſen und die die Vergangenheit verachten, die Einhegungen ſind verloren gegangen, die Stellen haben ſich mit gewöhnlichem Graſe überzogen. Die Menſchen vergeſſen gerne die alte Noth, und halten die Geſundheit für ein Gut, das ihnen Gott ſchuldig ſei, und das ſie in blühenden Tagen verſchleudern. Sie achten nicht der Pläze, wo die Todten ruhen, und ſagen den Beinamen Peſt mit leichtfertiger Zunge, als ob ſie einen andern Namen ſagten wie etwa Hagedorn oder Eiben."

Wir waren unterdeſſen wieder durch den Hohlweg auf den Kamm der Anhöhe gekommen, und hatten die Wälder, zu denen wir uns im Heraufgehen umwenden mußten, um ſie zu ſehen, jezt in unſerem Angeſichte, und die Sonne neigte ſich in großem Gepränge über ihnen dem Untergange zu.

„Wenn nicht ſo die Abendſonne gegen uns ſchiene," ſagte der Großvater, „und alles in einem feurigen Rauche ſchwebte, würde ich dir die Stelle zeigen können, von der ich jezt reden werde, und die in unſere Erzählung gehört. Sie iſt viele Wegeſtunden von hier, ſie iſt uns gerade gegenüber, wo die Sonne unterſinkt, und dort ſind erſt die rechten Wälder. Dort ſtehen die Tannen und Fichten, es ſtehen die Erlen

und Ahorne, die Buchen und andere Bäume wie die Könige, und das Volk der Gebüſche und das dichte Gedränge der Gräſer und Kräuter der Blumen der Beeren und Mooſe ſteht unter ihnen. Die Quellen gehen von allen Höhen herab, und rauſchen, und murmeln, und erzählen, was ſie immer erzählt haben, ſie gehen über Kieſel wie leichtes Glas, und vereinigen ſich zu Bächen, um hinaus in die Länder zu kommen, oben ſingen die Vögel, es leuchten die weißen Wolken, die Regen ſtürzen nieder, und wenn es Nacht wird, ſcheint der Mond auf alles, daß es wie ein geneztes Tuch aus ſilbernen Fäden iſt. In dieſem Walde iſt ein ſehr dunkler See, hinter ihm iſt eine graue Felſenwand, die ſich in ihm ſpiegelt, an ſeinen Seiten ſtehen dunkle Bäume, die in das Waſſer ſchauen, und vorne ſind Himbeer- und Brombeergehege, die einen Verhau machen. An der Felſenwand liegt ein weißes Gewirre herabgeſtürzter Bäume, aus den Brombeeren ſteht mancher weiße Stamm empor, der von dem Blize zerſtört iſt, und ſchaut auf den See, große graue Steine liegen hundert Jahre herum, und die Vögel und das Gewild kommen zu dem See, um zu trinken."

„Das iſt der See, Großvater, den ich im Heraufgehen genannt habe," ſagte ich, „die Großmutter hat

uns von ſeinem Waſſer erzählt, und den ſeltſamen Fiſchen, die darin ſind, und wenn ein weißes Wölklein über ihm ſteht, ſo kömmt ein Gewitter."

„Und wenn ein weißes Wölklein über ihm ſteht," fuhr der Großvater fort, „und ſonſt heiterer Himmel iſt, ſo geſellen ſich immer mehrere dazu, es wird ein Wolkenheer, und das löst ſich von dem Walde los, und zieht zu uns mit dem Gewitter heraus, das uns den ſchweren Regen bringt und auch öfter den Hagel. Am Rande dieſes Waldes, wo heut zu Tage ſchon Felder ſind, wo aber dazumal noch dichtes Gehölze war, befand ſich zur Zeit der Peſt eine Pechbrennerhütte. In derſelben wohnte der Mann, von dem ich dir erzählen will. Mein Großvater hat ſie noch gekannt, und er hat geſagt, daß man zeitweilig von dem Walde den Rauch habe aufſteigen ſehen, wie du heute die Rauchfäden haſt aufſteigen geſehen, da wir heraufgegangen ſind."

„Ja Großvater," ſagte ich.

„Dieſer Pechbrenner," fuhr er fort, „wollte ſich in der Peſt der allgemeinen Heimſuchung entziehen, die Gott über die Menſchen verhängt hatte. Er wollte in den höchſten Wald hinauf gehen, wo nie ein Beſuch von Menſchen hinkömmt, wo nie eine Luft von Menſchen hinkömmt, wo alles anders iſt als

unten, und wo er gesund zu bleiben gedachte. Wenn aber doch einer zu ihm gelangte, so wollte er ihn eher mit einem Schürbaume erschlagen, als daß er ihn näher kommen, und die Seuche bringen ließe. Wenn aber die Krankheit lange vorüber wäre, dann wollte er wieder zurükkehren, und weiter leben. Als daher die schwarzen Schubkarrenführer, die von ihm die Wagenschmiere holten, die Kunde brachten, daß in den angrenzenden Ländern schon die Pest entstanden sei, machte er sich auf, und ging in den hohen Wald hinauf. Er ging aber noch weiter, als wo der See ist, er ging dahin, wo der Wald noch ist, wie er bei der Schöpfung gewesen war, wo noch keine Menschen gearbeitet haben, wo kein Baum umbricht, als wenn er vom Blize getroffen ist, oder von dem Winde umgestürzt wird; dann bleibt er liegen, und aus seinem Leibe wachsen neue Bäumchen und Kräuter empor; die Stämme stehen in die Höhe, und zwischen ihnen sind die unangesehenen und unangetasteten Blumen und Gräser und Kräuter."

Während der Großvater dieses sagte, war die Sonne untergegangen. Der feurige Rauch war plözlich verschwunden, der Himmel, an welchem keine einzige Wolke stand, war ein goldener Grund geworden, wie man in alten Gemälden sieht, und der Wald

ging nun deutlich und dunkelblau in dieſem Grunde dahin.

„Siehe Kind, jezt können wir die Stelle ſehen, von der ich rede," ſagte der Großvater, „blike da gerade gegen den Wald, und da wirſt du eine tiefere blaue Färbung ſehen, das iſt das Beken, in welchem der See iſt. Ich weiß nicht, ob du es ſiehſt."

„Ich ſehe es," antwortete ich, „ich ſehe auch die ſchwachen grauen Streifen, welche die Seewand bedeuten."

„Da haſt du ſchärfere Augen als ich," erwiederte der Großvater; „gehe jezt mit den Augen von der Seewand rechts und gegen den Rand empor, dann haſt du jene höheren großen Waldungen. Es ſoll ein Fels dort ſein, der wie ein Hut überhängende Krempen hat, und wie ein kleiner Auswuchs an dem Waldrande zu ſehen iſt."

„Großvater, ich ſehe den kleinen Auswuchs."

„Er heißt der Hutfels, und iſt noch weit oberhalb des Sees im Hochwalde, wo kaum ein Menſch geweſen iſt. An dem See ſoll aber ſchon eine hölzerne Wohnung geſtanden ſein. Der Ritter von Wittinghauſen hat ſie als Zufluchtsort für ſeine zwei Töchter im Schwedenkriege erbaut. Seine Burg iſt damals ver-

brannt worden, die Ruinen ſtehen noch wie ein blauer Würfel aus dem Thomaswalde empor.“

„Ich kenne die Ruine, Großvater.“

„Das Haus war hinter dem See, wo die Wand es beſchüzte, und ein alter Jäger hat die Mädchen bewacht. Heut zu Tage iſt von alle dem keine Spur mehr vorhanden. Von dieſem See ging der Pechbrenner bis zum Hutfels hinan, und ſuchte ſich einen geeigneten Plaz aus. Er war aber nicht allein, ſondern es waren ſein Weib und ſeine Kinder mit ihm, es waren ſeine Brüder, Vettern, Muhmen und Knechte mit, er hatte ſein Vieh und ſeine Geräthe mitgenommen. Er hatte auch allerlei Sämereien und Getreide mit geführt, um in der aufgelokerten Erde anbauen zu können, daß er ſich Vorrath für die künftigen Zeiten ſammle. Nun baute man die Hütten für Menſchen und Thiere, man baute die Öfen zum Brennen der Waare, und man ſäte die Saamen in die aufgegrabenen Felder. Unter den Leuten im Walde war auch ein Bruder des Pechbrenners, der nicht in dem Walde bleiben, ſondern wieder zu der Hütte zurükkehren wollte. Da ſagte der Pechbrenner, daß er ihnen ein Zeichen geben ſolle, wenn die Peſt ausgebrochen ſei. Er ſolle auf dem Hausberge in der Mittagsſtunde eine Rauchſäule aufſteigen laſſen, ſolle

dieſelbe eine Stunde gleichartig dauern laſſen, und ſolle dann das Feuer dämpfen, daß ſie aufhöre. Dies ſolle er zur Gewißheit drei Tage hinter einander thun, daß die Waldbewohner daran ein Zeichen erkennen, das ihnen gegeben worden ſei. Wenn aber die Seuche aufgehört habe, ſolle er ihnen auch eine Nachricht geben, daß ſie hinabgehen könnten, und die Krankheit nicht bekämen. Er ſolle eine Rauchſäule um die Mittagsſtunde von dem Hausberge aufſteigen laſſen, ſolle ſie eine Stunde gleichartig erhalten, und dann das Feuer löſchen. Dies ſolle er vier Tage hinter einander thun, aber an jedem Tage eine Stunde ſpäter; an dieſem beſonderen Vorgange würden ſie erkennen, daß nun alle Gefahr vorüber ſei. Wenn er aber erkranke, ſo ſolle er den Auftrag einem Freunde oder Bekannten als Teſtament hinterlaſſen und dieſer ihn wieder einem Freunde oder Bekannten, ſo daß einmal einer eine Rauchſäule errege, und von dem Pechbrenner eine Belohnung zu erwarten habe. Kennſt du den Hausberg?“

„Ja, Großvater,“ antwortete ich, „es iſt der ſchwarze ſpizige Wald, der hinter Pernek empor ſteigt und auf deſſen Gipfel ein Felsklumpen iſt.“

„Ja,“ ſagte der Großvater, „der iſt es. Es ſollen einmal drei Brüder gelebt haben, einer auf der Alpe,

einer auf dem Hausberge und einer auf dem Thomaswalde. Sie ſollen ſich Zeichen gegeben haben, wenn einem eine Gefahr drohte, bei Tage einen Rauch bei Nacht ein Feuer, daß es geſehen würde, und daß die andern zu Hilfe kämen. Ich weiß nicht ob die Brüder gelebt haben. In dem hohen Walde wohnten nun die Ausgewanderten fort, und als die Peſt in unſern Gegenden ausgebrochen war, ſtieg um die Mittagsſtunde eine Rauchſäule von dem Hausberge empor, dauerte eine Stunde gleichartig fort, und hörte dann auf. Dies geſchah drei Tage hinter einander, und die Leute in dem Walde wußten, was ſich begeben hatte. — Aber ſiehe, wie es ſchon kühl geworden iſt, und wie bereits der Thau auf die Gräſer fällt, komme, ich werde dir dein Jäkchen zumachen, daß du nicht frierſt, und werde dir dann die Geſchichte weiter erzählen."

Wir waren während der Erzählung des Großvaters in die Dürrſchnäbel gekommen, wir waren an der Drillingsföhre vorüber gegangen, und unter den dunkeln Stämmen auf dem faſt farbloſen Graſe bis zu den Feldern von Oberplan gekommen. Der Großvater legte ſeinen Stok auf den Boden, beugte ſich zu mir herab, neſtelte mir das Halstuch feſter, richtete mir das Weſtchen zurecht, und knöpfte mir das Jäkchen zu. Hierauf knöpfte er ſich auch ſeinen Rok

zu, nahm ſeinen Stab, und wir gingen wieder weiter.

„Siehſt du, mein liebes Kind," fuhr er fort, „es hat aber alles nichts geholfen, und es war nur eine Verſuchung Gottes. Da die Büſche des Waldes ihre Blüthen bekommen hatten, weiße und rothe, wie die Natur will, da aus den Blüthen Beeren geworden waren, da die Dinge, welche der Pechbrenner in die Walderde gebaut hatte, aufgegangen und gewachſen waren, da die Gerſte die goldenen Barthaare bekommen hatte, da das Korn ſchon weißlich wurde, da die Haberfloken an den kleinen Fädlein hingen, und das Kartoffelkraut ſeine grünen Kugeln und blaulichen Blüthen trug: waren alle Leute des Pechbrenners er ſelber und ſeine Frau bis auf einen einzigen kleinen Knaben, den Sohn des Pechbrenners, geſtorben. Der Pechbrenner und ſein Weib waren die lezten geweſen, und da die Überlebenden immer die Todten begraben hatten, der Pechbrenner und ſein Weib aber niemand hinter ſich hatten, und der Knabe zu ſchwach war, ſie zu begraben, blieben ſie als Todte in ihrer Hütte liegen. Der Knabe war nun allein in dem fürchterlichen großen Walde. Er ließ die Thiere aus, welche in den Ställen waren, weil er ſie nicht füttern konnte, er dachte, daß ſie an den Gräſern des Waldes

eine Nahrung finden würden, und dann lief er ſelber von der Hütte weg, weil er den todten Mann und das todte Weib entſezlich fürchtete. Er ging auf eine freie Stelle des Waldes, und da war jezt überall niemand, niemand als der Tod. Wenn er in der Mitte von Blumen und Geſträuchen nieder kniete und bethete, oder wenn er um Vater und Mutter und um die andern Leute weinte und jammerte, und wenn er dann wieder aufſtand, ſo war nichts um ihn als die Blumen und Geſträuche, und das Vieh, welches unter die Bäume des Waldes hinein weidete, und mit den Gloken läutete. Siehſt du, ſo war es mit dem Knaben, der vielleicht gerade ſo groß war wie du. Aber ſiehe, die Pechbrennerknaben ſind nicht wie die in den Marktfleken oder in den Städten, ſie ſind ſchon unterrichteter in den Dingen der Natur, ſie wachſen in dem Walde auf, ſie können mit dem Feuer umgehen, ſie fürchten die Gewitter nicht, und haben wenig Kleider, im Sommer keine Schuhe und auf dem Haupte ſtatt eines Hutes die berußten Haare. Am Abende nahm der Knabe Stahl Stein und Schwamm aus ſeiner Taſche, und machte ſich ein Feuer; das in den Öfen der Pechbrenner war längſt ausgegangen, und erloſchen. Als ihn hungerte, grub er mit der Hand Kartoffeln aus, die unter den emporwachſenden Reben

waren, und briet ſie in der Glut des Feuers. Zu Trinken gaben ihm Quellen und Bäche. Am anderen Tage ſuchte er einen Ausweg aus dem Walde. Er wußte nicht mehr, wie ſie in den Wald hinauf gekommen waren. Er ging auf die höchſte Stelle des Berges, er kletterte auf einen Baum, und ſpähte, aber er ſah nichts als Wald und lauter Wald. Er gedachte nun zu immer höhern und höhern Stellen des Waldes zu gehen, bis er einmal hinaus ſähe, und das Ende des Waldes erblikte. Zur Nahrung nahm er jezt auch noch die Körner der Gerſte und des Kornes, welche er ſamt den Ähren auf einem Steine über dem Feuer röſtete, wodurch ſich die Haare und Hülſen verbrannten, oder er löste die rohen zarten Kornkörner aus den Hülſen, oder er ſchälte Rüben, die in den Kohlbeeten wuchſen. In den Nächten hüllte er ſich in Blätter und Zweige und dekte ſich mit Reiſig. Die Thiere, welche er ausgelaſſen hatte, waren fortgegangen, entweder weil ſie ſich in dem Walde verirrt hatten, oder weil ſie auch die Todtenhütte ſcheuten, und von ihr flohen; er hörte das Läuten nicht mehr, und ſie kamen nicht zum Vorſcheine. Eines Tages, da er die Thiere ſuchte, fand er auf einem Hügel, auf welchem Brombeeren und Steine waren, mitten in einem Brombeerenge-

ſtrüppe ein kleines Mädchen liegen. Dem Knaben klopfte das Herz außerordentlich, er ging näher, das Mädchen lebte, aber es hatte die Krankheit, und lag ohne Bewußtſein da. Er ging noch näher, das Mädchen hatte weiße Kleider und ein ſchwarzes Mäntelchen an, es hatte wirre Haare, und lag ſo ungefüg in dem Geſtrippe, als wäre es hinein geworfen worden. Er rief, aber er bekam keine Antwort, er nahm das Mädchen bei der Hand, aber die Hand konnte nichts faſſen, und war ohne Leben. Er lief in das Thal, ſchöpfte mit ſeinem alten Hute, den er aus der Hütte mitgenommen hatte, Waſſer, brachte es zu dem Mädchen zurük, und befeuchtete ihm die Lippen. Dies that er nun öfter. Er wußte nicht, womit dem Kinde zu helfen wäre, und wenn er es auch gewußt hätte, ſo hätte er nichts gehabt, um es ihm zu geben. Weil er durch das verworrene Geſtrippe nicht leicht zu dem Plaze gelangen konnte, auf welchem das Mädchen lag, ſo nahm er nun einen großen Stein, legte ihn auf die kriechenden Ranken der Brombeeren, und wiederholte das ſo lange, bis er die Brombeeren bedekt hatte, bis ſie niedergehalten wurden, und die Steine ein Pflaſter bildeten. Auf dieſes Pflaſter kniete er nieder, rükte das Kind, ſah es an, ſtrich ihm die Haare zurecht, und weil er keinen Kamm hatte, ſo

wischte er die nassen Loken mit seinen Händen ab, daß sie wieder schönen feinen menschlichen Haaren glichen. Weil er aber das Mädchen nicht heben konnte, um es auf einen besseren Plaz zu tragen, so lief er auf den Hügel, riß dort das dürre Gras ab, riß die Halme ab, die hoch an dem Gesteine wachsen, sammelte das trokene Laub, das von dem vorigen Herbste übrig war, und das entweder unter Gestrippen hing, oder von dem Winde in Steinklüfte zusammen geweht worden war, und that alles auf einen Haufen. Da es genug war, trug er es zu dem Mädchen, und machte ihm ein weicheres Lager. Er that die Dinge an jene Stellen unter ihrem Körper, wo sie am meisten noth thaten. Dann schnitt er mit seinem Messer Zweige von den Gesträuchen, stekte sie um das Kind in die Erde, band sie an den Spizen mit Gras und Halmen zusammen, und legte noch leichte Äste darauf, daß sie ein Dach bildeten. Auf den Körper des Mädchens legte er Zweige, und bedekte sie mit breitblättrigen Kräutern zum Beispiele mit Huflattig, daß sie eine Deke bildeten. Für sich holte er dann Nahrung aus den Feldern des todten Vaters. Bei der Nacht machte er ein Feuer aus zusammen getragenem Holze und Moder. So saß er bei Tage bei dem bewußtlosen Kinde, hüthete es, und schüzte es vor Thieren und

Fliegen, bei Nacht unterhielt er ein glänzendes Feuer. Siehe das Kind ſtarb aber nicht, ſondern die Krankheit beſſerte ſich immer mehr und mehr, die Wänglein wurden wieder lieblicher und ſchöner, die Lippen bekamen die Roſenfarbe, und waren nicht mehr ſo bleich und gelblich, und die Äuglein öffneten ſich, und ſchauten herum. Es fing auch an zu eſſen, es aß die Erdbeeren, die noch zu finden waren, es aß Himbeeren, die ſchon reiften, es aß die Kerne der Haſelnüſſe, die zwar nicht reif aber ſüß und weich waren, es aß endlich ſogar das weiße Mehl der gebratenen Kartoffeln und die zarten Körner des Kornes, was ihm alles der Knabe brachte, und reichte; und wenn es ſchlief, ſo lief er auf den Hügel, und erkletterte einen Felſen, um überall herum zu ſpähen, auch ſuchte er wieder die Thiere, weil die Milch jezt recht gut geweſen wäre. Aber er konnte nichts erſpähen, und konnte die Thiere nicht finden. Da das Mädchen ſchon ſtärker war, und mithelfen konnte, brachte er es an einen Plaz, wo überhängende Äſte es ſchüzten, aber da er dachte, daß ein Gewitter kommen, und der Regen durch die Äſte ſchlagen könnte, ſo ſuchte er eine Höhle, die troken war, dort machte er ein Lager, und brachte das Mädchen hin. Eine Steinplatte ſtand oben über die Stätte, und ſie konnten ſchön auf den

Wald hinausſehen. Ich habe dir geſagt, daß jene Krankheit ſehr heftig war, daß die Menſchen in fünf bis ſechs Stunden geſund und todt waren; aber ich ſage dir auch: wer die Krankheit überſtand, der war ſehr bald geſund, nur daß er lange Zeit ſchwach blieb, und lange Zeit ſich pflegen mußte. In dieſer Höhle blieben nun die Kinder, und der Knabe ernährte das Mädchen, und that ihm alles und jedes Gute, was es nothwendig hatte. Nun erzählte ihm auch das Mädchen wie es in den Wald gekommen ſei. Vater und Mutter und mehrere Leute hätten ihre ferne Heimath verlaſſen, als ſich die Krankheit genähert habe, um höhere Orte zu ſuchen, wo ſie von dem Übel nicht erreicht werden würden. In dem großen Walde ſeien ſie irre gegangen, der Vater und die Mutter ſeien geſtorben, und das Mädchen ſei allein übrig geblieben. Wo Vater und Mutter geſtorben ſeien, wo die andern Leute hingekommen, wie es ſelber in die Brombeeren gerathen ſei, wußte es nicht. Auch konnte es nicht ſagen, wo die Heimath ſei. Der Knabe erzählte dem Mädchen auch, wie ſie ihre Hütte verlaſſen hätten, wie alle in den Wald gegangen wären, und wie ſie geſtorben ſeien, und er allein nur am Leben geblieben wäre. Siehſt du, ſo ſaſſen die Kinder in der Höhle, wenn der Tag über den Wald hinüber

zog, und das Grüne beleuchtete, die Vöglein ſangen, die Bäume glänzten, und die Bergſpizen leuchteten; oder ſie ſchlummerten wenn es Nacht war, wenn es finſter und ſtill war, oder der Schrei eines wilden Thieres tönte, oder der Mond am Himmel ſtand, und ſeine Strahlen über die Wipfel goß. Du kannſt dir denken, wie es war, wenn du betrachteſt, wie ſchon hier die Nacht iſt, wie der Mond ſo ſchauerlich in den Wolken ſteht, wo wir doch ſchon ſo nahe an den Häuſern ſind, und wie er auf die ſchwarzen Vogelbeerbäume unſers Nachbars hernieder ſcheint."

Wir waren, während der Großvater erzählte, durch die Felder von Oberplan herab gegangen, wir waren über die Wieſe gegangen, in welcher das Behringer Brünnlein iſt, wir waren über die Steinwand geſtiegen, wir waren über den weichen Raſen gegangen, und näherten uns bereits den Häuſern von Oberplan. Es war indeſſen völlig Nacht geworden, der halbe Mond ſtand am Himmel, viele Wolken hatten ſich aufgethürmt, die er beglänzte, und ſeine Strahlen fielen gerade auf die Vogelbeerbäume, die in dem Garten unſers Nachbars ſtanden.

„Nachdem das Mädchen ſehr ſtark geworden war," fuhr der Großvater fort, „dachten die Kinder daran

aus dem Walde zu gehen. Sie berathſchlagten unter ſich, wie ſie das anſtellen ſollten. Das Mädchen wußte gar nichts; der Knabe aber ſagte, daß alle Wäſſer abwärts rinnen, daß ſie fort und fort rinnen, ohne ſtille zu ſtehen, daß der Wald ſehr hoch ſei, und daß die Wohnungen der Menſchen ſehr tief liegen, daß bei ihrer Hütte ſelber ein breites rinnendes Waſſer vorbeigegangen wäre, daß ſie von dieſer Hütte in den Wald geſtiegen ſeien, daß ſie immer aufwärts und aufwärts gegangen, und mehreren herabfließenden Waſſern begegnet ſeien; wenn man daher an einem rinnenden Waſſer immer abwärts gehe, ſo müſſe man aus dem Walde hinaus und zu Menſchen gelangen. Das Mädchen ſah das ein, und mit Freuden beſchloſſen ſie ſo zu thun. Sie rüſteten ſich zur Abreiſe. Von den Feldern nahmen ſie Kartoffeln, ſo viel ſie tragen konnten, und viele zuſammen gebundene Büſchel von Ähren. Der Knabe hatte aus ſeiner Jake einen Sak gemacht, und für Erdbeeren und Himbeeren machte er ſchöne Täſchchen aus Birkenrinde. Dann brachen ſie auf. Sie ſuchten zuerſt den Bach in dem Thale, aus dem ſie bisher getrunken hatten, und gingen dann an ſeinem Waſſer fort. Siehſt du, der Knabe leitete das Mädchen, weil es ſchwach war, und weil er in dem Walde erfahrener

war; er zeigte ihm die Steine, auf die es treten, er zeigte ihm die Dornen und spizigen Hölzer, die es vermeiden sollte, er führte es an schmalen Stellen, und wenn große Felsen oder Dikichte und Sümpfe kamen, so wichen sie seitwärts aus, und lenkten dann klug immer wieder der Richtung des Baches zu. So gingen sie immer fort. Wenn sie müde waren, sezten sie sich nieder, und rasteten, wenn sie ausgeraſtet hatten gingen sie weiter. Am Mittage machte er ein Feuer, und sie brieten Kartoffeln, und rösteten sich ihre Getreideähren. Das Wasser suchte er in einer Quelle oder in einem kalten Bächlein, die winzig über weißen Sand aus der schwarzen Walderde oder aus Gebüsch und Steinen hervorrannen. Wenn sie Stellen trafen wo Beeren und Nüsse sind, so sammelten sie diese. Bei der Nacht machte er ein Feuer, machte dem Mädchen ein Lager, und bettete sich selber wie er sich in den ersten Tagen im Walde gebettet hatte. So wanderten sie weiter. Sie gingen an vielen Bäumen vorüber, an der Tanne mit dem herabhängenden Bartmoose, an der zerrissenen Fichte, an dem langarmigen Ahorne, an dem weißgeflekten Buchenstamme mit den lichtgrünen Blättern, sie gingen an Blumen Gewächsen und Steinen vorüber, sie gingen unter dem Singen der Vögel dahin, sie

gingen an hüpfenden Eichhörnchen vorüber oder an einem weidenden Reh. Der Bach ging um Hügel herum, oder er ging in gerader Richtung, oder er wand sich um die Stämme der Bäume. Er wurde immer größer, unzählige Seitenbächlein kamen aus den Thälern heraus, und zogen mit ihm, von dem Laube der Bäume und von den Gräsern tropften ihm Tropfen zu, und zogen mit ihm. Er rauschte über die Kiesel, und erzählte gleichsam den Kindern. Nach und nach kamen andere Bäume, an denen der Knabe recht gut erkannte, daß sie nach auswärts gelangten; die Zakentanne, die Fichte mit dem rauhen Stamme, die Ahorne mit den großen Ästen und die knollige Buche hörten auf, die Bäume waren kleiner frischer reiner und zierlicher. An dem Wasser standen Erlengebüsche, mehrere Weiden standen da, der wilde Apfelbaum zeigte seine Früchte, und der Waldkirschenbaum gab ihnen seine kleinen schwarzen süssen Kirschen. Nach und nach kamen Wiesen, es kamen Hutweiden, die Bäume lichteten sich, es standen nur mehr Gruppen, und mit einem Male, da der Bach schon als ein breites ruhiges Wasser ging, sahen sie die Felder und Wohnungen der Menschen. Die Kinder jubelten, und gingen zu einem Hause. Sie waren nicht in die Heimath des Knaben hinaus gekommen, sie wußten

nicht, wo ſie hingekommen waren, aber ſie wurden recht freundlich aufgenommen, und von den Leuten in die Pflege genommen. Inzwiſchen ſtieg wieder eine Rauchſäule von dem Hausberge empor, ſie ſtieg in der Mittagsſtunde auf, blieb eine Stunde gleichartig und hörte dann auf. Dies geſchah vier Tage hinter einander, an jedem Tage um eine Stunde ſpäter: aber es war niemand da, das Zeichen verſtehen zu können."

Als der Großvater bis hieher erzählt hatte, waren wir an unſerem Hauſe angekommen.

Er ſagte: „Da wir müde ſind, und da es ſo warm iſt, ſo ſezen wir uns ein wenig auf den Stein, ich werde dir die Geſchichte zu Ende erzählen."

Wir ſezten uns auf den Stein, und der Großvater fuhr fort: „Als man in Erfahrung gebracht hatte, wer der Knabe ſei, und wohin er gehöre, wurde er ſamt dem Mädchen in die Pechbrennerhütte zu dem Oheime gebracht. Der Oheim ging in den Wald hinauf, und verbrannte vor Entſezen die Waldhütte, in welcher der todte Pechbrenner mit ſeinem Weibe lag. Auch das Mädchen wurde von ſeinen Verwandten ausgekundſchaftet, und in der Pechbrennerhütte abgeholt. Siehſt du, es iſt in jenen Zeiten auch in andern Theilen der Wälder die Peſt ausge-

brochen, und es ſind viele Menſchen an ihr geſtorben; aber es kamen wieder andere Tage, und die Geſundheit war wieder in unſern Gegenden. Der Knabe blieb nun bei dem Oheime in der Hütte, wurde dort größer und größer, und ſie betrieben das Geſchäft des Brennens von Wagenſchmiere Terpentin und andern Dingen. Als ſchon viele Jahre vergangen waren, als der Knabe ſchon beinahe ein Mann geworden war, kam einmal ein Wägelchen vor die Pechbrennerhütte gefahren. In dem Wägelchen ſaß eine ſchöne Jungfrau, die ein weißes Kleid und ein ſchwarzes Mäntelchen an hatte, und an der Bruſt ein Brombeerſträuslein trug. Sie hatte die Wangen, die Augen und die feinen Haare des Waldmädchens. Sie war gekommen den Knaben zu ſehen, der ſie gerettet, und aus dem Walde geführt hatte. Sie und der alte Vetter, der ſie begleitete, bathen den Jüngling, er möchte mit ihnen in das Schloß des Mädchens gehen, und dort leben. Der Jüngling, der das Mädchen auch recht liebte, ging mit. Er lernte dort allerlei Dinge, wurde immer geſchikter, und wurde endlich der Gemahl des Mädchens, das er zur Zeit der Peſt in dem Walde gefunden hatte. Siehſt du, da bekam er ein Schloß, er bekam Felder, Wieſen, Wälder, Wirthſchaften und Geſinde, und wie er ſchon

in der Jugend verständig und aufmerksam gewesen war, so vermehrte und verbesserte er alles, und wurde von seinen Untergebenen, von seinen Nachbarn und Freunden und von seinem Weibe geachtet und geliebt. Er starb als ein angesehener Mann, der im ganzen Lande geehrt war. Wie verschieden die Schiksale der Menschen sind. Seinen Oheim hat er oft eingeladen zu kommen bei ihm zu wohnen und zu leben, dieser aber blieb in der Pechbrennerhütte, und betrieb das Brenngeschäft fort und fort, und als der Wald immer kleiner wurde, als die Felder und Wiesen bis zu seiner Hütte vorgerükt waren, ging er tiefer in das Gehölze, und trieb dort das Brennen der Wagenschmiere weiter. Seine Nachkommen die er erhielt, als er in den Ehestand getreten war, blieben bei der nehmlichen Beschäftigung, und von ihm stammt der alte Andreas ab, der auch nur ein Wagenschmierfuhrmann ist, und nichts kann, als im Lande mit seinem schwarzen Fasse herum ziehen, und thörichten Knaben, die es nicht besser verstehen, die Füsse mit Wagenschmiere anstreichen."

Mit diesen Worten hörte der Großvater zu erzählen auf. Wir blieben aber noch immer auf dem Steine sizen. Der Mond hatte immer heller und heller geschienen, die Wolken hatten sich immer länger und

länger geſtrekt, und ich ſchaute ſtets auf den ſchwarzen Vogelbeerbaum des Nachbars.

Da ſtrekte ſich das Antliz der Großmutter aus der Thür heraus, und ſie fragte, ob wir denn nicht zum Eſſen gehen wollten. Wir gingen nun in die Stube der Großeltern, die Großmutter that ein ſchönes aus braun- und weißgeſtreiftem Pflaumenholze verfertigtes Hängetiſchchen von der Wand herab, überdekte es mit weißen Linnen, gab uns Teller, und Eßgeräthe, und ſtellte ein Huhn mit Reis auf. Da wir aßen, ſagte ſie mit böſer Miene, daß der Großvater noch thörichter und unbeſonnener ſei als der Enkel, weil er zum Waſchen von Wagenſchmierfüſſen eine grünglaſirte Schüſſel genommen habe, ſo daß man ſie jezt aus Ekel zu nichts mehr verwenden könne.

Der Großvater lächelte und ſagte: „So zerbrechen wir die Schüſſel, daß ſie nicht einmal aus Unachtſamkeit doch genommen wird, und kaufen eine neue; es iſt doch beſſer, als wenn der Schelm länger in der Angſt geblieben wäre. Du nimmſt dich ja auch um ihn an.“

Bei dieſen Worten zeigte er gegen den Ofen, wo in einem kleinen Wännchen meine Pechhöschen eingeweicht waren.

Als wir gegeſſen hatten, ſagte der Großvater, daß

ich nun ſchlafen gehen ſolle, und er geleitete mich ſelber in meine Schlafkammer. Als wir durch das Vorhaus gingen, wo ich in ſolche Strafe gekommen war, zwitſcherten die jungen Schwalben leiſe in ihrem Neſte wie ſchlaftrunken, in der großen Stube brannte ein Lämpchen auf dem Tiſche, das alle Samſtagsnächte die ganze Nacht zu Ehren der heiligen Jungfrau brannte, in dem Schlafgemache der Eltern lag der Vater in dem Bette, hatte ein Licht neben ſich, und las, wie er gewöhnlich zu thun pflegte; die Mutter war nicht zu Hauſe, weil ſie bei einer kranken Muhme war. Da wir den Vater gegrüßt hatten, und er freundlich geantwortet hatte, gingen wir in das Schlafzimmer der Kinder. Die Schweſter und die kleinen Brüderchen ſchlummerten ſchon. Der Großvater half mir, mich entkleiden, und er blieb bei mir, bis ich gebethet und das Dekchen über mich gezogen hatte. Dann ging er fort. Aber ich konnte nicht ſchlafen, ſondern dachte immer an die Geſchichte, die mir der Großvater erzählt hatte, ich dachte an dieſen Umſtand und an jenen, und es fiel mir mehreres ein, um was ich fragen müſſe. Endlich machte doch die Müdigkeit ihr Recht gelten, und der Schlaf ſenkte ſich auf die Augen. Als ich noch im halben Entſchlummern war, ſah ich bei dem Scheine des Lichtes, das aus

dem Schlafzimmer der Eltern herein fiel, daß die Mutter herein ging, ohne daß ich mich zu vollem Bewußtsein empor richten konnte. Sie ging zu dem Gefäße des Weihbrunnens, nezte sich die Finger, ging zu mir, besprizte mich, und machte mir das Kreuzzeichen auf Stirn, Mund und Brust, ich erkannte, daß alles verziehen sei, und schlief nun plözlich mit Versöhnungfreuden, ich kann sagen, beseligt ein.

Aber der erste Schlaf ist doch kein ruhiger gewesen. Ich hatte viele Sachen bei mir, Todte, Sterbende, Pestkranke, Drillingsföhren, das Waldmädchen, den Machtbauer, des Nachbars Vogelbeerbaum, und der alte Andreas strich mir schon wieder die Füsse an. Aber der Verlauf des Schlafes muß gut gewesen sein; denn als man mich erwekte schien die Sonne durch die Fenster herein, es war ein lieblicher Sonntag, alles war festlich, wir bekamen nach dem Gebethe das Festtagsfrühstük, bekamen die Festtagskleider, und als ich auf die Gasse ging, war alles rein frisch und klar, die Dinge der Nacht waren dahin, und der Vogelbeerbaum des Nachbars war nicht halb so groß als gestern. Wir erhielten unsere Gebethbücher, und gingen in die Kirche, wo wir den Vater und Großvater auf ihren Plätzen in dem Bürgerstuhle sahen.

Seitdem sind viele Jahre vergangen, der Stein

liegt noch vor dem Vaterhauſe, aber jezt ſpielen die Kinder der Schweſter darauf, und oft mag das alte Mütterlein auf ihm ſizen, und nach den Weltgegenden ausſchauen, in welche ihre Söhne zerſtreut ſind.

Wie es aber auch ſeltſame Dinge in der Welt gibt, die ganze Geſchichte des Großvaters weiß ich, ja durch lange Jahre, wenn man von ſchönen Mädchen redete, fielen mir immer die feinen Haare des Waldmädchens ein: aber von den Pechſpuren, die alles einleiteten, weiß ich nichts mehr, ob ſie durch Waſchen oder durch Abhobeln weggegangen ſind, und oft, wenn ich eine Heimreiſe beabſichtigte, nahm ich mir vor die Mutter zu fragen, aber auch das vergaß ich jedes Mal wieder.

II.

Kalkſtein.

Ich erzähle hier eine Geſchichte, die uns einmal ein Freund erzählt hat, in der nichts Ungewöhnliches vorkömmt, und die ich doch nicht habe vergeſſen können. Unter zehn Zuhörern werden neun den Mann, der in der Geſchichte vorkömmt, tadeln, der zehnte wird oft an ihn denken. Die Gelegenheit zu der Geſchichte kam von einem Streite, der ſich in der Geſellſchaft von uns Freunden darüber entſpann, wie die Geiſtesgaben an einem Menſchen vertheilt ſein können. Einige behaupteten, es könne ein Menſch mit einer gewiſſen Gabe außerordentlich bedacht ſein, und die andern doch nur in einem geringen Maße beſitzen. Man wies dabei auf die ſogenannten Virtuoſen hin. Andere ſagten, die Gaben der Seele ſeien immer im gleichen Maße vorhanden, entweder alle gleich groß oder gleich mittelmäßig oder gleich klein,

nur hänge es von dem Geſchike ab, welche Gabe vorzüglich ausgebildet wurde, und dies rufe den Anſchein einer Ungleichheit hervor. Raphael hätte unter andern Jugendeindrüken und Zeitverhältniſſen ſtatt eines großen Malers ein großer Feldherr werden können. Wieder andere meinten, wo die Vernunft als das überſinnliche Vermögen und als das höchſte Vermögen des Menſchen überhaupt in großer Fülle vorhanden ſei, da ſeien es auch die übrigen untergeordneten Fähigkeiten. Das Umgekehrte gelte jedoch nicht; es könne eine niedere Fähigkeit beſonders hervorragen, die höhern aber nicht. Wohl aber, wenn was immer für eine Begabung, ſie ſei ſelber hoch oder niedrig, bedeutend iſt, müſſen es auch die ihr untergeordneten ſein. Als Grund gaben ſie an, daß die niedere Fähigkeit immer die Dienerin der höhern ſei, und daß es ein Widerſinn wäre, die höhere gebiethende Gabe zu beſizen und die niedere dienende nicht. Endlich waren noch einige, die ſagten, Gott habe die Menſchen erſchaffen, wie er ſie erſchaffen habe, man könne nicht wiſſen, wie er die Gaben vertheilt habe, und könne darüber nicht hadern, weil es ungewiß ſei, was in der Zukunft in dieſer Beziehung noch zum Vorſcheine kommen könne. Da erzählte mein Freund ſeine Geſchichte.

Ihr wißt alle, ſagte er, daß ich mich ſchon ſeit vielen Jahren mit der Meßkunſt beſchäftige, daß ich in Staatsdienſten bin, und daß ich mit Aufträgen dieſer Art von der Regierung bald hierhin bald dorthin geſendet wurde. Da habe ich verſchiedene Landestheile und verſchiedene Menſchen kennen gelernt. Einmal war ich in der kleinen Stadt Wengen, und hatte die Ausſicht, noch recht lange dort bleiben zu müſſen, weil ſich die Geſchäfte in die Länge zogen, und noch dazu mehrten. Da kam ich öfter in das nahe gelegene Dorf Schauendorf, und lernte deſſen Pfarrer kennen, einen vortrefflichen Mann, der die Obſtbaumzucht eingeführt, und gemacht hatte, daß das Dorf, das früher mit Heken, Dikicht und Geniſte umgeben war, jezt einem Garten glich, und in einer Fülle freundlicher Obſtbäume da lag. Einmal war ich von ihm zu einer Kirchenfeierlichkeit geladen, und ich ſagte, daß ich ſpäter kommen würde, da ich einige nothwendige Arbeiten abzuthun hätte. Als ich mit meinen Arbeiten fertig war, begab ich mich auf den Weg nach Schauendorf. Ich ging über die Feldhöhen hin, ich ging durch die Obſtbäume, und da ich mich dem Pfarrhofe näherte, ſah ich, daß das Mittagsmal bereits begonnen haben müſſe. In dem Garten, der wie bei vielen katholiſchen Pfarrhöfen vor dem Hauſe

lag, war kein Menſch, die gegen den Garten gehenden Fenſter waren offen, in der Küche, in die mir ein Einblik gegönnt war, waren die Mägde um das Feuer vollauf beſchäftigt, und aus der Stube drang einzelnes Klappern der Teller und Klirren der Eßgeräthe. Da ich eintrat, ſah ich die Gäſte um den Tiſch ſizen, und ein unberührtes Gedeke für mich aufbewahrt. Der Pfarrer führte mich zu demſelben hin, und nöthigte mich zum Sizen. Er ſagte, er wolle mir die anweſenden Mitglieder nicht vorſtellen, und ihren Namen nicht nennen, einige ſeien mir ohnehin bekannt, andere würde ich im Verlaufe des Eſſens ſchon kennen lernen, und die übrigen würde er mir, wenn wir aufgeſtanden wären, nennen. Ich ſezte mich alſo nieder, und was der Pfarrer vorausgeſagt hatte, geſchah. Ich wurde mit manchem Anweſenden bekannt, von manchem erfuhr ich Namen und Verhältniſſe, und da die Gerichte ſich ablöſeten, und der Wein die Zungen öffnete, war manche junge Bekanntſchaft ſchon wie eine alte. Nur ein einziger Gaſt war nicht zu erkennen. Lächelnd und freundlich ſaß er da, er hörte aufmerkſam alles an, er wandte immer das Angeſicht der Gegend, wo eifrig geſprochen wurde, zu, als ob ihn eine Pflicht dazu antriebe, ſeine Mienen gaben allen Redenden recht, und wenn an einem an-

dem Orte das Geſpräch wieder lebhafter wurde, wandte er ſich dorthin, und hörte zu. Selber aber ſprach er kein Wort. Er ſaß ziemlich weit unten, und ſeine ſchwarze Geſtalt ragte über das weiße Linnengedeke der Tafel empor, und obwohl er nicht groß war, ſo richtete er ſich nie vollends auf, als hielte er das für unſchiklich. Er hatte den Anzug eines armen Landgeiſtlichen. Sein Rok war ſehr abgetragen, die Fäden waren daran ſichtbar, er glänzte an manchen Stellen, und an andern hatte er die ſchwarze Farbe verloren, und war röthlich oder fahl. Die Knöpfe daran waren von ſtarkem Bein. Die ſchwarze Weſte war ſehr lang, und hatte ebenfalls beinerne Knöpfe. Die zwei winzig kleinen Läppchen von weißer Farbe — das einzige Weiße, das er an ſich hatte — die über ſein ſchwarzes Halstuch herabgingen, bezeugten ſeine Würde. Bei den Ärmeln gingen, wie er ſo ſaß, manchmal ein ganz klein wenig eine Art Handkrauſen hervor, die er immer bemüht war wieder heimlich zurük zu ſchieben. Vielleicht waren ſie in einem Zuſtande, daß er ſich ihrer ein wenig hätte ſchämen müſſen. Ich ſah, daß er von keiner Speiſe viel nahm, und dem Aufwärter, der ſie darreichte, immer höflich dankte. Als der Nachtiſch kam, nippte er kaum von dem beſſeren Weine, nahm von dem Zukerwerke nur kleine Stükchen, und legte

nichts auf seinen Teller heraus, wie doch die andern thaten, um nach der Sitte ihren Angehörigen eine kleine Erinnerung zu bringen.

Dieser Eigenheiten willen fiel mir der Mann auf.

Als das Mal vorüber war, und die Gäste sich erhoben hatten, konnte ich auch den übrigen Theil seines Körpers betrachten. Die Beinkleider waren von demselben Stoffe und in demselben Zustande wie der Rok, sie reichten bis unter die Knie, und waren dort durch Schnallen zusammen gehalten. Dann folgten schwarze Strümpfe, die aber fast grau waren. Die Füsse standen in weiten Schuhen, die große Schnallen hatten. Sie waren von starkem Leder, und hatten dike Sohlen. So angezogen stand der Mann, als sich Gruppen zu Gesprächen gebildet hatten, fast allein da, und sein Rüken berührte beinahe den Fensterpfeiler. Sein körperliches Aussehen stimmte zu seinem Anzuge. Er hatte ein längliches sanftes fast eingeschüchtertes Angesicht mit sehr schönen klaren blauen Augen. Die braunen Haare gingen schlicht gegen hinten zusammen, es zogen sich schon weiße Fäden durch sie, die anzeigten, daß er sich bereits den fünfzig Jahren nähere, oder daß er Sorge und Kummer gehabt haben müsse.

Nach kurzer Zeit suchte er aus einem Winkel ein

ſpaniſches Rohr hervor, das einen ſchwarzen Beinknopf hatte, wie die an ſeinen Kleidern waren, näherte ſich dem Hausherrn, und begann Abſchied zu nehmen. Der Hausherr fragte ihn, ob er denn ſchon gehen wolle, worauf er antwortete, es ſei für ihn ſchon Zeit, er habe vier Stunden nach ſeinem Pfarrhofe zu gehen, und ſeine Füſſe ſeien nicht mehr ſo gut, wie in jüngeren Jahren. Der Pfarrer hielt ihn nicht auf. Er empfahl ſich allſeitig, ging zur Thür hinaus und gleich darauf ſahen wir ihn durch die Kornfelder dahin wandeln, den Hügel, der das Dorf gegen Sonnenuntergang begrenzte, hinan ſteigen, und dort gleichſam in die glänzende Nachmittagsluft verſchwinden.

Ich fragte, wer der Mann wäre, und erfuhr, daß er in einer armen Gegend Pfarrer ſei, daß er ſchon ſehr lange dort ſei, daß er nicht weg verlange, und daß er ſelten das Haus verlaſſe außer bei einer ſehr dringenden Veranlaſſung. —

Es waren ſeit jenem Gaſtmale viele Jahre vergangen, und ich hatte den Mann vollſtändig vergeſſen, als mich mein Beruf einmal in eine fürchterliche Gegend rief. Nicht daß Wildniſſe Schlünde Abgründe Felſen und ſtürzende Wäſſer dort geweſen wären — das alles zieht mich eigentlich an — ſon-

dern es waren nur sehr viele kleine Hügel da, jeder Hügel bestand aus naktem grauem Kalksteine, der aber nicht, wie es oft bei diesem Gesteine der Fall ist, zerrissen war, oder steil abfiel, sondern in rundlichen breiten Gestalten auseinander ging, und an seinem Fuße eine lange gestrekte Sandbank um sich herum hatte. Durch diese Hügel ging in großen Windungen ein kleiner Fluß Namens Zirder. Das Wasser des Flusses, das in der grauen und gelben Farbe des Steines und Sandes durch den Widerschein des Himmels oft dunkelblau erschien, dann die schmalen grünen Streifen, die oft am Saume des Wassers hingingen, und die andern einzelnen Rasenfleke, die in dem Gesteine hie und da lagen, bildeten die ganze Abwechslung und Erquikung in dieser Gegend.

Ich wohnte in einem Gasthofe, der in einem etwas besseren und darum sehr entfernten Theile der Gegend lag. Es ging dort eine Strasse über eine Anhöhe, und führte, wie das in manchen Gegenden der Fall ist, den Namen Hochstrasse, welchen Namen auch der Gasthof hatte. Um nicht durch Hin- und Hergehen zu viele Zeit zu verlieren, nahm ich mir immer kalte Speisen und Wein auf meinen Arbeitsplaz mit, und aß erst am Abende mein Mittagsmal. Einige meiner Leute wohnten auch in dem Gasthofe,

die andern richteten ſich ein, wie es ging, und bauten ſich kleine hölzerne Hüttchen in dem Steinlande.

Die Gegend Namens Steinkar, obwohl ſie im Grunde nicht außerordentlich abgelegen iſt, wird doch wenigen Menſchen bekannt ſein, weil keine Veranlaſſung iſt, dorthin zu reiſen.

Eines Abends, als ich von meinen Arbeiten allein nach Hauſe ging, weil ich meine Leute vorausgeſchikt hatte, ſah ich meinen armen Pfarrer auf einem Sandhaufen ſizen. Er hatte ſeine großen Schuhe faſt in den Sand vergraben, und auf den Schößen ſeines Rokes lag Sand. Ich erkannte ihn in dem Augenblike. Er war ungefähr ſo gekleidet wie damals, als ich ihn zum erſten Male geſehen hatte. Seine Haare waren jezt viel grauer, als hätten ſie ſich beeilt, dieſe Farbe anzunehmen, ſein längliches Angeſicht hatte deutliche Falten bekommen, und nur die Augen waren blau und klar wie früher. An ſeiner Seite lehnte das Rohr mit dem ſchwarzen Beinknopfe.

Ich hielt in meinem Gange inne, trat näher zu ihm, und grüßte ihn.

Er hatte keinen Gruß erwartet, daher ſtand er eilfertig auf, und bedankte ſich. In ſeinen Mienen war keine Spur vorhanden, daß er mich erkenne; es konnte auch nicht ſein; denn bei jenem Gaſtmale hat

er mich gewiß viel weniger betrachtet als ich ihn. Er blieb nur so vor mir stehen, und sah mich an. Ich sagte daher, um ein Gespräch einzuleiten: „Euer Ehrwürden werden mich nicht mehr kennen.“

„Ich bin nicht der Ehre theilhaftig,“ antwortete er.

„Aber ich habe die Ehre gehabt,“ sagte ich auf den Ton seiner Höflichkeit eingehend, „mit Euer Ehrwürden an ein und derselben Tafel zu speisen.“

„Ich kann mich nicht mehr erinnern,“ erwiederte er.

„Euer Ehrwürden sind doch derselbe Mann,“ sagte ich, „der einmal vor mehreren Jahren auf einem Kirchenfeste bei dem Pfarrer zu Schauendorf war, und nach dem Speisen der erste fort ging, weil er, wie er sagte, vier Stunden bis zu seinem Pfarrhofe zu gehen hätte?“

„Ja, ich bin derselbe Mann,“ antwortete er, „ich bin vor acht Jahren zu der hundertjährigen Jubelfeier der Kircheneinweihung nach Schauendorf gegangen, weil es sich gebührt hat, ich bin bei dem Mittagsessen geblieben, weil mich der Pfarrer eingeladen hat, und bin der erste nach dem Essen fortgegangen, weil ich vier Stunden nach Hause zurük zu legen hatte. Ich bin seither nicht mehr nach Schauendorf gekommen.“

„Nun an jener Tafel bin ich auch geſeſſen," ſagte ich, „und habe Euer Ehrwürden heute ſogleich erkannt."

„Das iſt zu verwundern — nach ſo vielen Jahren," ſagte er.

„Mein Beruf bringt es mit ſich," erwiederte ich, „daß ich mit vielen Menſchen verkehre, und ſie mir merke, und da habe ich denn im Merken eine ſolche Fertigkeit erlangt, daß ich auch Menſchen wieder erkenne, die ich vor Jahren und auch nur ein einziges Mal geſehen habe. Und in dieſer abſcheulichen Gegend haben wir uns wieder gefunden."

„Sie iſt, wie ſie Gott erſchaffen hat," antwortete er, „es wachſen hier nicht ſo viele Bäume wie in Schauendorf, aber manches Mal iſt ſie auch ſchön, und zuweilen iſt ſie ſchöner als alle andern in der Welt."

Ich fragte ihn, ob er in der Gegend anſäſſig ſei, und er antwortete, daß er ſieben und zwanzig Jahre Pfarrer in dem Kar ſei. Ich erzählte ihm, daß ich hieher geſendet worden ſei, um die Gegend zu vermeſſen, daß ich die Hügel und Thäler aufnehme, um ſie auf dem Papiere verkleinert darzuſtellen, und daß ich in der Hochſtraſſe draußen wohne. Als ich ihn fragte, ob er oft hieher komme, erwiederte er: „ich

gehe gerne heraus, um meine Füſſe zu üben, und ſize dann auf einem Steine, um die Dinge zu betrachten.“

Wir waren während dieſes Geſpräches ins Gehen gekommen, er ging an meiner Seite, und wir redeten noch von manchen gleichgültigen Dingen, vom Wetter, von der Jahreszeit, wie dieſe Steine beſonders geeignet ſeien, die Sonnenſtrahlen einzuſaugen, und von Anderem.

Waren ſeine Kleider ſchon bei jenem Gaſtmale ſchlecht geweſen, ſo waren ſie jezt wo möglich noch ſchlechter. Ich konnte mich nicht erinnern, ſeinen Hut damals geſehen zu haben, jezt aber mußte ich wiederholt auf ihn hin bliken; denn es war nicht ein einziges Härchen auf ihm.

Als wir an die Stelle gelangt waren, wo ſein Weg ſich von dem meinigen trennte, und zu ſeinem Pfarrhofe in das Kar hinab führte, nahmen wir Abſchied, und ſprachen die Hoffnung aus, daß wir uns nun öfter treffen würden.

Ich ging auf meinem Wege nach der Hochſtraſſe dahin, und dachte immer an den Pfarrer. Die ungemeine Armuth, wie ich ſie noch niemals bei einem Menſchen oberhalb des Bettlerſtandes angetroffen habe, namentlich nicht bei ſolchen, die andern als Muſter der Reinlichkeit und Ordnung vorzuleuchten

haben, ſchwebte mir beſtändig vor. Zwar war der Pfarrer beinahe ängſtlich reinlich, aber gerade dieſe Reinlichkeit hob die Armuth noch peinlicher hervor, und zeigte die Lokerheit der Fäden, das Unhaltbare und Weſenloſe dieſer Kleidung. Ich ſah noch auf die Hügel, welche nur mit Stein bedekt waren, ich ſah noch auf die Thäler, in welchen ſich nur die langen Sandbänke dahin zogen, und ging dann in meinen Gaſthof, um den Ziegenbraten zu verzehren, den ſie mir dort öfter vorſezten.

Ich fragte nicht um den Pfarrer, um keine rohe Antwort zu bekommen.

Von nun an kam ich öfter mit dem Pfarrer zuſammen. Da ich den ganzen Tag in dem Steinkar war, und Abends noch öfter in demſelben herum ſchlenderte, um verſchiedene Richtungen und Abtheilungen kennen zu lernen, da er auch zuweilen herauskam, ſo konnte es nicht fehlen, daß wir uns trafen. Wir kamen auch einige Male zu Geſprächen. Er ſchien nicht ungerne mit mir zuſammen zu treffen, und ich ſah es auch gerne, wenn ich mit ihm zuſammen kam. Wir gingen ſpäter öfter mit einander in den Steinen herum, oder ſaßen auf einem, und betrachteten die andern. Er zeigte mir manches Thierchen, manche Pflanze, die der Gegend eigenthümlich waren, er

zeigte mir die Beſonderheiten der Gegend, und machte mich auf die Verſchiedenheiten mancher Steinhügel aufmerkſam, die der ſorgfältigſte Beobachter für ganz gleich gebildet angeſehen haben würde. Ich erzählte ihm von meinen Reiſen, zeigte ihm unſere Werkzeuge, und erklärte ihm bei Gelegenheit unſerer Arbeiten manchmal deren Gebrauch.

Ich kam nach der Zeit auch einige Male mit ihm in ſeinen Pfarrhof hinunter. Wo das ſtärkſte Geſtein ſich ein wenig auflöſet, gingen wir über eine ſanftere Abdachung gegen das Kar hinab. An dem Rande der Geſteine lag eine Wieſe, es ſtanden mehrere Bäume darauf, unter ihnen eine ſchöne große Linde, und hinter der Linde ſtand der Pfarrhof. Er war damals ein weißes Gebäude mit einem Stokwerke, das ſich von dem freundlicheren Grün der Wieſe, von den Bäumen und von dem Grau der Steine ſchön abhob. Das Dach war mit Schindeln gedekt. Die Dachfenſter waren mit Thürchen verſehen, und die Fenſter des Hauſes waren mit grünen Flügelbalken zu ſchließen. Weiter zurük, wo die Landſchaft einen Winkel macht, ſtand gleichſam in die Felſen verſtekt die Kirche mit dem roth angeſtrichenen Kirchthurmdache. In einem anderen Theile des Kar ſtand in einem dürftigen Garten die Schule. Dieſe drei einzi=

gen Gebäude waren das ganze Kar. Die übrigen Behausungen waren in der Gegend zerstreut. An manchem Stein gleichsam angeklebt lag eine Hütte mit einem Gärtchen mit Kartoffeln oder Ziegenfutter. Weit draußen gegen das Land hin lag auch ein fruchtbarerer Theil, der zu der Gemeinde gehörte, und der auch Aker- Wiesen- und Kleegrund hatte.

Im Angesichte der Fenster des Pfarrhofes ging am Rande der Wiese die Zirder vorüber, und über den Fluß führte ein hoher Steg, der sich gegen die Wiese herab senkte. Die Wiesenfläche war nicht viel höher als das Flußbett. Dieses Bild des hohen Steges über den einsamen Fluß war nebst der Steingegend das einzige, das man von dem Pfarrhofe sehen konnte.

Wenn ich mit dem Pfarrer in sein Haus ging, führte er mich nie in das obere Stokwerk, sondern er geleitete mich stets durch ein geräumiges Vorhaus in ein kleines Stüblein. Das Vorhaus war ganz leer, nur in einer Mauervertiefung, die sehr breit aber seicht war, stand eine lange hölzerne Bank. Auf der Bank lag immer, so oft ich den Pfarrhof besuchte, eine Bibel, ein großes in starkes Leder gebundenes Buch. In dem Stüblein war nur ein weicher unangestrichener Tisch, um ihn einige Sessel derselben

Art, dann an der Wand eine hölzerne Bank und zwei gelbangestrichene Schreine. Sonst war nichts vorhanden, man müßte nur ein kleines sehr schön aus Birnholz geschniztes mittelalterliches Crucifix hieher rechnen, das über dem ebenfalls kleinen Weihbrunnenkessel an dem Thürpfosten hing.

Bei diesen Besuchen machte ich eine seltsame Entdekung. Ich hatte schon in Schauendorf bemerkt, daß der arme Pfarrer immer heimlich die Handkrausen seines Hemdes in die Rokärmel zurük schiebe, als hätte er sich ihrer zu schämen. Dasselbe that er auch jezt immer. Ich machte daher genauere Beobachtungen, und kam darauf, daß er sich seiner Handkrausen keineswegs zu schämen habe, sondern daß er, wie mich auch andere Einblike in seine Kleidung belehrten, die feinste und schönste Wäsche trug, welche ich jemals auf Erden gesehen hatte. Diese Wäsche war auch immer in der untadelhaftesten Weiße und Reinheit, wie man es nach dem Zustande seiner Kleider nie vermuthet hätte. Er mußte also auf die Besorgung dieses Theiles die größte Sorgfalt verwenden. Da er nie davon sprach, schwieg ich auch darüber, wie sich wohl von selber versteht.

Unter diesem Verkehre ging ein Theil des Sommers dahin.

Eines Tages war in den Steinen eine beſondere Hize. Die Sonne hatte zwar den ganzen Tag nicht ausgeſchienen, aber dennoch hatte ſie den matten Schleier, der den ganzen Himmel bedekte, ſo weit durchdrungen, daß man ihr blaſſes Bild immer ſehen konnte, daß um alle Gegenſtände des Steinlandes ein weſenloſes Licht lag, dem kein Schatten beigegeben war, und daß die Blätter der wenigen Gewächſe, die zu ſehen waren, herab hingen; denn obgleich kaum ein halbes Sonnenlicht durch die Nebelſchichte der Kuppel drang, war doch eine Hize, als wären drei Tropenſonnen an heiterem Himmel, und brennten alle drei nieder. Wir hatten ſehr viel gelitten, ſo daß ich meine Leute kurz nach zwei Uhr entließ. Ich ſezte mich unter einen Steinüberhang, der eine Art Höhle bildete, in welcher es bedeutend kühler war, als draußen in der freien Luft. Ich verzehrte dort mein Mittagmal, trank meinen eingekühlten Wein, und las dann. Gegen Abend wurde die Wolkenſchichte nicht zerriſſen, wie es doch an ſolchen Tagen ſehr häufig geſchieht, ſie wurde auch nicht dichter, ſondern lag in derſelben gleichmäßigen Art wie den ganzen Tag über den Himmel. Ich ging daher ſehr ſpät aus der Höhle; denn ſo wie die Schleierdeke am Himmel ſich nicht geändert hatte, ſo war die Hize auch kaum

minder geworden, und man hatte in der Nacht keinen Thau zu erwarten. Ich wandelte sehr langsam durch die Hügel dahin, da sah ich den Pfarrer in den Sandlehnen daher kommen, und den Himmel betrachten. Wir näherten uns, und grüßten uns. Er fragte mich, wo wir heute gearbeitet hätten, und ich sagte es ihm. Ich erzählte ihm auch, daß ich in der Höhle gelesen habe, und zeigte ihm das Buch. Hierauf gingen wir mit einander in dem Sande weiter.

Nach einer Weile sagte er: „Es wird nicht mehr möglich sein, daß Sie die Hochstrasse erreichen."

„Wie so?" fragte ich.

„Weil das Gewitter ausbrechen wird," antwortete er.

Ich sah nach dem Himmel. Die Wolkendeke war eher dichter geworden, und auf allen kahlen Steinflächen, die wir sehen konnten, lag ein sehr sonderbares bleifarbenes Licht.

„Daß ein Gewitter kommen wird," sagte ich, „war wohl den ganzen Tag zu erwarten, allein wie bald die Dunstschichte sich verdichten, erkühlen, den Wind und die Electricität erzeugen, und sich herabschütten wird, kann man, glaube ich, nicht ermessen."

„Man kann es wohl nicht genau sagen," antwortete er, „allein ich habe sieben und zwanzig Jahre in

der Gegend gelebt, habe Erfahrungen gesammelt, und nach ihnen wird das Gewitter eher ausbrechen, als man denkt, und wird sehr stark sein. Ich glaube daher, daß es das Beste wäre, wenn Sie mit mir in meinen Pfarrhof gingen, und die Nacht heute dort zubrächten. Der Pfarrhof ist so nahe, daß wir ihn noch leicht erreichen, wenn wir auch das Gewitter schon deutlich an dem Himmel sehen, dort sind Sie sicher, und können morgen an Ihre Geschäfte gehen, sobald es Ihnen beliebt."

Ich erwiederte, daß es deßohngeachtet nicht unmöglich sei, daß aus der Dunstschichte sich auch nur ein Landregen entwikle. In diesem Falle sei ich geborgen; ich habe ein Mäntelchen aus Wachstaffet bei mir, das dürfe ich nur aus der Tasche ziehen, und umhängen, und der Regen könne mir nichts anhaben. Ja wenn ich auch ohne diesen Schuz wäre, so sei ich in meinem Amte schon so oft vom Regen durchnäßt worden, daß ich, um ein derartiges Ereigniß zu vermeiden, nicht jemanden zur Last sein, und Unordnung in sein Hauswesen bringen möchte. Sollte aber wirklich ein Gewitter bevorstehen, das Plazregen oder Hagel oder gar einen Wolkenbruch bringen könnte, dann nähme ich sein Anerbieten dankbar an, und bitte um einen Unterstand für die Nacht, aber ich

mache die Bedingung, daß es wirklich nichts weiter sei als ein Unterstand, daß er sich in seinem Hause nicht beirren lasse, und sich weiter keine Last auferlege, als daß er mir ein Plätzchen unter Dach und Fach gäbe; denn ich bedürfe nichts als ein solches Plätzchen. Übrigens führe unser Weg noch ein gutes Stük auf demselben gemeinschaftlichen Pfade fort, da könnten wir die Frage verschieben, indessen den Himmel betrachten, und zulezt nach der Gestalt der Sache entscheiden.

Er willigte ein, und sagte, daß, wenn ich bei ihm bliebe, ich nicht zu fürchten hätte, daß er sich eine Last auflege, ich wisse, daß es bei ihm einfach sei, und es werde keine andere Anstalt gemacht werden, als die nothwendig sei, daß ich die Nacht bei ihm zubringen könnte.

Nachdem wir diesen Vertrag geschlossen hatten, gingen wir auf unserem Wege weiter. Wir gingen sehr langsam, theils der Hize wegen, theils weil es von jeher schon so unsere Gewohnheit war.

Plözlich flog ein schwacher Schein um uns, unter dem die Felsen errötheten.

Es war der erste Bliz gewesen, der aber stumm war, und dem kein Donner folgte.

Wir gingen weiter. Nach einer Weile folgten

mehrere Blize, und da der Abend bereits ziemlich dunkel geworden war, und da die Wolkenſchichte auch einen dämmernden Einfluß ausübte, ſtand unter jedem Blize der Kalkſtein in roſenrother Farbe vor uns.

Als wir zu der Stelle gelangt waren, an welcher unſere Wege ſich theilten, blieb der Pfarrer ſtehen, und ſah mich an. Ich gab zu, daß ein Gewitter komme, und ſagte, daß ich mit ihm in ſeinen Pfarrhof gehen wolle.

Wir ſchlugen alſo den Weg in das Kar ein, und gingen über den ſanften Steinabhang in die Wieſe hinunter.

Als wir bei dem Pfarrhofe angelangt waren, ſezten wir uns noch ein wenig auf das hölzerne Bänklein, das vor dem Hauſe ſtand. Das Gewitter hatte ſich nun vollſtändig entwikelt, und ſtand als dunkle Mauer an dem Himmel. Nach einer Weile entſtanden auf der gleichmäßigen dunkelfarbigen Gewitterwand weiße laufende Nebel, die in langen wulſtigen Streifen die untern Theile der Wolkenwand ſäumten. Dort war alſo vielleicht ſchon Sturm, während bei uns ſich noch kein Gräschen und kein Laub rührte. Solche laufende gedunſene Nebel ſind bei Gewittern oft ſchlimme Anzeichen, ſie verkünden immer Windaus-

brüche, oft Hagel und Wasserstürze. Den Blizen folgten nun auch schon deutliche Donner.

Endlich gingen wir in das Haus.

Der Pfarrer sagte, daß es seine Gewohnheit sei, bei nächtlichen Gewittern ein Kerzenlicht auf den Tisch zu stellen, und bei dem Lichte ruhig sizen zu bleiben, so lange das Gewitter dauere. Bei Tage size er ohne Licht bei dem Tische. Er fragte mich, ob er auch heute seiner Sitte treu bleiben dürfe. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, sich meinetwegen nicht die geringste Last aufzulegen. Er führte mich also durch das Vorhaus in das bekannte Stüblein, und sagte, daß ich meine Sachen ablegen möchte.

Ich trug gewöhnlich an einem ledernen Riemen ein Fach über die Schulter, in welchem Werkzeuge zum Zeichnen Zeichnungen und zum Theil auch Meßwerkzeuge waren. Neben dem Fache war eine Tasche befestigt, in der sich meine kalten Speisen, mein Wein, mein Trinkglas und meine Vorrichtung zum Einkühlen des Weines befanden. Diese Dinge legte ich ab, und hing sie über die Lehne eines in einer Eke stehenden Stuhles. Meinen langen Meßstab lehnte ich an einen der gelben Schreine.

Der Pfarrer war indessen hinaus gegangen, und kam nun mit einem Lichte in der Hand herein. Es

war ein Talglicht, welches in einem meſſingenen Leuchter ſtak. Er ſtellte den Leuchter auf den Tiſch und legte eine meſſingene Lichtſcheere dazu. Dann ſezten wir uns beide an den Tiſch, blieben ſizen, und erwarteten das Gewitter.

Dasſelbe ſchien nicht mehr lange ausbleiben zu wollen. Als der Pfarrer das Licht gebracht hatte, war die wenige Helle, die von draußen noch durch die Fenſter herein gekommen war, verſchwunden, die Fenſter ſtanden wie ſchwarze Tafeln da, und die völlige Nacht war hereingebrochen. Die Blize waren ſchärfer, und erleuchteten troz des Kerzenlichtes bei jedem Aufflammen die Winkel des Stübleins. Die Donner wurden ernſter und dringender. So blieb es eine lange Weile. Endlich kam der erſte Stoß des Gewitterwindes. Der Baum, welcher vor dem Hauſe ſtand, ſchauerte einen Augenblik leiſe, wie von einem kurz abgebrochenen Lüftchen getroffen, dann war es wieder ſtille. Über ein Kleines kam das Schauern abermals, jedoch länger und tiefer. Nach einem kurzen Zeitraume geſchah ein ſtarker Stoß, alle Blätter rauſchten, die Äſte mochten zittern, nach der Art zu urtheilen, wie wir den Schall herein vernahmen, und nun hörte das Tönen gar nicht mehr auf. Der Baum des Hauſes, die Heken um dasſelbe und alle Gebüſche

und Bäume der Nachbarschaft waren in einem einzigen Brausen befangen, das nur abwechselnd abnahm und schwoll. Dazwischen schallten die Donner. Sie schallten immer schneller und immer heller. Doch war das Gewitter noch nicht da. Zwischen Bliz und Donner war noch eine Zeit, und die Blize, so hell sie waren, waren doch keine Schlangen sondern nur ein ausgebreitetes allgemeines Aufleuchten.

Endlich schlugen die ersten Tropfen an die Fenster. Sie schlugen stark und einzeln gegen das Glas, aber bald kamen Genossen, und in Kurzem strömte der Regen in Fülle herunter. Er wuchs schnell gleichsam rauschend und jagend, und wurde endlich dergestalt, daß man meinte, ganze zusammenhängende Wassermengen fielen auf das Haus hernieder, das Haus dröhne unter dem Gewichte, und man empfinde das Dröhnen und Ächzen herein. Kaum das Rollen des Donners konnte man vor dem Strömen des Wassers hören, das Strömen des Wassers wurde ein zweites Donnern. Das Gewitter war endlich über unserem Haupte. Die Blize fuhren wie feurige Schnüre hernieder, und den Blizen folgten schnell und heiser die Donner, die jezt alles andere Brüllen besiegten, und in ihren tieferen Enden und Ausläufen das Fensterglas erzittern und klirren machten.

Ich war nun froh, daß ich dem Rathe des Pfarrers gefolgt hatte. Ich hatte ſelten ein ſolches Gewitter erlebt. Der Pfarrer ſaß ruhig und einfach an dem Tiſche des Stübleins, und das Licht der Talgkerze beleuchtete ſeine Geſtalt.

Zulezt geſchah ein Schlag, als ob er das ganze Haus aus ſeinen Fugen heben, und niederſtürzen wollte, und gleich darauf wieder einer. Dann war ein Weilchen Anhalten, wie es oft bei ſolchen Erſcheinungen der Fall iſt, der Regen zukte einen Augenblik ab, als ob er erſchroken wäre, ſelbſt der Wind hielt inne. Aber es wurde bald wieder wie früher; allein die Hauptmacht war doch gebrochen, und alles ging gleichmäßiger fort. Nach und nach milderte ſich das Gewitter, der Sturm war nur mehr ein gleichartiger Wind, der Regen war ſchwächer, die Blize leuchteten bläſſer, und der Donner rollte matter gleichſam landauswärts gehend.

Als endlich das Regnen nur ein einfaches Niederrinnen war, und das Blizen ein Nachleuchten, ſtand der Pfarrer auf, und ſagte: „Es iſt vorüber.“

Er zündete ſich ein Stümpfchen Licht an, und ging hinaus. Nach einer Weile kam er wieder herein, und trug auf einem Eßbrette mehrere Dinge, die zu dem Abendmale beſtimmt waren. Er ſezte von dem

Eßbrette ein Krüglein mit Milch auf den Tisch, und goß aus demselben zwei Gläser voll. Dann sezte er auf einem grünglasirten Schüsselchen Erdbeeren auf und auf einem Teller mehrere Stüke schwarzen Brotes. Als Besteke legte er auf jeden Plaz ein Messer, und ein kleines Löffelchen, dann trug er das Eßbrett wieder hinaus.

Als er hereingekommen war, sagte er: „Das ist unser Abendmal, lassen Sie es sich genügen."

Er trat zu dem Tisch, faltete die Hände, und sprach bei sich einen Segen, ich that desgleichen, und nun sezten wir uns zu unserem Abendessen nieder. Die Milch tranken wir aus den Gläsern, von dem schwarzen Brote schnitten wir uns Stükchen mit dem Messer, und aßen die Erdbeeren mit dem Löffelchen. Da wir fertig waren, sprach er wieder mit gefalteten Händen ein Dankgebet, holte das Eßbrett, und trug die Reste wieder fort.

Ich hatte in meiner Tasche noch Theile von meinem Mittagsmale und in meiner Flasche noch Wein. Ich sagte daher: „Wenn Euer Ehrwürden erlauben, so nehme ich die Überbleibsel meines heutigen Mittagessens aus meinem Ränzchen heraus, weil sie sonst verderben würden."

„Thun Sie nur nach Ihrem Gefallen," antwortete er.

Ich nahm daher meine Tasche, und sagte: „Da sehen Euer Ehrwürden auch zugleich wie ich bei meinem Wanderleben Tafel halte, und wie mein Trink- und Eßgeschirr beschaffen ist.“

„Sie müssen wissen,“ fuhr ich fort, „daß, so sehr man das Wasser und insbesonders das Gebirgswasser lobt, und so nüzlich und herrlich dieser Stoff auch in dem großen Haushalte der Natur ist, dennoch, wenn man tagelang auf offenem Felde im Sonnenscheine arbeitet, oder in heißen Steinen und heißem Sande herum geht, oder in Klippen klettert, ein Trunk Wein mit Wasser ungleich mehr labt, und Kraft gibt, als das lautere auserlesenste Wasser der Welt. Das lernte ich bei meinem Amte bald kennen, und versah mich daher stets bei allen meinen Reisen mit Wein. Aber nur guter Wein ist es, der gute Dienste leistet. Ich hatte mir daher auch auf die Hochstrasse einen reinen guten Wein kommen lassen, und nehme täglich einen Theil mit in meine Steinhügel.“

Der arme Pfarrer sah mir zu, wie ich meine Vorrichtungen auseinander pakte. Er betrachtete die kleinen blechernen Tellerchen, deren mehrere in eine unbedeutende flache Scheibe zusammen zu paken waren. Ich stellte die Tellerchen auf den Tisch. Dazu that ich von

meinem Fache Meſſer und Gabeln. Dann ſchnitt ich Scheibchen von feinem weißen Weizenbrote, das ich wöchentlich zwei Mal kommen ließ, dann Scheibchen von Schinken von kaltem Braten und Käſe. Das breitete ich auf den Tellern aus. Hierauf bath ich ihn um eine Flaſche Waſſers; denn das allein, ſagte ich, führe ich nicht mit mir, da ich es in der Natur überall finden müſſe. Als er in einem Kruge Waſſer gebracht hatte, legte ich meine Trinkvorrichtungen auseinander. Ich that die Flaſche, die noch halb voll Wein war, heraus, ich ſtellte die zwei Gläſer — eines habe ich immer zum Vorrathe — auf den Tiſch, und dann zeigte ich ihm, wie ich den Wein kühle. Das Glas wird in ein Fach von ſehr lokerem Stoffe geſtellt, der Stoff mit einer ſehr dünnen Flüſſigkeit, die Äther heißt, und die ich in einem Fläſchchen immer mit führe, befeuchtet, welche Flüſſigkeit ſehr ſchnell und heftig verdünſtet, und dabei eine Kälte erzeugt, daß der Wein friſcher wird, als wenn er eben von dem Keller käme, ja als ob er ſogar in Eis ſtünde. Da ich auf dieſe Weiſe zwei Gläſer Wein aufgefriſcht, mit Waſſer vermiſcht, und eins auf ſeinen Plaz geſtellt hatte, lud ich ihn ein, mit mir zu ſpeiſen.

Er nahm, gleichſam um meiner Einladung die

Ehre anzuthun, ein winziges Bischen von den Dingen, nippte an dem Glaſe, und war nicht mehr zu bewegen, etwas weiteres zu nehmen.

Ich aß von den aufgeſtellten Speiſen nun auch nur ſehr weniges, und pakte dann alles wieder zuſammen, indem ich mich der Unhöflichkeit, die ich eigentlich in der Übereilung begangen hatte, ſchämte.

Ich that ſchnell einen Blik in das Angeſicht des Pfarrers; aber es ſprach ſich nicht der kleinſte Zug von Unfreundlichkeit aus.

Da der Tiſch leer war, ſaßen wir noch eine Zeit bei der Talgkerze, und ſprachen. Dann ſchritt der Pfarrer daran, mein Bett zu bereiten. Er trug eine große wollene Deke herein, legte ſie vierfach zuſammen, und that ſie auf die Bank, die an der Mauer ſtand. Aus einer ähnlichen Deke machte er ein Kiſſen. Dann öffnete er einen der gelben Schreine, nahm ein Leintuch von außerordentlicher Schönheit Feinheit und Weiße heraus, that es auseinander, und breitete es über mein Lager. Als ich bei dem ſchwachen Scheine der Kerze die ungemeine Trefflichkeit des Linnenſtückes geſehen, und dann unwillkührlich meine Augen auf ihn gewendet hatte, erröthete er in ſeinem Angeſichte.

Als Hülle für meinen Körper legte er eine dritte Wolldeke auf das Lager.

„Das ist Ihr Bett, so gut ich es machen kann," sagte er, „Sie dürfen nur sagen, wann Sie bereitet sind die Ruhe zu suchen."

„Das lasse ich Euer Ehrwürden über," antwortete ich, „wann Sie zum Schlafen ihre Zeit haben, richten Sie sich nach derselben. Ich bin an keine Stunde gebunden, meine Lebensweise bringt es mit sich, daß ich bald kurz bald lang schlafe, bald früher bald später mein Lager suche."

„Auch ich bin keiner Zeit unterthan," erwiederte er, „und kann den Schlummer nach meinen Pflichten einrichten; aber da es wegen des Gewitters heute später geworden ist als sonst, da Sie morgen gewiß sehr bald aufstehen, und wahrscheinlich in die Hochstrasse gehen werden, um manches zu holen, so dächte ich, wäre Ruhe das Beste, und wir sollten sie suchen."

„Ich stimme Ihnen vollständig bei, Herr Pfarrer," sagte ich.

Nach diesem Gespräche verließ er das Stüblein, und ich dachte, er habe sich nach seiner Schlafkammer begeben. Ich entkleidete mich daher, so weit ich es immer gewohnt bin, und legte mich auf mein Bett.

Eben wollte ich das Licht, das ich auf einen Stuhl neben meinem Bette geſtellt hatte, auslöſchen, als der Pfarrer wieder herein trat. Er hatte ſich umgekleidet, und trug jezt grauwollene Strümpfe grauwollene Beinkleider und eine grauwollene Jake. Schuhe hatte er nicht, ſondern er ging auf den Strümpfen. So trat er in das Stüblein.

„Sie haben ſich ſchon zur Ruhe gelegt," ſagte er, „ich bin gekommen, Ihnen eine gute Nacht zu ſagen, und dann auch den Schlaf zu ſuchen. Alſo ſchlummern Sie wohl, wie es auf dem Bette möglich iſt."

„Ich werde gut ſchlafen," erwiederte ich, „und wünſche Ihnen ein Gleiches."

Nach dieſen Worten ging er zu dem Weihbrunnenkeſſel, der unter dem kleinen ſchön geſchnizten Crucifixe hing, beſprengte ſich mit Tropfen des Waſſers, und verließ das Stüblein.

Ich ſah bei dem Lichte meiner Kerze, wie er in dem geräumigen Vorhauſe ſich auf die hölzerne Bank, die in der flachen Niſche ſtand, legte, und die Bibel ſich als Kiſſen unter das Haupt that.

Als ich dieſes geſehen hatte, ſprang ich von meinem Lager auf, ging in den Nachtkleidern in das Vorhaus hinaus, und ſagte: „Mit nichten, Euer Ehrwürden, ſo iſt es nicht gemeint, Sie dürfen nicht

auf dieſer nakten Bank ſchlafen, während Sie mir das beſſere Bett einräumen. Ich bin gewohnt auf allen Lagern zu ſchlafen ſelbſt im Freien unter einem Baume, laſſen Sie mich dieſe Bank benüzen, und begeben Sie ſich in das Bett, das Sie mir abtreten wollten."

„Nein, lieber Herr," antwortete er, „ich habe Ihnen kein Bett abgetreten, wo das Ihrige iſt, wird ſonſt nie eines gemacht, und wo ich jezt liege, ſchlafe ich alle Nächte."

„Auf dieſer harten Bank und mit dieſem Buche als Kiſſen ſchlafen Sie alle Nächte?" fragte ich.

„Wie Sie durch Ihren Stand an alle Lager gewohnt ſind ſelbſt an eines im Freien," erwiederte er, „ſo bin ich auch durch meinen Stand gewohnt, auf dieſer Bank zu ſchlafen, und dieſes Buch als Kiſſen zu haben."

„Iſt das wirklich möglich?" fragte ich.

„Ja, es iſt ſo," antwortete er, „ich ſage keine Lüge. Ich hätte mir ja auch auf dieſer Bank ein Bett machen können, wie ich Ihnen eines auf der Ihrigen gemacht habe; allein ich habe ſchon ſeit ſehr langer Zeit her angefangen, in dieſen Kleidern und auf dieſer Bank hier, wie Sie mich ſehen, zu ſchlafen, und thue es auch heute." Da ich noch immer mißtrauiſch zögerte,

ſagte er: „Sie können in Ihrem Herzen ganz beruhigt ſein, ganz beruhigt.“

Ich wendete gegen dieſes nichts mehr ein, namentlich war der Grund, daß er ſich ja auch ein Bett hätte machen können, überzeugend.

Nach einer Weile, während welcher ich noch immer dageſtanden war, ſagte ich: „Wenn es eine alte Gewohnheit iſt, hochwürdiger Herr, ſo habe ich freilich nichts mehr einzuwenden; aber Sie werden es auch begreifen, daß ich anfänglich dagegen ſprach, weil man gewöhnlich überall ein gebettetes Lager hat.“

„Ja man hat es,“ ſagte er, „und gewöhnt ſich daran, und meint, es müſſe ſo ſein. Aber es kann auch anders ſein. An alles gewöhnt ſich der Menſch, und die Gewohnheit wird dann ſehr leicht, ſehr leicht.“

Nach dieſen Worten ging ich wieder, nachdem ich ihm zum zweiten Male eine gute Nacht gewünſcht hatte, in mein Stüblein, und legte mich wieder in mein Bett. Ich erinnerte mich nun auch, daß ich wirklich nie ein Bett geſehen habe, ſo oft ich früher in der Behauſung des Pfarrers geweſen war. Ich dachte noch eine Zeit lang an die Sache, und konnte nicht umhin, die äußerſte Feinheit des Linnens des Pfarrers ſehr wohlthätig an meinem Körper zu empfin-

den. Nach einer kurzen Zeit lieferte der Pfarrer den thatſächlichen Beweis, daß er an ſein Lager gewohnt ſei; denn ich hörte aus dem ſanften regelmäßigen Athmen, daß er bereits in tiefen Schlummer geſunken ſei.

Da ich nun auch ruhig war, da alles in dem Pfarrhauſe todtenſtille war, da der Wind aufgehört hatte, der Regen kaum nur leiſe zu vernehmen war, und die Blize wie verloren nur mehr ſelten mit mattem Scheine das Fenſter berührten, ſenkte ſich auch auf meine Augen der Schlummer, und nachdem ich die Kerze ausgelöſcht hatte, vernahm ich noch einige Male das Fallen eines Tropfens an das Fenſter, dann war mirs, als ob daran der ſchwache Aufblik eines Leuchtens geſchähe, und dann war nichts mehr. —

Ich ſchlief ſehr gut, erwachte ſpät, und es war ſchon völliger Tag, als ich die Augen öffnete. Es war, als ob es ein zartes Geräuſch geweſen wäre, das mein völliges Aufwachen veranlaßt hatte. Als ich die Augen vollkommen öffnete, und herum ſah, erblikte ich in dem Vorhauſe den Pfarrer in ſeinen grauen Nachtkleidern, wie er eben beſchäftigt war, meine Kleider mit einer Bürſte vom Staube zu reinigen. Ich erhob mich ſchnell von meinem Lager, ging

hinaus, und ſtörte ihn in ſeinem Beginnen, indem ich ſagte, das dürfe nicht ſein, ſo etwas könne ich von ihm nicht annehmen, es liege nicht in ſeinem Stande, es mache der Staub nichts, und wenn ich ihn fort wollte, ſo könnte ich ihn ja ſelber mit einer Bürſte ſchnell abſtreifen.

„Es liegt nicht in meinem Stande als Prieſter, aber es liegt in meinem Stande als Gaſtfreund," ſagte er, „ich habe nur eine einzige alte Dienerin, die nicht in dem Hauſe wohnt, ſie kömmt zu gewiſſen Stunden, um meine kleinen Dienſte zu verrichten, und iſt heute noch nicht da."

„Nein, nein, das thut nichts," antwortete ich, „ich erinnere Sie an Ihr Verſprechen, ſich keine Laſt aufzulegen."

„Ich lege mir keine Laſt auf," erwiederte er, „und es iſt ſchon bald gut."

Mit dieſen Worten that er noch ein paar Striche mit der Bürſte auf dem Roke, und ließ ſich dann beides, Bürſte und Kleider, nehmen. Er ging aus dem Vorhauſe in ein anderes mir bis dahin unbekanntes Gemach. Ich kleidete mich indeſſen an. Nach einer Zeit kam auch er vollſtändig angekleidet herein. Er hatte die alten ſchwarzen Kleider an, die er am Tage und alle vorhergehenden Tage angehabt hatte.

Wir traten an das Fenſter. Der Schauplaz hatte ſich vollkommen geändert. Es war ein durchaus ſchöner Tag und die Sonne erhob ſich ſtrahlend in einem unermeßlichen Blau. Was doch ſo ein Gewitter iſt! Das Zarteſte das Weichſte der Natur iſt es, wodurch ein ſolcher Anfruhr veranlaßt wird. Die feinen unſichtbaren Dünſte des Himmels, die in der Hize des Tages oder in der Hize mehrerer Tage unſchädlich in dem unermeßlichen Raume aufgehängt ſind, mehren ſich immer, bis die Luft an der Erde ſo erhizt und verdünnt iſt, daß die oberen Laſten derſelben niederſinken, daß die tieferen Dünſte durch ſie erkühlt werden, oder daß ſie auch von einem andern kalten Hauche angeweht werden, wodurch ſie ſich ſogleich zu Nebelballen bilden, das electriſche Feuer erzeugen, und den Sturm wach rufen, neue Kälte bewirken, neue Nebel erregen, ſodann mit dem Sturme daher fahren, und ihre Mengen, die zuſammen ſchießen, ſei es in Eis, ſei es in geſchloſſenen Tropfen, auf die Erde niederſchütten. Und haben ſie ſie nieder geſchüttet, und hat die Luft ſich gemiſcht, ſo ſteht ſie bald wieder in ihrer Reinheit und Klarheit oft ſchon am andern Tage da, um wieder die Dünſte aufzunehmen, die in der Hize erzeugt werden, wieder allmählich dasſelbe Spiel zu beginnen, und ſo die Abwechſlung von

Regen und Sonnenſchein zu bewirken, welche die Freude und das Gedeihen von Menſchen Thieren und Gewächſen iſt.

Der unermeßliche Regen der Nacht hatte die Kalkſteinhügel glatt gewaſchen, und ſie ſtanden weiß und glänzend unter dem Blau des Himmels und unter den Strahlen der Sonne da. Wie ſie hinter einander zurük wichen, wieſen ſie in zarten Abſtufungen ihre gebrochenen Glanzfarben in Grau, Gelblich, Röthlich, Roſenfarbig, und dazwiſchen lagen die länglichen nach rükwärts immer ſchöneren luftblauen Schatten. Die Wieſe vor dem Pfarrhofe war friſch und grün, die Linde, die ihre älteren und ſchwächeren Blätter durch den Sturm verloren hatte, ſtand neugeboren da, und die andern Bäume und die Büſche um den Pfarrhof hoben ihre naſſen glänzenden Äſte und Zweige gegen die Sonne. Nur in der Nähe des Steges war auch ein anderes minder angenehmes Schauſpiel des Gewitters. Die Zirder war ausgetreten, und ſezte einen Theil der Wieſe, von der ich geſagt habe, daß ſie um wenig höher liegt als das Flußbett, unter Waſſer. Der hohe Steg ſenkte ſich mit ſeinem abwärts gehenden Theile unmittelbar in dieſes Waſſer. Allein, wenn man von dem Schaden abſieht, den die Überſchwemmung durch Anführung von Sand auf der

Wieſe verurſacht haben mochte, ſo war auch dieſe Erſcheinung ſchön. Die große Waſſerfläche glänzte unter den Strahlen der Sonne, ſie machte zu dem Grün der Wieſe und dem Grau der Steine den dritten ſtimmenden und ſchimmernden Klang, und der Steg ſtand abenteuerlich wie eine dunkle Linie über dem ſilbernen Spiegel.

Der Pfarrer zeigte mir mehrere Stellen ſehr entfernter Gegenden, die man ſonſt nicht ſehen konnte, die aber heute deutlich in der gereinigten Luft wie klare Bilder zu erbliken waren.

Nachdem wir eine kleine Zeit das Morgenſchauſpiel, das die Augen unwillkührlich auf ſich gezogen hatte, betrachtet hatten, brachte der Pfarrer kalte Milch und ſchwarzes Brot zum Frühmale. Wir verzehrten beides, und ich ſchikte mich dann zum Fortgehen an. Ich nahm mein Fach und meine Taſche mit dem Lederriemen über die Schulter, nahm meinen Stab von der Eke neben dem gelben Schreine, nahm meinen weißen Wanderhut, und ſagte dem Pfarrer herzlichen Dank für meine Beherbergung während des ſtarken Gewitters.

„Wenn es nur nicht zu ſchlecht geweſen iſt," ſagte er.

„Nein, nein, Euer Ehrwürden," erwiederte ich,

„es war alles lieb und gut von Ihnen, ich bedaure nur, daß ich Ihnen Störung und Unruhe verurſacht habe, ich werde künftig genau auf das Wetter und den Himmel ſehen, daß meine Unvorſichtigkeit nicht wieder ein anderer büſſen muß.“

„Ich habe gegeben, was ich gehabt habe,“ ſagte er.

„Und ich wünſche ſehr einen Gegendienſt leiſten zu können,“ erwiederte ich.

„Menſchen leben neben einander, und können ſich manchen Gefallen thun,“ ſagte er.

Mit dieſen Worten waren wir in das Vorhaus hinaus gelangt.

„Ich muß Ihnen noch meine dritte Stube zeigen,“ ſagte er, „hier habe ich ein Gemach, in welchem ich mich auskleide, und ankleide, daß mich niemand ſieht, und in welchem ich noch mancherlei Sachen aufbewahrt habe.“

Mit dieſen Worten führte er mich aus dem Vorhauſe in ein Seitenzimmer oder eigentlich in ein Gewölbe, deſſen Thür ich früher nicht beachtet hatte. In dem Gewölbe waren wieder ſehr ſchlechte Geräthe. Ein großer weicher ſtehender Schrein, in dem Kleider und andere ſolche Dinge, wahrſcheinlich auch die Wolldeken meines Lagers aufbewahrt wurden, ein paar Stühle,

und ein Brett, auf dem ſchwarze Brote lagen, und ein Topf mit Milch ſtand: das war die ganze Geräthſchaft. Als wir wieder aus dem Zimmer heraus getreten waren, ſchloß er es zu, wir nahmen Abſchied, und verſprachen, uns bald wieder zu ſehen.

Ich trat in die kühle reine Luft und auf die naſſe Wieſe hinaus. Ich hatte wohl noch den Gedanken, wie es ſonderbar ſei, daß wir immer nur in dem Erdgeſchoße geweſen ſeien, und daß ich doch in der Nacht und am Morgen deutlich Tritte oberhalb unſer in dem Pfarrhofe vernommen hatte; allein ich ließ mich den Gedanken nicht weiter anfechten, und ſchritt vorwärts.

Ich ging nicht auf meinem eigentlichen Wege, ſondern ich ſchlug die Richtung gegen die Zirder ein. Wenn man ein Land vermißt, wenn man viele Jahre lang Länder und ihre Geſtalten auf Papier zeichnet, ſo nimmt man auch Antheil an der Beſchaffenheit der Länder, und gewinnt ſie lieb. Ich ging gegen die Zirder, weil ich ſehen wollte, welche Wirkungen ihr Austritt hervorgebracht hatte, und welche Veränderungen er in der unmittelbaren Nähe eingeleitet haben möge. Als ich eine Weile vor dem Waſſer ſtand, und ſein Walten betrachtete, ohne daß ich eben andere Wirkungen als den bloßen Austritt wahrneh-

men konnte, ſo erlebte ich plözlich ein Schauſpiel, welches ich bisher nicht gehabt hatte, und bekam eine Geſellſchaft, die mir bisher in dem Steinlande nicht zu Theil geworden war. Außer meinen Arbeitern, mit denen ich ſo bekannt war, und die mit mir ſo bekannt waren, daß wir uns wechſelweiſe wie Werkzeuge vorkommen mußten, hatte ich nur einige Menſchen in meinem Gaſthauſe manchen Wanderer auf dem Wege und den armen Pfarrer in den Geſteinen geſehen. Jezt ſollte es anders werden. Als ich hinblikte, ſah ich von dem jenſeitigen Ufer, welches höher und nicht überſchwemmt war, einen luſtigen fröhlichen Knaben über den Steg daher laufen. Als er gegen das Ende des Steges kam, welches ſich in das Überſchwemmungswaſſer der Zirder hinab ſenkte, kauerte er ſich nieder, und ſo viel ich durch mein Handfernrohr wahrnehmen konnte, neſtelte er ſich die Schuhriemen auf, und zog Schuhe und Strümpfe aus. Allein nachdem er beides ausgezogen hatte, ging er nicht in das Waſſer herab, wie ich vermuthet hatte, ſondern blieb an der Stelle. Gleich darauf kam ein zweiter Knabe, und that dasſelbe. Dann kam ein barfüßiger, der auch ſtehen blieb, dann mehrere andere. Endlich kam ein ganzer Schwarm Kinder über den Steg gelaufen, und als ſie gegen das Ende desſelben

gekommen waren, dukten sie sich nieder, gleichsam wie ein Schwarm Vögel, der durch die Luft geflogen kömmt, und an einer kleinen Stelle einfällt, und ich konnte unschwer wahrnehmen, daß sie sämmtlich damit beschäftiget waren, Schuhe und Strümpfe auszuziehen.

Als sie damit fertig waren, ging ein Knabe über den Steg herab, und behutsam in das Wasser. Ihm folgten die andern. Sie nahmen auf ihre Höschen keine Rükſicht, sondern gingen damit tief in das Wasser, und die Rökchen der Mädchen schwammen um ihre Füsse in dem Wasser herum. Zu meinem Erstaunen erblikte ich jezt auch mitten im Wasser eine grössere schwarze Gestalt, die niemand anderer als der arme Pfarrer im Kar war. Er stand fast bis auf die Hüften im Wasser. Ich hatte ihn früher nicht gesehen, und auch nicht wahrgenommen, wie er hinein gekommen war, weil ich mit meinen Augen immer weiterhin gegen den Steg geblikt hatte, und sie erst jezt mehr nach vorn richtete, wie die Kinder gegen meinen Standpunkt heran schritten. Alle Kinder gingen gegen den Pfarrer zu, und nachdem sie eine Weile bei ihm verweilt und mit ihm gesprochen hatten, traten sie den Weg gegen das Ufer an, an dem ich stand. Da sie ungleich vorsichtig auftraten, so zerstreuten sie

ſich im Hergehen durch das Waſſer, erſchienen wie ſchwarze Punkte auf der glänzenden Fläche, und kamen einzeln bei mir an. Da ich ſah, daß keine Gefahr in dem überall ſeichten Überſchwemmungswaſſer vorhanden ſei, blieb ich auf meiner Stelle ſtehen, und ließ ſie ankommen. Die Kinder kamen heran, und blieben bei mir ſtehen. Sie ſahen mich Anfangs mit trozigen und ſcheuen Angeſichtern an; aber da ich von Jugend auf ein Kinderfreund geweſen bin, da ich ſtets die Kinder als Knospen der Menſchheit außerordentlich geliebt habe, und ſeit meiner Verehlichung ſelbſt mit einer Anzahl davon geſegnet worden bin, da zulezt auch keine Art von Geſchöpfen ſo ſchnell erkennt, wer ihnen gut iſt, und auf dieſem Boden eben ſo ſchnell Vertrauen gewinnt als Kinder: ſo war ich bald von einem Kreiſe plaudernder und rühriger Kinder umringt, die ſich bemühten Fragen zu geben, und Fragen zu beantworten. Es war leicht zu errathen, auf welchem Wege ſie ſich befanden, da ſie ſämtlich an ledernen oder leinenen Bändern ihre Schultaſchen um die Schultern gehängt hatten. Weil aber auch ich meine Taſche und mein Fach an einem ledernen Riemen um meine Schultern trug, ſo mochte es ein lächerlicher Anblik geweſen ſein, mich gleichſam wie ein großes Schulkind unter den kleinen ſtehen zu

ſehen. Einige bükten ſich und waren bemüht, ihre Schuhe und Strümpfe wieder anzuziehen, andere hielten ſie noch in den Händen, ſahen zu mir auf, und redeten mit mir.

Ich fragte ſie, woher ſie kämen, und erhielt zur Antwort, daß ſie aus den Karhäuſern und Steinhäuſern ſeien, und daß ſie in die Schule in das Kar gehen.

Als ich ſie fragte, warum ſie auf dem Stege zuſammen gewartet hätten, und nicht einzeln wie ſie gekommen wären, in das Waſſer geſtiegen ſeien, ſagten ſie, weil die Eltern befohlen hätten, ſie ſollten ſehr vorſichtig ſein, und nicht allein ſondern alle zuſammen in das Waſſer gehen, wenn ein ſolches jenſeits des Steges auf der Zirderwieſe ſei.

„Wenn aber das Waſſer auf der Wieſe ſo tief wäre, daß es über das Haupt eines großen Menſchen hinaus ginge?“ fragte ich.

„So kehren wir wieder um,“ antworteten ſie.

„Wenn aber erſt das Waſſer mit Gewalt daher käme, wenn ihr bereits über den Steg gegangen wäret, und euch auf der Wieſe befändet, was thätet ihr dann?“

„Das wiſſen wir nicht.“

Ich fragte ſie, wie lange ſie von den Steinhäuſern

und Karhäuſern hieher brauchten, und erhielt die Antwort: eine Stunde. So weit mochten auch die genannten Häuſer wirklich entfernt ſein. Sie liegen jenſeits der Zirder in einem eben ſo unfruchtbaren Boden wie das Kar, aber ihre Bewohner treiben viele Geſchäfte, namentlich brennen ſie Kalk aus ihren Steinen, und verführen ihn weit.

Ich fragte ſie, ob ihnen die Eltern auch aufgetragen hätten, die Schuhe und Strümpfe zu ſchonen, erhielt die Antwort ja, und bewunderte die Unfolgerichtigkeit, indem ſie die trokenen Schuhe und Strümpfe in den Händen hielten, und mit bitterlich naſſen Höschen und Röckchen vor mir ſtanden.

Ich fragte, was ſie in dem Winter thäten.

„Da gehen wir auch herüber," ſagten ſie.

„Wenn aber Schneewaſſer auf der Wieſe iſt."

„Da ziehen wir die Schuhe nicht aus, ſondern gehen mit ihnen durch."

„Und wenn der Steg eiſig iſt?"

„Da müſſen wir acht geben."

„Und wenn außerordentliches Schneegeſtöber iſt?"

„Das macht nichts."

„Und wenn ungeheuer viel Schnee liegt, und kein Weg iſt?"

„Dann bleiben wir zu Hauſe."

In diesem Augenblike kam der Pfarrer mit den lezten Kindern gegen mich heran. Es war auch Zeit; denn die Kinder waren bereits so zutraulich geworden, daß mir ein winzig kleiner Knabe, der den Grund und Anfang aller Wissenschaften auf einem kleinen Papptäfelchen trug, seine Buchstaben aufsagen wollte.

Da mich der Pfarrer in der Mitte der Kinder ansichtig wurde, grüßte er sehr freundlich, und sagte, das sei schön von mir, daß ich auch zur Hilfe herbei geeilt wäre.

Ich erschrak über diese Zumuthung, sagte aber gleich, ich sei eben nicht zur Hilfe herbei geeilt, da ich nicht gewußt hätte, daß Kinder über den Steg kommen würden, aber wenn Hilfe nöthig geworden wäre, so würde ich sie gewiß auch geleistet haben.

Bei dieser Gelegenheit, als ich ihn so unter den Kindern stehen sah, bemerkte ich, daß er bei weitem tiefer im Wasser gewesen sein müsse als die Kinder; denn er war bis über die Hüften naß, und dies hätte bei manchem Kinde beinahe an den Hals gereicht. Ich begrif den Widerspruch nicht, und fragte ihn deßhalb. Er sagte, das sei leicht zu erklären. Der Wennerbauer, dem das überschwemmte Stük Wiese gehöre, auf dem er eben im Wasser gestanden sei, habe vor-

gestern Steine aus der Wiese graben, und wegführen lassen. Die Grube sei geblieben. Da er nun heute die Wiese gegen die Zirder mit Wasser überdekt gesehen hätte, habe er geglaubt, daß der Weg der Kinder etwa nahe an dieser Grube vorbei gehen, und daß eines in derselben verunglüken könnte. Deßhalb habe er sich zu der Grube stellen wollen, um alle Gefahr zu verhindern. Da sie aber abschüssig war, sei er selber in die Grube geglitten, und einmal darin stehend sei er auch darin stehen geblieben. Eines der kleineren Kinder hätte in der Grube sogar ertrinken können, so tief sei sie gegraben worden. Man müsse Sorge tragen, daß die Wiese wieder abgeebnet werde; denn das Wasser bei Überschwemmungen sei trüb, und lasse die Tiefe und Ungleichheit des Bodens unter sich nicht bemerken.

Die nassen Kinder drängten sich um den nassen Pfarrer, sie küßten ihm die Hand, sie redeten mit ihm, er redete mit ihnen, oder sie standen da, und sahen zutraulich zu ihm hinauf.

Er aber sagte endlich, sie sollten jezt die nassen Rökchen auswinden, das Wasser aus allen Kleidern drüken, oder abstreifen, und wer Schuhe und Strümpfe habe, solle sie anziehen, dann sollen sie gehen, daß sie sich nicht erkühlen, sie sollen sich in die Sonne

ſtellen, daß ſie eher troken würden, und ſollen dann in die Schule gehen, und dort ſehr ſittſam ſein.

„Ja das werden wir thun," ſagten ſie.

Sie folgten der Weiſung auch ſogleich, ſie dukten oder kauerten ſich nieder, ſie wanden die Rökchen aus, ſie drükten das Waſſer aus den Füſſen der Höschen, oder ſie drängten und ſtreiften es aus Falten und Läppchen, und ich ſah, daß ſie darin eine große Geſchiklichkeit hatten. Auch war die Sache nicht ſo bedeutend; denn ſie hatten alle entweder ungebleichte oder roth- oder blaugeſtreifte leinene Kleidchen an, die bald troken werden würden, und denen man dann kaum anſehen würde, daß ſie naß geweſen ſeien; und in Hinſicht der Geſundheit, dachte ich, würde der jugendliche Körper leicht die Feuchtigkeit überwinden. Da ſie mit dem Auspreſſen des Waſſers fertig waren, gingen ſie an das Anziehen der Schuhe und Strümpfe. Als ſie auch dieſes Geſchäft beendigt hatten, nahm der Pfarrer wieder von mir Abſchied, dankte mir noch einmal, daß ich hieher gekommen ſei, und begab ſich mit den Kindern auf den Weg in das Kar.

Ich rief den Kindern zu, ſie ſollten recht fleißig ſein, ſie riefen zurük: „ja, ja," und gingen mit dem Pfarrer davon.

Ich ſah die Geſtalt des Pfarrers unter dem Kin-

derhaufen über die naſſe Wieſe der Karſchule zugehen, wendete mich dann auch, und ſchlug den Weg in meine Steine ein. Ich wollte nicht mehr in die Hochſtraſſe gehen, ſondern gleich meine Leute und meinen Arbeitsplaz aufſuchen, theils weil ich keine Zeit zu verlieren hatte, theils weil ich ohnedem noch mit den Reſten von Lebensmitteln verſehen war, die der Pfarrer geſtern Abends verſchmäht hatte. Auch wollte ich meine Leute beruhigen, die gewiß erfahren haben würden, daß ich in der Nacht nicht in der Hochſtraſſe geweſen ſei, und deßhalb meinetwillen beſorgt ſein könnten.

Als ich in die Höhe der Kalkſteinhügel hinauf ſtieg, dachte ich an die Kinder. Wie groß doch die Unerfahrenheit und Unſchuld iſt. Sie gehen auf das Anſehn der Eltern dahin, wo ſie den Tod haben können; denn die Gefahr iſt bei den Überſchwemmungen der Zirder ſehr groß, und kann bei der Unwiſſenheit der Kinder unberechenbar groß werden. Aber ſie kennen den Tod nicht. Wenn ſie auch ſeinen Namen auf den Lippen führen, ſo kennen ſie ſeine Weſenheit nicht, und ihr emporſtrebendes Leben hat keine Empfindung von Vernichtung. Wenn ſie ſelbſt in den Tod geriethen, würden ſie es nicht wiſſen, und ſie würden eher ſterben, ehe ſie es erführen.

Als ich so dachte, hörte ich das Glöklein von dem Thurme der Karkirche in meine Steine herein klingen, das eben zu der Morgenmesse rief, die der Pfarrer abhalten, und der die Kinder beiwohnen würden.

Ich ging tiefer in die Steine hinein, und fand meine Leute, die sich freuten, mich zu sehen, und die mir Lebensmittel gebracht hatten. —

Da ich lange in der Gegend verweilte, konnte ich es nicht vermeiden, auch aus dem Munde der Menschen manches über den Pfarrer zu hören. Da erfuhr ich, daß es wirklich wahr sei, woran ich vermöge seiner Aussage ohnehin nicht mehr gezweifelt hatte, daß er schon seit vielen Jahren in seinem Vorhause auf der hölzernen Bank schlafe, und die Bibel unter dem Kopfe habe; daß er hiebei im Sommer nur die grauen Wollkleider anhabe, und im Winter sich auch einer Deke bediene. Seine Kleider trage er so lange, und erhalte sie so beisammen, daß sich niemand erinnern könne, wann er sich einmal neue angeschafft hätte. Das obere Stokwerk seines Pfarrhofes habe er vermiethet. Es sei ein Mann gekommen, der in einem Amte gestanden, dann in den Ruhestand versezt worden war, und der seinen Gehalt nun in der Gegend verzehre, in welcher er geboren worden sei. Er habe den Umstand, daß der Pfarrer seine Zimmer

vermiethe, benüzt, um ſich mit ſeiner Tochter da einzumiethen, daß er immer den Schauplaz vor Augen habe, in dem er ſeine Kindheit zugebracht hatte. Es war mir dieſe Thatſache wieder ein Beweis, wie ſüß uns nach den Worten des Dichters der Geburtsboden zieht, und ſeiner nicht vergeſſen läßt, daß hier ein Mann eine Gegend als ein Labſal und als eine Erheiterung ſeines Alters aufſucht, aus der jeder andere fortzukommen trachten würde. Der Pfarrer, ſagte man, eſſe zum Frühmale und am Abende nur ein Stük ſchwarzen Brotes, und ſein Mittageſſen bereite ihm ſeine Dienerin Sabine, welche es in ihrer Wohnung koche, und es ihm in den Pfarrhof bringe. Es beſtehe häufig aus warmer Milch oder einer Suppe oder im Sommer ſelbſt aus kalten Dingen. Wenn er krank ſei, laſſe er keinen Arzt und keine Arznei kommen, ſondern liege, und enthalte ſich der Speiſen, bis er geſund werde. Von den Einkünften ſeiner Miethe und ſeines Amtes thue er Gutes und zwar an Leute, die er ſorgſam ausſuche. Er habe keine Verwandten und Bekannten. Seit den Jahren, ſeit denen er da ſei, ſei niemand bei ihm auf Beſuch geweſen. Alle ſeine Vorgänger ſeien nur kurze Zeit Pfarrer in dem Kar geweſen, und ſeien dann fortgekommen; er aber ſei ſchon ſehr lange da, und es habe

den Anſchein, daß er bis zu ſeinem Lebensende da bleiben werde. Er gehe auch nicht auf Beſuche in die Nachbarſchaft, ja er gehe nicht viel mit Menſchen um, und wenn er nicht in ſeinen Amtsgeſchäften oder in der Schule ſei, ſo leſe er in ſeinem Stüblein, oder er gehe über die Wieſe in das Steinkar, gehe dort im Sande herum, oder ſize dort einſam mit ſeinen Gedanken.

Es hatte ſich in der Gegend der Ruf verbreitet, daß er wegen ſeiner Lebensweiſe Geld habe, und er iſt deßhalb ſchon dreimal beraubt worden.

Ich konnte von dieſen Dingen weder wiſſen was wahr ſei, noch was nicht wahr ſei. So oft ich zu ihm kam, ſah ich die ruhigen klaren blauen Augen, das einfache Weſen, und die bittere ungeheuchelte Armuth. Was ſeine Vergangenheit geweſen ſei, in das drang ich nicht ein, und mochte nicht eindringen.

Ich hatte auch mehrere Predigten von ihm gehört. Sie waren einfach chriſtlich, und wenn auch von Seite der Beredſamkeit manches einzuwenden geweſen wäre, ſo waren ſie doch klar und ruhig, und es war eine ſolche Güte in ihnen, daß ſie in das Herz gingen.

Die Zeit meiner Arbeiten in jener Gegend zog ſich in die Länge. Die Steinneſter jener unwirthlichen Landſchaften ſezten uns ſolche Hinderniſſe entgegen, daß

wir Aussicht hatten, doppelt so viele Zeit zu brauchen, als auf einem gleichen Flächenraume einer gezähmten und fruchtbaren Gegend. Dazu kam noch, daß uns von den Behörden gleichsam eine Frist gesezt wurde, in der wir fertig sein sollten, indem wir die Bestimmung bekamen, zu einer gewissen Zeit in einem anderen Theile des Reiches beschäftigt zu werden. Ich wollte mir die Schande nicht anthun, mich saumselig finden zu lassen. Ich both daher alles auf, das Geschäft in einen lebhaften Gang zu bringen. Ich verließ die Hochstrasse, ich ließ mir in dem Theile des Steinkars, in dem wir arbeiteten, eine Bretterhütte als Wohnung aufschlagen, ich wohnte dort, und ließ mir mit meinen Leuten gemeinschaftlich an einem Feuer kochen. Ich zog auch alle Leute zu mir, daß sie auf dem Arbeitsschauplaze oder in der Nähe in errichteten Hüttchen wohnten, und ich nahm noch mehrere fremde Menschen als Handlanger auf, um nun alles recht tüchtig und lebendig zu fördern.

Da ging es nun an ein Hämmern Messen Pflökeschlagen Kettenziehen an ein Aufstellen der Meßtische an ein Absehen durch die Gläser an ein Bestimmen der Linien Winkelmessen Rechnen und dergleichen. Wir rükten durch die Steinhügel vor, und unsere Zeichen verbreiteten sich auf dem Kalkgebiethe. Da

es eine Auszeichnung war, dieſen ſchwierigen Erdwinkel aufzunehmen, ſo war ich ſtolz darauf, es recht ſchön und anſehnlich zu thun, und arbeitete oft noch bis tief in die Nacht hinein in meiner Hütte. Ich zeichnete manche Blätter doppelt, und verwarf die minder gelungenen. Der Stoff wurde ſachgemäß eingereiht.

Daß mir bei dieſen Arbeiten der Pfarrer in den Hintergrund trat, iſt begreiflich. Allein da ich ihn einmal ſchon längere Zeit nicht im Steinkar ſah, wurde ich unruhig. Ich war gewöhnt ſeine ſchwarze Geſtalt in den Steinen zu ſehen, von weitem ſichtbar, weil er der einzige dunkle Punkt in der graulich dämmernden oder unter dem Strahle der hinabſinkenden Sonne röthlich beleuchteten Kalkflur war. Ich fragte deßhalb nach ihm, und erfuhr, daß er krank ſei. Sogleich beſchloß ich, ihn zu beſuchen. Ich benüzte die erſte freie Zeit dazu, oder vielmehr, ich machte mir den erſten Abend frei, und ging zu ihm.

Ich fand ihn nicht auf ſeinem gewöhnlichen Lager in dem Vorhauſe, ſondern in dem Stüblein auf der hölzernen Bank, auf welcher er mir in der Gewitternacht ein Bett gemacht hatte. Man hatte ihm die Wolldeken unter den Leib gegeben, die ich damals gehabt hatte, und er hatte es zugelaſſen, weil er krank

war. Man hatte ihm auch eine Hülle gegeben, um ſeinen Körper zudeken zu können, und man hatte den fichtenen Tiſch an ſein Bett gerükt, daß er Bücher darauf legen, und andere Dinge darauf ſtellen konnte.

So fand ich ihn.

Er lag ruhig dahin, und war auch jezt nicht zu bewegen geweſen, einen Arzt oder eine Arznei anzunehmen, ſelbſt nicht die einfachſten Mittel zuzulaſſen, die man ihm in ſein Zimmer brachte. Er hatte den ſeltſamen Grund, daß es eher eine Verſuchung Gottes ſei, eingreifen zu wollen, da Gott die Krankheit ſende, da Gott ſie entferne, oder den beſchloſſenen Tod folgen laſſe. Endlich glaubte er auch nicht ſo ſehr an die gute Wirkung der Arzneien und an das Geſchik der Ärzte.

Da er mich ſah, zeigte er eine ſehr heitere Miene, es war offenbar, daß er darüber erfreut war, daß ich gekommen ſei. Ich ſagte ihm, daß er verzeihen möge, daß ich erſt jezt komme, ich hätte es nicht gewußt, daß er krank ſei, ich wäre wegen der vielen Arbeiten nicht von meiner Hütte in dem Steinkar heraus gekommen, ich hätte ihn aber vermißt, hätte ihm nachgefragt, und ſei nun gekommen.

„Das iſt ſchön, das iſt recht ſchön," ſagte er.

Ich verſprach, daß ich nun ſchon öfter kommen werde.

Ich erkannte bei näheren Fragen über seinen Zustand, daß seine Krankheit weniger eine bedenkliche, als vielmehr eine längere sein dürfte, und ging daher mit Beruhigung weg. Deßohngeachtet fuhr ich eines Tages mit herein bestellten Postpferden in die Stadt hinaus, und berieth mich mit einem mir bekannten Arzte daselbst, indem ich ihm alle Zustände, die ich dem Pfarrer in mehreren Besuchen abgefragt hatte, darlegte. Er gab mir die Versicherung, daß ich recht gesehen hätte, daß das Übel kein gefährliches sei, daß die Natur da mehr thun könne als der Mensch, und daß der Pfarrer in etwas längerer Zeit schon genesen werde.

Da ich nun öfter zu dem Pfarrer kam, so wurde ich es so gewöhnt Abends ein wenig auf dem Stuhle neben seinem Bette zu sizen, und mit ihm zu plaudern, daß ich es nach und nach alle Tage that. Ich ging nach meiner Tagesarbeit aus dem Steinkar über die Wiese in den Pfarrhof, und verrichtete meine Hausarbeit später bei Licht in meiner Hütte. Ich konnte es um so leichter thun, da ich jezt ziemlich nahe an dem Pfarrhofe wohnte, was in der Hochstrasse bei Weitem nicht der Fall gewesen war. Ich war aber nicht der Einzige, der sich des Pfarrers annahm. Die alte Sabine seine Aushelferin kam nicht nur öfter in

die Wohnung des Pfarrers herüber, als es eigentlich ihre Schuldigkeit geweſen wäre, ſondern ſie brachte die meiſte Zeit, die ſie von ihrem eigenen Hausweſen, das nur ihre einzige Perſon betraf, abſparen konnte, in dem Pfarrhofe zu, und verrichtete die kleinen Dienſte, die bei einem Kranken nothwendig waren. Außer dieſer alten Frau kam auch noch ein junges Mädchen, die Tochter des Mannes, welcher in dem erſten Stokwerke des Pfarrhofes zur Miethe war. Das Mädchen war bedeutend ſchön, es brachte dem Pfarrer entweder eine Suppe oder irgend etwas anderes, oder es erkundigte ſich um ſein Befinden, oder es hinterbrachte die Frage des Vaters, ob er dem Pfarrer in irgend einem Stüke beiſtehen könne. Der Pfarrer hielt ſich immer ſehr ſtille, wenn das Mädchen in das Zimmer trat, er regte ſich unter ſeiner Hülle nicht, und zog die Deke bis an ſein Kinn empor.

Auch der Schullehrer kam oft herüber, und auch ein paar Amtsbrüder aus der Nachbarſchaft waren eingetroffen, um ſich nach dem Befinden des Pfarrers zu erkundigen.

War es nun die Krankheit, welche den Mann weicher ſtimmte, oder war es der tägliche Umgang, der uns näher brachte, wir wurden ſeit der Krankheit

des Pfarrers viel beſſer mit einander bekannt. Er ſprach mehr, und theilte ſich mehr mit. Ich ſaß an dem fichtenen Tiſche, der an ſeinem Bette ſtand, und kam pünktlich alle Tage an die Stelle. Da er nicht ausgehen konnte, und nicht in das Steinkar kam, ſo mußte ich die Veränderungen, die dort vorkamen, berichten. Er fragte mich, ob die Brombeeren an dem Kulterloche ſchon zu reifen begännen, ob der Raſen gegen die Zirberhöhe, welchen der Frühling immer ſehr ſchön grün färbe, ſchon im Vergelben und Ausdorren begriffen ſei, ob die Hagebutten ſchon reiften, ob das Verwittern des Kalkſteins vorwärts gehe, ob die in die Zirber gefallenen Stüke ſich vermehrten, und der Sand ſich vervielfältigte, nnd dergleichen mehr. Ich ſagte es ihm, ich erzählte ihm auch andere Dinge, ich ſagte ihm, wo wir gearbeitet hätten, wie weit wir vorgerükt wären, und wo wir morgen beginnen würden. Ich erklärte ihm hiebei manches, was ihm in unſern Arbeiten dunkel war. Auch las ich ihm zuweilen etwas vor, namentlich aus den Zeitungen, die ich mir wöchentlich zwei Mal durch einen Boten in das Steinkar herein bringen ließ.

Eines Tages, da die Krankheit ſich ſchon bedeutend zum Beſſeren wendete, ſagte er, er hätte eine Bitte an mich.

Als ich ihm erwiederte, daß ich ihm sehr gerne jeden Dienst erweise, der nur immer in meiner Macht stehe, daß er nur sagen solle, was er wolle, ich würde es gewiß thun, antwortete er: „Ich muß Ihnen, ehe ich meine Bitte ausspreche, erst etwas erzählen. Bemerken Sie wohl, ich erzähle es nicht, weil es wichtig ist, sondern, damit Sie sehen, wie alles so gekommen ist, was jezt ist, und damit Sie vielleicht geneigter werden, meine Bitte zu erfüllen. Sie sind immer sehr gut gegen mich gewesen, und Sie sind sogar neulich, wie ich erfahren habe, in die Stadt hinaus gefahren, um einen Arzt über meine Zustände zu befragen. Dies gibt mir nun den Muth, mich an Sie zu wenden."

„Ich bin der Sohn eines wohlhabenden Gerbers in unserer Hauptstadt. Mein Urgroßvater war ein Findling aus Schwaben, und wanderte mit dem Stabe in der Hand in unsere Stadt ein. Er lernte das Gerbergewerbe aus Güte mildthätiger Menschen, er besuchte dann mehrere Werkstätten, um in ihnen zu arbeiten, er ging in verschiedene Länder, um sich mit seinen Händen sein Brod zu verdienen, und dann die Art kennen zu lernen, wie überall das Geschäft betrieben wird. Unterrichtet kehrte er wieder in unsere Stadt zurük, und arbeitete in einer ansehnlichen Lederei. Dort zeichnete er sich durch seine Kennt-

niſſe aus, er ward endlich Werkführer, und der Herr des Gewerbes vertraute ihm mehrere Geſchäfte an, und übertrug ihm die Ausführung mancher Verſuche zu neuen Bereitungen. Dabei verſuchte ſich der Urgroßvater in kleinen Handelsgeſchäften, er kaufte mit geringen Mitteln Rohſtoffe, und verkaufte ſie wieder. So erwarb er ſich ein kleines Vermögen. Da er ſchon an Jahren zunahm, kaufte er ſich in der entfernten Vorſtadt einen großen Garten, an den noch unbenüzte Gründe ſtießen. Er baute auf dieſem Grunde eine Werkſtätte und ein Häuschen, heirathete ein armes Mädchen, und trieb nun als eigener Herr ſein Gewerbe und ſeine Handelſchaft. Er brachte es vorwärts, und ſtarb als ein geachteter bei den Geſchäftsleuten angeſehener Mann. Er hatte einen einzigen Sohn meinen Großvater."

„Der Großvater trieb das Geſchäft ſeines Vaters fort. Er dehnte es noch weiter aus. Er baute ein großes Haus am Rande des Gartens, daß die Fenſter dahin gingen, wo in Zukunft eine Straſſe mit Häuſern ſein würde. Rükwärts des Hauſes baute er die Werkſtätten und Aufbewahrungspläze. Der Großvater war überhaupt ein Freund des Bauens. Er baute außer dem Hauſe noch einen großen Hof, der zu weiteren Werkſtätten und zu verſchiedenen Theilen

unſeres Geſchäftes benüzt wurde. Die öden Gründe neben unſerem Garten verkaufte er, und weil die Stadt einen großen Aufſchwung nahm, ſo waren dieſe Gründe ſehr theuer. Den Garten umgab er mit einer Mauer, die wieder regelmäßige Unterbrechungen mit Eiſengittern hatte. Er brachte das Geſchäft ſehr empor, und legte die großen Kaufgewölbe an, in welchen die Waaren, die wir ſelbſt erzeugten, und die, mit welchen wir Handelſchaft trieben, niedergelegt wurden. Der Großvater hatte wieder nur einen Sohn, der das Gewerbe weiter führte, meinen und meines Bruders Vater."

„Der Vater baute nur noch die Trokenböden auf das Stokwerk der Werkſtätte, er baute an das Haus einen kleinen Flügel gegen den Garten, und baute ein Gewächshaus. Zu ſeiner Zeit war ſchon vor den Fenſtern des Hauptgebäudes eine Straſſe entſtanden, welche mit Häuſern geſäumt, mit Steinen gepflaſtert, und von Gehenden und Fahrenden beſezt war. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß unſer Haus ſehr groß und geräumig war, daß es viele Höfe und Fächer hatte, die zur Betreibung des Gewerbes dienten. Am liebſten erinnere ich mich noch des ſchönen Gartens, in dem Bäume und Blumen Kräuter und Gemüſe ſtanden. In den Räumen der

Gebäude und der Höfe gingen die von ihrer Arbeit in ihren Leinenkleidern faſt gelbbraun gefärbten Geſellen herum, in dem großen Gewölbe zu ebener Erde und in den zwei kleinen daran ſtoßenden lagen Lederballen aufgethürmt, auf den Stangen des Trokenbodens hingen Häute, und in den großen Austheilzimmern wurden ſie geſondert und geordnet. In dem Verkaufgewölbe lagen ſie zierlich in den Fächern. Im Rinderſtalle ſtanden Kühe, im Pferdeſtalle waren ſechs Pferde und in dem Wagenbehältniß Kutſchen und Wägen, ich erinnere mich ſogar noch auf den großen ſchwarzen Hund Haſſan, der im großen Hofe war, und bei dem Thore desſelben jederman hinein ließ, aber niemand hinaus."

„Unſer Vater war ein großer ſtarker Mann, der in den weitläufigen Räumen des Hauſes herum ging, alles beſah, und alles anordnete. Er ging faſt nie aus dem Hauſe, außer wenn er Geſchäfte hatte, oder in die Kirche ging; und wenn er zu Hauſe war, und nicht eben bei der Arbeit nachſah, ſo ſaß er an dem Schreibtiſche, und ſchrieb. Öfter wurde er auch in dem Garten geſehen, wie er mit den Händen auf dem Rüken dahin ging, oder wie er ſo da ſtand, und auf einen Baum hinauf ſah, oder wie er die Wolken betrachtete. Er hatte eine Freude an der Obſtzucht, hatte

einen eigenen Gärtner hiefür genommen, und hatte Pfropfreiser aus allen Gegenden Europas verschrieben. Er war gegen seine Leute sehr gut, er hielt sie ausreichend, sah, daß einem jeden sein Theil werde, daß er aber auch thue, was ihm obliege. Wenn einer krank war, ging er selber zu seinem Bette, fragte ihn, wie er sich befinde, und reichte ihm oft selber die Arznei. Er hatte im Hause nur den allgemeinen Namen Vater. Dem Prunke war er abgeneigt, daß er eher zu schlicht und unscheinbar daher ging als zu ansehnlich, seine Wohnung war einfach, und wenn er in einem Wagen ausfuhr, so mußte es ein sehr bürgerlich aussehender sein."

„Wir waren zwei Brüder, Zwillinge, und die Mutter hatte bei unserer Geburt ihr Leben verloren. Der Vater hatte sie sehr hoch geehrt, und daher keine Frau mehr genommen; denn er hat sie nie vergessen können. Weil auf der Gasse zu viel Lärm war, wurden wir in den hintern Flügel gegen den Garten gethan, den der Vater an das Haus angebaut hatte. Es war eine große Stube, in der wir waren, die Fenster gingen gegen den Garten hinaus, die Stube war durch einen langen Gang von der übrigen Wohnung getrennt, und damit wir nicht bei jedem Ausgange durch den vordern Theil des Hauses gehen

mußten, ließ der Vater in dem Gartenflügel eine Treppe bauen, auf welcher man unmittelbar in den Garten und von ihm ins Freie gelangen konnte."

„Nach dem Tode der Mutter hatte der Vater die Leitung des Hausweſens einer Dienerin anvertraut, welche ſchon bei der Mutter, ehe ſie Braut wurde, in Dienſten geſtanden, und gleichſam ihre Erzieherin geweſen war. Die Mutter hatte ſie auf ihrem Todbette dem Vater empfohlen. Sie hieß Luiſe. Sie führte über alles die Leitung und Aufſicht, was die Speiſe und den Trank betraf, was ſich auf die Wäſche auf die Geſchirre auf die Geräthe des Hauſes auf Reinigung der Treppen und Stuben auf Beheizung und Luftung bezog, kurz über alles, was das innere Hausweſen anbelangt. Sie ſtand an der Spize der Mägde. Sie beſorgte auch die Bedürfniſſe von uns beiden Knaben."

„Da wir größer geworden waren, bekamen wir einen Lehrer, der bei uns in dem Hauſe wohnte. Es wurden ihm zwei ſchöne Zimmer hergerichtet, die ſich neben unſerer Stube befanden, und mit dieſer Stube den ganzen hintern Theil des Flügels ausmachten, der den Namen Gartenflügel führte. Wir lernten von ihm, was alle Kinder zu Anfange ihres Lernens vornehmen müſſen: Buchſtaben kennen Leſen Rechnen

Schreiben. Der Bruder war viel geſchikter als ich, er konnte ſich die Buchſtaben merken, er konnte ſie zu Silben verbinden, er konnte deutlich und in Abſäzen leſen, ihm kam in der Rechnung immer die rechte Zahl, und ſeine Buchſtaben ſtanden in der Schrift gleich und auf der nehmlichen Linie. Bei mir war das anders. Die Buchſtabennamen wollten mir nicht einfallen, dann konnte ich die Silbe nicht ſagen, die ſie mir vorſtellten, und beim Leſen waren die großen Wörter ſehr ſchwer, und es war eine Pein, wenn ſehr lange kein Beiſtrich erſchien. In der Rechnung befolgte ich die Regeln, aber es ſtanden am Ende meiſtens ganz andere Zahlen da, als uns heraus kommen mußten. Bei dem Schreiben hielt ich die Feder ſehr genau, ſah feſt auf die Linie, fuhr gleichmäßig auf und nieder, und doch ſtanden die Buchſtaben nicht gleich, ſie ſenkten ſich unter die Linie, ſie ſahen nach verſchiedenen Richtungen, und die Feder konnte keinen Haarſtrich machen. Der Lehrer war ſehr eifrig, der Bruder zeigte mir auch vieles, bis ich die Sachen machen konnte. Wir hatten in der Stube einen großen eichenen Tiſch, auf welchem wir lernten. An jeder der zwei Langſeiten des Tiſches waren mehrere Fächer angebracht, die heraus zu ziehen waren, wovon die eine Reihe dem Bruder diente, ſeine Schul-

ſachen hinein zu legen, die andere mir. In jeder der hintern Eken der Stube ſtand ein Bett, und neben dem Bette ein Nachttiſchchen. Die Thür unſers Zimmers ſtand Nachts in das Schlafzimmer des Lehrers offen."

„Wir gingen ſehr häufig in den Garten, und beſchäftigten uns dort. Wir fuhren oft mit unſern Schimmeln durch die Stadt, wir fuhren auch auf das Land, oder ſonſt irgend wo herum, und der Lehrer ſaß immer bei uns in dem Wagen. Wir gingen mit ihm auch aus, wir gingen entweder auf einer Baſtei der Stadtmauer oder in einer Allee ſpazieren, und wenn etwas beſonderes in der Stadt ankam, das ſehenswürdig war, und es der Vater erlaubte, ſo gingen wir mit ihm hin, es zu ſehen."

„Als wir in den Gegenſtänden der unteren Schulen gut unterrichtet waren, kamen die Gegenſtände der lateiniſchen Schule an die Reihe, und der Lehrer ſagte uns, daß wir aus ihnen vor dem Director und vor den Profeſſoren werden Prüfungen ablegen müſſen. Wir lernten die lateiniſche und griechiſche Sprache, wir lernten die Naturgeſchichte und Erdbeſchreibung das Rechnen die ſchriftlichen Aufſäze und andere Dinge. In der Religion wurden wir von dem würdigen Kaplane unſerer Pfarrkirche in unſerem Hauſe

unterrichtet, und der Vater ging uns in religiöſen und ſittlichen Dingen mit einem guten Beiſpiele voran. Aber wie es in dem früheren Unterrichte geweſen war, ſo war es hier auch wieder. Der Bruder lernte alles recht gut, er machte ſeine Aufgaben gut, er konnte das Lateiniſche und Griechiſche deutſch ſagen, er konnte die Buchſtabenrechnungen machen, und ſeine Briefe und Aufſäze waren, als hätte ſie ein erwachſener Menſch geſchrieben. Ich konnte das nicht. Ich war zwar auch recht fleißig, und im Anfange eines jeden Dinges ging es nicht übel, ich verſtand es, und konnte es ſagen und machen; aber wenn wir weiter vorrükten, entſtand eine Verwirrung, die Sachen kreuzten ſich, ich konnte mich nicht zurecht finden, und hatte keine Einſicht. In den Übertragungen aus der deutſchen Sprache befolgte ich alle Regeln ſehr genau, aber da waren immer bei einem Worte mehrere Regeln, die ſich widerſprachen, und wenn die Arbeit fertig war, ſo war ſie voll Fehler. Eben ſo ging es bei den Übertragungen in das Deutſche. Es ſtanden in dem lateiniſchen oder griechiſchen Buche immer ſo fremde Worte, die ſich nicht fügen wollten, und wenn ich ſie in dem Wörterbuche aufſchlug, waren ſie nicht darin, und die Regeln, die wir in unſerer Sprachlehre lernten, waren in den griechiſchen und lateiniſchen Bü=

chern nicht befolgt. Am beſten ging es noch in zwei Nebengegenſtänden, die der Vater zu lernen befohlen hatte, weil wir ſie in unſerer Zukunft brauchen könnten, in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, für welche in jeder Woche zweimal ein Lehrer in das Haus kam. Der Bruder und unſer Lehrer nahmen ſich meiner ſehr an, und ſuchten mir beizuſtehen. Aber da die Prüfungen kamen, genügte ich nicht, und meine Zeugniſſe waren nicht gut."

„So vergingen mehrere Jahre. Da die Zeit vorüber war, welche der Vater zur Erlernung dieſer Dinge beſtimmt hatte, ſagte er, daß wir jezt unſer Gewerbe lernen müßten, das er uns nach ſeinem Tode übergeben würde, und das wir gemeinſam ſo ehrenwerth und anſehnlich fortzuführen hätten, wie es unſere und ſeine Vorfahren gethan hätten. Er ſagte, wir müßten auf die nehmliche Weiſe unterrichtet werden wie unſere Voreltern, damit wir auf die nehmliche Weiſe zu handeln verſtünden wie ſie. Wir müßten alle Handgriffe und Kenntniſſe unſeres Geſchäftes von unten hinauf lernen, wir müßten zuerſt arbeiten können, wie jeder gute und der beſte Arbeiter in unſerem Handwerke, damit wir den Arbeiter und die Arbeit beurtheilen könnten, damit wir wüßten, wie die Arbeiter behandelt werden ſollen, und damit

wir von den Arbeitern geachtet würden. Dann erſt ſollten wir zur Erlernung der weiteren in der Handelſchaft nöthigen Dinge übergehen."

„Der Vater wollte, daß wir auch ſo leben ſollten, wie unſere Arbeiter lebten, daß wir ihre Lage verſtünden, und ihnen nicht fremd wären. Er wollte daher, daß wir mit ihnen eſſen wohnen und ſchlafen ſollten. Unſer bisheriger Lehrer verließ uns, indem er jedem von uns ein Buch zum Andenken hinterließ, wir zogen aus der Studierſtube fort, und gingen in die Arbeiterwohnung hinüber."

„Der Vater hatte den beſten Geſellen unſeres Geſchäftes, der zugleich Werkführer war, zu unſerem Lehrmeiſter beſtimmt, und uns überhaupt ſeiner Aufſicht übergeben. Wir bekamen jeder unſern Plaz in ſeiner Werkſtätte, waren mit dem Handwerkzeuge verſehen, und mußten beginnen, wie jeder Lehrling. Zum Speiſen kamen wir an den nehmlichen Tiſch, an dem alle unſere Arbeiter ſaßen, aber wir kamen an die unterſten Pläze, wo ſich die Lehrlinge befanden. Als Schlafgemach hatten wir auch das der Lehrlinge, an welches das Schlafzimmer des Werkführers ſtieß, der der einzige war, welcher ein eigenes Zimmer zum Schlafen hatte. Deßhalb mußte er immer nicht nur ein ſehr geſchikter Arbeiter ſein, ſondern auch durch

Rechtlichkeit Sitte und Lebenswandel ſich auszeichnen. Ein anderer wurde in unſerem Hauſe zu dieſer Stelle gar nicht genommen. Er hatte die beſondere Aufſicht über die Lehrlinge, weil dieſe noch einer Erziehung bedurften. Zum Lager erhielten wir ein Bett wie die Lehrlinge, und zur Bekleidung hatten wir das Kleid aller unſerer Arbeiter."

„So begann die Sache. Aber auch hier war es genau wieder ſo, wie es in allen vorhergegangenen Dingen geweſen war. Der Bruder arbeitete ſchnell, und ſeine Arbeitsſtüke waren ſchön. Ich machte es genau ſo, wie der Lehrmeiſter es angab, aber meine Stüke wurden nicht ſo, wie ſie ſein mußten, und wurden nicht ſo ſchön wie die meines Bruders. Ich war aber außerordentlich fleißig. Des Abends ſaßen wir oft in der großen Geſprächſtube der Arbeiter, und hörten ihren Reden zu. Es kamen auch böſe Beiſpiele von Arbeitern vor, aber ſie ſollten uns nicht verloken, ſondern ſie ſollten uns befeſtigen, und einen Abſcheu einflößen. Der Vater ſagte, wer leben ſoll, muß das Leben kennen, das Gute und das Böſe davon, muß aber von dem Lezteren nicht angegriffen ſondern geſtärkt werden. An ſolchen Abenden holte ich den Arbeitern gerne Dinge, um welche ſie mich ſchikten, Wein Käſe und andere Gegenſtände. Sie hatten mich deßhalb auch ſehr lieb."

„Wenn wir in einer Werkstätte unterrichtet waren, und die Sachen machen konnten, kamen wir in eine andere, bis wir endlich freigesprochen wurden, und als Lehrlinge in die Handelschaft traten. Als wir auch da fertig waren, kamen wir in die Schreibstube zu den Schreibereien unseres Geschäftes.“

„Da endlich nach geraumer Zeit unsere Lehrjahre vorüber waren, kamen wir in das Zimmer der Söhne vom Hause, und erhielten die einfachen Kleider, wie sie unser Vater zu tragen pflegte.“

„Nicht lange nach der Zeit der Vollendung der Lehre, und da der Bruder schon überall zu den Geschäften beigezogen wurde, erkrankte der Vater. Er erkrankte nicht so ernstlich, daß eine Gefahr zu befürchten gewesen wäre, so wie er auch nicht in dem Bette liegen mußte, aber seine starke Gestalt nahm ab, sie wurde leichter, er ging viel in dem Hause und in dem Garten herum, und nahm sich nicht mehr so um die Geschäfte an, wie es früher seine Gewohnheit und seine Freude gewesen war.“

„Der Bruder nahm sich um die Führung des Gewerbes an, ich brauchte mich nicht einzumischen, und der Vater blieb endlich den größten Theil des Tages, wenn er nicht eben in dem Garten war, in seinem Wohnzimmer.“

„Um jene Zeit that ich die Bitte, daß man erlauben möge, daß ich wieder unſere alte Studierſtube beziehen, und dort wohnen dürfe. Man gewährte die Bitte, und ich ſchafte meine Habſeligkeiten durch den langen Gang in die Stube. Weil der Vater in dem Geſchäfte keine Anordnungen und keine Befehle ertheilte, und weil mir der Bruder keine Arbeit auftrug, hatte ich Muße, zu thun, was ich wollte. Da man mir damals, als ich in unſeren Lehrgegenſtänden keine genügenden Zeugniſſe erhalten hatte, keinen Vorwurf gemacht hatte, ſo beſchloß ich, jezt alles nachzuholen, und alles ſo zu lernen, wie es ſich gebührte. Ich nahm ein Buch aus der Lade, ſezte mich dazu, und las den Anfang. Ich verſtand alles, und lernte es, und merkte es mir. Am andern Tage wiederholte ich das, was ich an dem vorigen Tage gelernt hatte, verſuchte, ob ich es noch wiſſe, und lernte ein neues Stük dazu. Ich gab mir nur Weniges zur Aufgabe, aber ich ſuchte es zu verſtehen, und es gründlich in meinem Gedächtniſſe aufzubewahren. Ich gab mir auch Aufgaben zur Ausarbeitung, und ſie gelangen. Ich ſuchte die Aufgaben hervor, welche uns damals von unſerem Lehrer gegeben worden waren, machte ſie noch einmal, und machte jezt keinen Fehler. Wie ich es mit dem einen Buche gemacht hatte, machte

ich es auch mit den andern. Ich lernte ſehr fleißig, und nach und nach war ich ſchier den ganzen Tag in der Stube beſchäftigt. Wenn ich eine freie Zeit hatte, ſo ſaß ich gerne nieder, nahm das Buch in die Hand, welches mir mein Lehrer zum Angedenken gegeben hatte, und dachte an den Mann, der damals bei uns geweſen war."

„In der Stube war alles geblieben, wie es einſt geweſen war. Der große eichene Tiſch ſtand noch in der Mitte, er hatte noch die Male, die wir entweder abſichtlich mit dem Meſſer oder zufällg mit andern Werkzeugen in ſein Holz gebracht hatten, er zeigte noch die vertrokneten Tintenbäche, welche entſtanden waren, wenn mit dem Tintengefäße ein Unglük geſchehen war, und wenn mit allem Waſchen und Reiben keine Abhilfe mehr gebracht werden konnte. Ich zog die Fächer heraus. Da lagen noch in den meinigen meine Lehrbücher mit dem Röthel- oder Bleifederzeichen in ihrem Innern, wie weit wir zu lernen hätten; es lagen noch die Papierhefte darinnen, in welchen die Ausarbeitungen unſerer Aufgaben geſchrieben waren, und es leuchteten die mit rother Dinte gemachten Striche des Lehrers hervor, die unſere Fehler bedeuteten; es lagen noch die veralteten beſtaubten Federn und Bleiſtiften darinnen. Eben ſo war es in

den Fächern des Bruders. Auch in ihnen lagen seine alten Lerngeräthe in bester Ordnung beisammen. Ich lernte jezt an demselben Tische meine Aufgaben, an welchem ich sie vor ziemlich vielen Jahren gelernt hatte. Ich schlief in dem nehmlichen Bette, und hatte das Nachttischchen mit dem Lichte daneben. Das Bett des Bruders aber blieb leer, und war immer zugedekt. In den zwei Zimmern, in welchen damals der Lehrer gewohnt hatte, hatte ich einige Kästen mit Kleidern und andern Sachen, sonst waren sie auch unbewohnt, und hatten nur noch die alten Geräthe. So war ich der einzige Bewohner des hintern Gartenflügels, und dieser Zustand dauerte mehrere Jahre."

„Plözlich starb unser Vater. Mein Schrek war fürchterlich. Kein Mensch hatte geglaubt, daß es so nahe sei, und daß es überhaupt eine Gefahr geben könnte. Er hatte sich zwar in der lezten Zeit immer mehr zurükgezogen, seine Gestalt war etwas verfallen, auch brachte er oft mehrere Tage in dem Bette zu; allein wir hatten uns an diesen Zustand so gewöhnt, daß er uns zulezt auch als ein regelmäßiger erschien, jeder Hausbewohner sah ihn als den Vater an, der Vater gehörte so nothwendig zu dem Hause, daß man sich seinen Abgang nicht denken konnte, und ich habe mir wirklich nie gedacht, daß er sterben könnte, und daß

er ſo krank ſei. In dem erſten Augenblike war alles in Verwirrung; dann aber wurden die Leichenvorbereitungen gemacht. Mit ſeinem Leichenzuge gingen alle Armen des Stadtbezirkes, es gingen die Männer ſeines Geſchäftes mit ſeine Freunde viele Fremde die Arbeiter ſeines Hauſes und ſeine zwei Söhne. Es wurden ſehr viele Thränen geweint, wie man um wenige Menſchen des Landes weint, und die Leute ſagten, daß ein vortrefflicher Mann ein auserleſener Bürger und ein ehrenvoller Geſchäftsmann begraben worden ſei. Nach einigen Tagen wurde das Teſtament eröffnet, und in demſelben ſtand, daß wir beiden Brüder als Erben eingeſezt ſeien, und uns das Geſchäft gemeinſchaftlich zugefallen ſei."

„Der Bruder ſagte mir nach einiger Zeit, daß die ganze Laſt des Geſchäftes nun auf unſern Schultern liege, und ich eröffnete ihm hiebei, daß ich das Lateiniſche Griechiſche die Naturgeſchichte die Erdbeſchreibung und die Rechenkunſt, worin ich damals, als wir unterrichtet wurden, geringe Fortſchritte gemacht hatte, nachgelernt hätte, und daß ich jezt beinahe vollkommen in dieſen Dingen bewandert wäre. Er aber antwortete mir, daß Lateiniſch Griechiſch und die übrigen Fächer zu unſerem Berufe nicht geradehin nothwendig ſeien, und daß ich zu ſpät dieſe Mühe verwendet hätte. Ich er-

wiederte ihm, daß ich, ſo wie ich dieſe Lernfächer nachgelernt hätte, ich auch alle die Arbeiten und Kenntniſſe, die zu unſerem Geſchäfte unmittelbar nothwendig wären, allmählich nachlernen würde. Hierauf ſagte er wieder, daß, wenn das Geſchäft auf mich warten müßte, ich zu einer Zeit fertig werden würde, wenn es bereits zu Grunde gegangen wäre. Er verſprach aber, daß er ſich ſo annehmen werde, wie es in ſeinen Kräften möglich ſei, und daß er mir überlaſſe, zu thun, wie es mir gefalle, daß ich Einſicht nehmen könne, daß ich mithelfen könne, daß ich noch lernen könne, und daß mein Theil mir aber in jedem Falle unverkümmert bewahrt werden ſolle."

„Ich ging wieder in die Studierſtube zurük, miſchte mich in die Geſchäfte nicht, weil ich ſie wohl nicht verſtand, und er ließ mich dort. Ja er ſchikte mir ſogar beſſere Geräthe, und verſah mich mit mehreren Bequemlichkeiten, daß der Aufenthalt in der Stube mir nicht unangenehm würde. Nach einiger Zeit erſchien er mit dem Rechtsanwalte unſeres Hauſes mit Perſonen des Gerichtes und mit Zeugen, welche Freunde unſers Vaters geweſen waren, und gab mir ein gerichtliches Papier, auf welchem verzeichnet war, was ich für Anſprüche an die Erbſchaft habe, welcher mein Theil ſei, und was mir in der

Zukunft gebühre. Der Bruder die Zeugen und ich unterſchrieben die Schrift."

„Ich fuhr nun mit dem Lernen fort, der Bruder leitete den ganzen Umfang des Geſchäftes. Nach einem Vierteljahre brachte er mir eine Summe Geldes, und ſagte, das ſeien die Zinſen, welche mir von meinem Antheile an der Erbſchaft, der in dem Gewerbe thätig ſei, gebühren. Er ſagte, daß er mir alle Vierteljahre dieſe Summe einhändigen werde. Er fragte mich, ob ich zufrieden ſei, und ich antwortete, daß ich ſehr zufrieden ſei."

„Nachdem ſo wieder eine Zeit vergangen war, ſtellte er mir einmal vor, daß mein Lernen doch zu etwas führen müſſe, und er fragte mich, ob ich nicht geneigt wäre, zu einem der gelehrten Stände hinzuarbeiten, zu denen die Dinge, mit welchen ich mich jezt beſchäftige, die Vorarbeit ſeien. Als ich ihm antwortete, daß ich nie darüber nachgedacht habe, und daß ich nicht wiſſe, welcher Stand ſich für mich ziemen könnte, ſagte er, das ſei jezt auch nicht nothwendig, ich möchte nur aus den Kenntniſſen, die ich mir jezt erworben hätte, nach und nach die Prüfungen ablegen, damit ich beglaubigte Schriften über meine Anwartſchaft in den Händen hätte, ich möchte mir die fehlenden Wiſſenſchaften noch zu erwerben trachten,

und mich über sie gleichfalls Prüfungen unterziehen, und wenn dann der Zeitpunkt gekommen wäre, mich für einen besondern Stand zu entscheiden, hätte ich wieder mehr Erfahrungen gesammelt, und sei dann leichter in der Lage, mich zu bestimmen, wohin ich mich zu wenden hätte."

„Mir gefiel der Vorschlag recht gut, und ich sagte zu. Nach einiger Zeit machte ich die ersten Prüfungen aus den unteren Fächern, und sie fielen außerordentlich gut aus. Dies machte mir Muth und ich ging mit Eifer an die Erlernung der weiteren Kenntnisse. Mir zitterte innerlich das Herz vor Freude, daß ich einmal einem jener Stände, die ich immer mit so vieler Ehrfurcht betrachtet hatte, die der Welt mit ihren Wissenschaften und mit ihrer Geschiklichkeit dienen, angehören sollte. Ich arbeitete sehr fleißig, ich kargte mir die Zeit ab, ich kam wenig in die andern Räume des Hauses hinüber, und nachdem wieder eine Zeit vergangen war, konnte ich abermals eine Prüfung mit gutem Erfolge ablegen."

„So war ich vollständig ein Bewohner des hintern Gartenflügels geworden, durfte es bleiben, und konnte mich mit gutem Gewissen meinen Bestrebungen hingeben."

„An unsern hinteren Gartentheil stieß ein zweiter

Garten, der aber eigentlich kein Garten war, sondern mehr ein Anger, auf dem hie und da ein Baum stand, den niemand pflegte. Hart an einem Eisengitter unseres Gartens ging der Weg vorüber, der in dem fremden Garten war. Ich sah in jenem Garten immer sehr schöne weiße Tücher und andere Wäsche auf langen Schnüren aufgehängt. Ich blikte oft theils aus meinen Fenstern theils durch das Eisengitter, wenn ich eben in dem Garten war, darauf hin. Wenn sie troken waren, wurden sie in einen Korb gesammelt, während eine Frau dabei stand, und es anordnete. Dann wurden wieder nasse aufgehängt, nachdem die Frau die zwischen Pflöken gespannten Schnüre mit einem Tuche abgewischt hatte. Diese Frau war eine Wittwe. Ihr Gatte hatte ein Amt gehabt, das ihn gut nährte. Kurz nach seinem Tode war auch sein alter gütiger Herr gestorben, und der Sohn desselben hatte ein so hartes Herz, daß er der Wittwe nur so viel gab, daß sie nicht gerade verhungerte. Sie miethete daher das Gärtchen, das an unsern Garten stieß, sie mietehte auch das kleine Häuschen, welches in dem Garten stand. Mit dem Gelde, das ihr ihr Gatte hinterlassen hatte, richtete sie nun das Häuschen und den Garten dazu ein, daß sie für die Leute, welche ihr das Vertrauen schenken würden, Wäsche besorgte, feine und

jede andere. Sie ließ in dem Häuschen Keſſel einmauern, und andere Vorrichtungen machen, um die Wäſche zu ſieden, und die Laugen zu bereiten. Sie ließ Waſchſtuben herrichten, ſie bereitete Orte, wo geglättet und gefaltet wurde, und für Zeiten des ſchlechten Wetters und des Winters ließ ſie einen Trokenboden aufführen. In dem Garten ließ ſie Pflöke in gleichen Entfernungen von einander einſchlagen, an den Pflöken Ringe befeſtigen, und durch die Ringe Schnüre ziehen, welche oft gewechſelt wurden. Hinter dem Häuschen ging ein Bach vorüber, welcher die Wittwe verleitet hatte, hier ihre Waſchanſtalt zu errichten. Von dem Bache führten Pumprinnen in die Keſſel, und über dem Waſſer des Baches war eine Waſchhütte erbaut. Die Frau hatte viele Mägde genommen, welche arbeiten und die Sache gehörig bereiten mußten, ſie ſtand dabei, ordnete an, zeigte, wie alles richtig zu thun ſei, und da ſie die Wäſche nicht mit Bürſten und groben Dingen behandeln ließ, und darauf ſah, daß ſie ſehr weiß ſei, und daß das Schlechte ausgebeſſert wurde, ſo bekam ſie ſehr viele Kundſchaften, ſie mußte ihre Anſtalt erweitern und mehr Arbeiterinnen nehmen, und nicht ſelten kam manche vornehme Frau, und ſaß mit ihr unter dem großen Birnbaume des Gartens.“

„Dieſe Frau hatte auch ein Töchterlein, ein Kind, nein es war doch kein Kind mehr — ich wußte eigentlich damals nicht, ob es noch ein Kind ſei oder nicht. Das Töchterlein hatte ſehr feine rothe Wangen, es hatte feine rothe Lippen, unſchuldige Augen, die braun waren, und freundlich um ſich ſchauten. Über die Augen hatte es Lider, die groß und ſanft waren, und von denen lange Wimpern nieder gingen, die zart und ſittſam ausſahen. Die dunkeln Haare waren von der Mutter glatt und rein geſcheitelt, und lagen ſchön an dem Haupte. Das Mädchen trug manchmal ein längliches Körbchen von feinem Rohre; über dem Körbchen war ein weißes ſehr feines Tuch geſpannt, und in dem Körbchen mochte ganz auserleſene Wäſche liegen, welche das Kind zu einer oder der andern Frau zu tragen hatte.“

„Ich ſah es gar ſo gerne an. Manchmal ſtand ich an dem Fenſter, und ſah auf den Garten hinüber, in welchem immer ohne Unterbrechung, außer wenn es Nacht wurde, oder ſchlechtes Wetter kam, Wäſche an den Schnüren hing, und ich hatte die weißen Dinge ſehr lieb. Da kam zuweilen das Mädchen heraus, ging auf dem Anger hin und wider, und hatte mancherlei zu thun, oder ich ſah es, obwohl das Häuschen ſehr unter Zweigen verſtekt war, an dem

Fenſter ſtehen, und lernen. Ich wußte bald auch die Zeit, an welcher es die Wäſche fort trug, und da ging ich manchmal in den Garten hinunter, und ſtand an dem eiſernen Gitter. Da der Weg an dem Gitter vorüber ging, mußte das Mädchen an mir vorbei kommen. Es wußte recht wohl, daß ich da ſtehe; denn es ſchämte ſich immer, und nahm ſich im Gange zuſammen."

„Eines Tages, da ich die Wäſchträgerin von ferne kommen ſah, legte ich ſchnell einen ſehr ſchönen Pfirſich, den ich zu dieſem Zweke ſchon vorher gepflükt hatte, durch die Öffnung der Gitterſtäbe hinaus auf ihren Weg, und ging in das Gebüſche. Ich ging ſo tief hinein, daß ich ſie nicht ſehen konnte. Als ſchon ſo viele Zeit vergangen war, daß ſie lange vorüber gekommen ſein mußte, ging ich wieder hervor; allein der Pfirſich lag noch auf dem Wege. Ich wartete nun die Zeit ab, wann ſie wieder zurük kommen würde. Aber da ſie ſchon zurük gekommen war, und ich nachſah, lag der Pfirſich noch auf dem Wege. Ich nahm ihn wieder herein. Das Nehmliche geſchah nach einer Zeit noch einmal. Beim dritten Male blieb ich ſtehen, als der Pfirſich mit ſeiner ſanften rothen Wange auf dem Sande lag, und ſagte, da ſie in die Nähe kam: „Nimm ihn." Sie blikte mich an, zögerte

ein Weilchen, bükte ſich dann, und nahm die Frucht. Ich weiß nicht mehr, wo ſie dieſelbe hingeſtekt hatte, aber das weiß ich gewiß, daß ſie ſie genommen hatte. Nach Verlauf von einiger Zeit that ich dasſelbe wieder, und ſie nahm wieder die Frucht. So geſchah es mehrere Male, und endlich reichte ich ihr den Pfirſich mit der Hand durch das Gitter."

„Zulezt kamen wir auch zum Sprechen. Was wir geſprochen haben, weiß ich nicht mehr. Es muß gewöhnliches Ding geweſen ſein. Wir nahmen uns auch bei den Händen."

„Mit der Zeit konnte ich nicht mehr erwarten, wenn ſie mit dem Körbchen kam. Ich ſtand alle Mal an dem Gitter. Sie blieb ſtehen, wenn ſie zu mir gekommen war, und wir redeten mit einander. Einmal bath ich ſie, mir die Dinge in dem Körbchen zu zeigen. Sie zog den linnenen Dekel mit kleinen Schnürchen auseinander, und zeigte mir die Sachen. Da lagen Krauſen feine Ärmel und andere geglättete Dinge. Sie nannte mir die Namen, und als ich ſagte, wie ſchön das ſei, erwiederte ſie: »Die Wäſche gehört einer alten Gräfin, einer vornehmen Frau, ich muß ſie ihr immer ſelber hin tragen, daß ihr nichts geſchieht, weil ſie ſo ſchön iſt.« Da ich wieder ſagte: „Ja das iſt ſchön, das iſt außerordentlich ſchön," ant-

wortete ſie: »Freilich iſt es ſchön, meine Mutter ſagt: die Wäſche iſt nach dem Silber das erſte Gut in einem Hauſe, ſie iſt auch feines weißes Silber, und kann, wenn ſie unrein iſt, immer wieder zu feinem weißen Silber gereinigt werden. Sie gibt unſer vornehmſtes und nächſtes Kleid. Darum hat die Mutter auch ſo viele Wäſche geſammelt, daß wir nach dem Tode des Vaters genug hatten, und darum hat ſie auch die Reinigung der Wäſche für andere Leute übernommen, und läßt nicht zu, daß ſie mit rauhen und unrechten Dingen angefaßt werde. Das Gold iſt zwar auch koſtbar, aber es iſt kein Hausgeräthe mehr, ſondern nur ein Schmuk.« Ich erinnerte mich bei dieſen Worten wirklich, daß ich an dem Körper der Sprechenden immer am Rande des Halſes oder an den Ärmeln die feinſte weiße Wäſche geſehen hatte, und daß ihre Mutter immer eine ſchneeweiße Haube mit feiner Krauſe um das Angeſicht trug.“

„Von dieſem Augenblike an begann ich von dem Gelde, welches mir der Bruder alle Vierteljahre zuſtellte, ſehr ſchöne Wäſche, wie die der vornehmen Gräfin war, anzuſchaffen, und mir alle Arten ſilberne Hausgeräthe zu kaufen.“

„Einmal, da wir ſo bei einander ſtanden, kam die Mutter in der Nähe vorüber, und rief: »Johanna,

ſchäme dich.« Wir ſchämten uns wirklich, und liefen auseinander. Mir brannten die Wangen vor Scham, und ich wäre erſchroken, wenn mir jemand im Garten begegnet wäre.“

„Von der Zeit an ſahen wir uns nicht mehr an dem Gitter. Ich ging jedes Mal in den Garten, wenn ſie vorüber kam, aber ich blieb in dem Gebüſche, daß ſie mich nicht ſehen konnte. Sie ging mit gerötheten Wangen und mit niedergeſchlagenen Augen vorüber.“

„Ich ließ nun in die zwei Zimmer, die an meine Wohnſtube ſtießen, Käſten ſtellen, von denen ich die oberen Fächer hatte ſchmal machen laſſen, in welche ich das Silber hineinlegte, die unteren aber breit, in welche ich die Wäſche that. Ich legte das Zuſammengehörige zuſammen, und umwand es mit rothſeidenen Bändern.“

„Nach geraumer Zeit ſah ich das Mädchen lange nicht an dem eiſernen Gitter vorüber gehen, ich getraute mir nicht zu fragen, und als ich endlich doch fragte, erfuhr ich, daß es in eine andere Stadt gegeben worden ſei, und daß es die Braut eines fernen Anverwandten werden würde.“

„Ich meinte damals, daß ich mir die Seele aus dem Körper weinen müſſe.“

„Aber nach einer Zeit ereignete ſich etwas Furcht-

bares. Mein Bruder hatte einen großen Wechsler, der ihm stets auf Treu und Glauben das Geld für laufende Ausgaben bis zu einer festgesezten Summe lieferte, um sich nach Umständen immer wieder auszugleichen. Ich weiß es nicht, haben andere Leute meinem Bruder den Glauben untergraben, oder hat der Wechsler selber, weil zwei Handelschaften, die uns bedeutend schuldeten, gefallen waren, und uns um unsern Reichthum brachten, Mißtrauen geschöpft: er weigerte sich fortan die Wechsel unseres Hauses zu zahlen. Der Bruder sollte mehrere mit Summen deken, und es fehlte hinlängliches bares Geld dazu. Die Freunde, an welche er sich wendete, schöpften selber Mißtrauen, und so kam es, daß die Wechselgläubiger die Klage anstellten, daß unser Haus unsere andern Besizungen und unsere Waaren abgeschäzt wurden, ob sie hinreichen, ohne daß man an unsere ausstehenden Forderungen zu greifen hätte. Da nun dies bekannt wurde, kamen alle, welche eine Foderung hatten, und wollten sie erfüllt haben; aber die, welche uns schuldeten, kamen nicht. Der Bruder wollte mir nichts entdeken, damit ich mich nicht kränkte, er gedachte es noch vorüber zu führen. Allein da der Verkauf unseres Hauses zu sofortiger Dekung der Wechselschulden angeordnet wurde, konnte er es mir

nicht mehr verbergen. Er kam auf meine Stube, und ſagte mir alles. Ich gab ihm das Geld, das ich hatte; denn meine Bedürfniſſe waren ſehr gering geweſen, und ich hatte einen großen Theil meiner Einkünfte erſparen können. Ich öffnete die ſchmalen oberen Fächer meiner Käſten, und legte alles mein Silber auf unſern eichenen Lerntiſch heraus, und both es ihm an. Er ſagte, daß das nicht reiche, um das Haus und das Geſchäft zu retten, und er weigerte ſich, es anzunehmen. Auch das Gericht machte keine Foderung an mich, aber ich konnte es nicht leiden, daß mein Bruder etwas unerfüllt ließe, und ſein Gewiſſen belaſtete, ich that daher alles zu den andern Werthen. Es reichte zuſammen hin, daß allen Gläubigern ihre Foderungen ausgezahlt, und ſie bis auf das Genaueſte befriediget werden konnten. Allein unſer ſchönes Haus mit ſeinem hinteren Flügel und unſer ſchöner Garten war verloren."

„Ich weiß nicht, welche andere Schläge noch kamen, aber auch die Ausſicht, mit dem ausſtehenden Gelde noch ein kleines Geſchäft einzuleiten, und uns nach und nach wieder empor zu ſchwingen, war in kurzer Zeit vereitelt."

„Mein Bruder, welcher unverheirathet war, grämte ſich ſo, daß er in ein Fieber verfiel, und ſtarb.

Ich allein und mehrere Menſchen, denen er Gutes gethan hatte, gingen mit der Leiche. Da vom Urgroßvater her immer nur ein Sohn als einziges Kind und Nachfolger bis auf uns beide Brüder geweſen war, da auch die Haushälterin Luiſe ſchon länger vorher mit Tod abgegangen war, ſo hatte ich keinen Verwandten und keinen Bekannten mehr."

„Ich hatte den Gedanken gefaßt, ein Verkünder des Wortes des Herrn, ein Prieſter, zu werden. Wenn ich auch unwürdig wäre, dachte ich, ſo könnte mir doch Gott ſeine Gnade verleihen, zu erringen, daß ich nicht ein ganz verwerflicher Diener und Vertreter ſeines Wortes und ſeiner Werke ſein könnte."

„Ich nahm meine Zeugniſſe und Schriften zuſammen, ging in die Prieſterbildungsanſtalt, und bath beklemmt um Aufnahme. Sie wurde mir gewährt. Ich zog zur feſtgeſezten Zeit in die Räume ein, und begann meine Lernzeit. Sie ging gut vorüber, und als ich fertig war, wurde ich zum Diener Gottes geweihet. Ich that meine erſten Dienſte bei ältern Pfarrern als Mitarbeiter in der Seelſorge, die ihnen anvertraut war. Da kam ich in verſchiedene Lagen, und lernte Menſchen kennen. Von den Pfarrern lernte ich in geiſtlichen und weltlichen Eigenſchaften. Als eine ſolche Reihe von Jahren vergangen war,

daß man es mir nicht mehr zu arg deuten konnte, wenn ich um eine Pfarre einkäme, bath ich um die jezige, und erhielt ſie. Ich bin nun über ſieben und zwanzig Jahre hier, und werde auch nicht mehr weg gehen. Die Leute ſagen, die Pfarre ſei ſchlecht, aber ſie trägt ſchon, wovon ein Verkünder des Evangeliums leben kann. Sie ſagen, die Gegend ſei häßlich, aber auch das iſt nicht wahr, man muß ſie nur gehörig anſchauen. Meine Vorgänger ſind von hier auf andere Pfarrhöfe verſezt worden. Da aber meine jezt lebenden Mitbrüder, die in meinen Jahren und etwas jünger ſind, ſich während ihrer Vorbereitungszeit ſehr auszeichneten, und mir in allen Eigenſchaften überlegen ſind, ſo werde ich nie bitten, von hier auf einen anderen Plaz befördert zu werden. Meine Pfarrkinder ſind gut, ſie haben ſich manchem meiner lehrenden Worte nicht verſchloſſen, und werden ſich auch ferner nicht verſchließen."

„Dann habe ich noch einen anderen weltlicheren und einzelneren Grund, weßhalb ich an dieſer Stelle bleibe. Sie werden denſelben ſchon einmal ſpäter erfahren, wenn ſie nehmlich die Bitte, die ich an Sie ſtellen will, erhören. Ich komme nun zu dieſer Bitte, aber ich muß noch etwas ſagen, ehe ich ſie ausſpreche. Ich habe zu einem Zweke in dieſem Pfarrhofe zu

ſparen angefangen, der Zwek iſt kein ſchlechter, er betrifft nicht blos ein zeitliches Wohl, ſondern auch ein anderes. Ich ſage ihn jezt nicht, er wird ſchon einmal kund werden; aber ich habe um ſeinetwillen zu ſparen begonnen. Von dem Vaterhauſe habe ich kein Vermögen mitgebracht; was noch an Gelde eingegangen iſt, wurde zu verſchiedenen Dingen verwendet, und ſeit Jahren iſt nichts mehr eingegangen. Ich habe von dem väterlichen Erbe nur das einzige Crucifix, welches an meiner Thür dort über dem Weihbrunngefäße hängt. Der Großvater hat es einmal in Nürnberg gekauft, und der Vater hat es mir, weil es mir ſtets gefiel, geſchenkt. So fing ich alſo an, von den Mitteln meines Pfarrhofes zu ſparen. Ich legte einfache Kleider an, und ſuche ſie lange zu erhalten, ich verabſchiedete das Bett, und legte mich auf die Bank indem Vorhauſe, und that die Bibel zum Zeugen und zur Hilfe unter mein Haupt. Ich hielt keine Bedienung mehr, und miethete mir die Dienſte der alten Sabine, die für mich hinreichen. Ich eſſe, was für den menſchlichen Körper gut und zuträglich iſt. Den oberen Theil des Pfarrhofes habe ich vermiethet. Ich habe ſchon zweimal darüber einen Verweis von dem hochwürdigen biſchöflichen Conſiſtorium erhalten, aber jezt laſſen ſie es geſchehen. Weil die Leute bei mir

bares Geld vermutheten, was auch wahr gewesen ist, so bin ich dreimal desselben beraubt worden, aber ich habe wieder von vorne angefangen. Da die Diebe nur das Geld genommen hatten, so suchte ich es ihnen zu entrüken. Ich habe es gegen Waisensicherheit angelegt, und wenn kleine Zinsen anwachsen, so thue ich sie stets zu dem Kapitale. So bin ich nun seit vielen Jahren nicht behelligt worden. In der langen Zeit ist mir mein Zustand zur Gewohnheit geworden, und ich liebe ihn. Nur habe ich eine Sünde gegen dieses Sparen auf dem Gewissen: ich habe nehmlich noch immer das schöne Linnen, das ich mir in der Stube in unserem Gartenflügel angeschafft hatte. Es ist ein sehr großer Fehler, aber ich habe versucht, ihn durch noch größeres Sparen an meinem Körper und an anderen Dingen gut zu machen. Ich bin so schwach, ihn mir nicht abgewöhnen zu können. Es wäre gar zu traurig, wenn ich die Wäsche weggeben müßte. Nach meinem Tode wird sie ja auch etwas eintragen, und den ansehnlicheren Theil gebrauche ich ja gar nicht."

Ich wußte nun, weßhalb er sich seiner herrlichen Wäsche schämte.

„Es ist mir nicht lieb," fuhr er fort, „daß ich hier den Menschen nicht so helfen kann, wie ich möchte;

aber ich kann es dem Zweke nicht entziehen, und es können ja nicht alle Menschen im ganzen Umfange wohlthun, wie sie wünschten, dazu wäre der größte Reichthum nicht groß genug."

„Sehen Sie, nun habe ich Ihnen alles gesagt wie es mit mir gewesen ist, und wie es noch mit mir ist. Jezt kömmt meine Bitte, Sie werden sie mir vielleicht, wenn Sie an alles denken, was ich Ihnen erzählt habe, gewähren. Sie ist aber beschwerlich zu erfüllen, und nur Ihre Freundlichkeit und Güte erlaubt mir sie vorzubringen. Ich habe mein Testament bei dem Gerichte zu Karsberg in dem Schlosse nieder gelegt. Ich vermuthe, daß es dort sicher ist, und ich habe den Empfangschein hier in meinem Hause. Aber alle menschlichen Dinge sind wandelbar, es kann Feuer Verwüstung Feindeseinbruch oder sonst ein Unglük kommen, und das Testament gefährden. Ich habe daher noch zwei gleichlautende Abschriften verfaßt, um sie so sicher als möglich nieder zu legen, daß sie nach meinem Tode zum Vorscheine kommen mögen, und ihr Zwek erfüllt werde. Da wäre nun meine Bitte, daß Sie eine Abschrift in Ihre Hände nähmen, und aufbewahrten. Die andere behalte ich entweder hier, oder ich gebe sie auch jemanden, daß er sie ebenfalls zu ihrem Zweke aufbewahre. Freilich müßten

Sie da erlauben, daß ich Ihnen, wenn Sie von dieſer Gegend ſcheiden, von Zeit zu Zeit einen kleinen Brief ſchreibe, worin ich Ihnen ſage, daß ich noch lebe. Wenn die Briefe ausbleiben, ſo wiſſen Sie, daß ich geſtorben bin. Dann müßten Sie das Teſtament durch ganz ſichere Hände und gegen Beſcheinigung nach Karsberg gelangen laſſen, oder überhaupt dorthin, wo die Ämter ſind, die es in Erfüllung bringen können. Es iſt das alles nur zur Vorſicht, wenn das gerichtlich niedergelegte verloren gehen ſollte. Das Teſtament iſt zugeſiegelt und den Inhalt werden Sie nach meinem Tode erfahren, wenn Sie nehmlich nicht abgeneigt ſind, meine Bitte zu erfüllen."

Ich ſagte dem Pfarrer, daß ich mit Freuden in ſeinen Wunſch eingehe, daß ich das Papier ſo ſorgfältig bewahren wolle, wie meine eigenen beſten Sachen, deren Vernichtung mir unerſezlich wäre, und daß ich allen ſeinen Weiſungen gerne nachkommen wolle. Übrigens hoffe ich, daß der Zeitpunkt noch ſehr ferne ſei, wo das Teſtament und ſeine zwei andern Genoſſen entſiegelt werden würden.

„Wir ſtehen alle in Gottes Hand," ſagte er, „es kann heute ſein, es kann morgen ſein, es kann noch viele Jahre dauern. Zum Zweke, den ich neben meinen Seelſorgerpflichten verfolge, wünſche ich, daß

es nicht so bald sei; aber Gott weiß, wie es gut ist, und er bedarf zulezt auch zur Krönung dieses Werkes meiner nicht."

„Da aber auch ich vor Ihnen sterben könnte," erwiederte ich, „so werde ich zur Sicherheit eine geschriebene Verfügung zu dem Testamente legen, wodurch meine Verpflichtung in andere Hände übergehen soll."

„Sie sind sehr gut," antwortete er, „ich habe gewußt, daß Sie so freundschaftlich sein werden, ich habe es gewiß gewußt. Hier wäre das Papier."

Mit diesen Worten zog er unter seinem Hauptkissen ein Papier hervor. Dasselbe war gefaltet, und mit drei Siegeln gesiegelt. Er reichte es in meine Hand. Ich betrachtete die Siegel, sie waren rein und unverlezt und trugen ein einfaches Kreuz. Auf der obern Seite des Papiers standen die Worte: Lezter Wille des Pfarrers im Kar. Ich ging an den Tisch, nahm ein Blatt aus meiner Brieftasche, schrieb darauf, daß ich von dem Pfarrer im Kar an dem bezeichneten Tage ein mit drei Siegeln, die ein Kreuz enthalten, versiegeltes Papier empfangen habe, das die Aufschrift Lezter Wille des Pfarrers im Kar trage. Diese Bescheinigung reichte ich ihm dar, und er schob sie ebenfalls unter das Kissen seines Hauptes. Das

Teſtament that ich einſtweilen in die Taſche, in welcher ich meine Zeichnungen und Arbeiten hatte.

Nach dieſer Unterredung blieb ich noch eine geraume Zeit bei dem Pfarrer, und das Geſpräch wendete ſich auf andere gleichgültigere Gegenſtände. Es kam Sabine herein, um ihm Speiſe zu bringen, es kam das Mädchen aus dem erſten Stokwerke herunter, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Da die Sterne an dem hohen Himmel ſtanden, ging ich durch das bleiche Geſtein und den weichen Sand in meine Hütte, und dachte an den Pfarrer. Ich that das Teſtament vorerſt in meinen Koffer, wo ich meine beſten Sachen hatte, um es ſpäter in meinem Hauſe gut zu verwahren.

Die Zeit nach der Erzählung des Pfarrers ging mir in meinem Steingewirre dahin, wie ſie mir vorher dahingegangen war. Wir maſſen, und arbeiteten, und zeichneten; ich ſammelte mir unter Tags Stoff, beſuchte gegen Abend den Pfarrer, ſaß ein paar Stunden an ſeinem Bette, und arbeitete dann in der Nacht in meiner Hütte, während mir einer meiner Leute auf einem Nothherde derſelben einen ſchmalen Braten briet.

Nach und nach wurde der Pfarrer beſſer, endlich ſtand er auf, wie es der Arzt in der Stadt voraus

gesagt hatte, dann ging er vor sein Haus, er ging wieder in die Kirche, und zulezt kam er auch wieder in das Steinkar, wandelte in den Hügeln herum, oder stand bei uns, und schaute unsern Arbeiten zu.

Wie aber endlich alles ein Ende nimmt, so war es auch mit unserem langen Aufenthalte im Steinkar. Wir waren immer weiter vorgerükt, wir näherten uns der Grenzlinie unseres angewiesenen Bezirks immer mehr und mehr, endlich waren die Pflöke auf ihr aufgestellt, es war bis dahin gemessen, und nach geringen schriftlichen Arbeiten war das Steinkar in seinem ganzen Abbilde in vielen Blättern in unserer Mappe. Die Stangen die Pflöke die Werke wurden sofort weggeschaft, die Hütten abgebrochen, meine Leute gingen nach ihren Bestimmungen auseinander, und das Steinkar war wieder von diesen Bewohnern frei und leer.

Ich pakte meinen Koffer, nahm von dem Pfarrer von dem Schullehrer von Sabine von dem Miethsmann und seiner Tochter und von andern Leuten Abschied, ließ den Koffer in die Hochstrasse bringen, ging zu Fusse dahin, bestellte mir Postpferde, und da diese angelangt waren, fuhr ich von dem Schauplaze meiner bisherigen Thätigkeit fort.

Eines sehr seltsamen Gefühles muß ich Erwäh-

nung thun, das ich damals hatte. Es ergrif mich nehmlich beinahe eine tiefe Wehmuth, als ich von der Gegend schied, welche mir, da ich sie zum ersten Male betreten hatte, abscheulich erschienen war. Wie ich immer mehr und mehr in die bewohnteren Theile hinauskam, mußte ich mich in meinem Wagen umkehren, und nach den Steinen zurükschauen, deren Lichter so sanft und matt schimmerten, und in deren Vertiefungen die schönen blauen Schatten waren, wo ich so lange verweilt hatte, während ich jezt zu grünenden Wiesen zu getheilten Feldern und unter hohe strebende Bäume hinaus fuhr.

Nach fünf Jahren ergrif ich eine Gelegenheit, die mich in die Nähe brachte, das Steinkar wieder zu besuchen. Ich fand den Pfarrer in demselben zuweilen herum gehen, wie früher, oder gelegentlich auf einem der Steine sizen, und herum schauen. Seine klaren blauen Augen waren die nehmlichen geblieben.

Ich zeigte ihm die Briefe, die ich von ihm empfangen, und die ich aufbewahrt hatte. Er bedankte sich sehr schön, daß ich auf jeden der Briefe ihm eine Antwort gesendet hätte, er freue sich der Briefe, und lese oft in denselben. Er zeigte sie mir, da wir in seinem Stübchen wieder an dem fichtenen Tische beisammen saßen.

Die Zirder floß mit ihrem himmelblauen Bande durch die Steine, dieſe hatten die graue Farbe, und der Sand lagerte zu ihren Füſſen. Die grünen Streifen und die wenigen Geſträuche waren wie immer. In der Hochſtraſſe war der Wirth die Wirthin und faſt auch ihre Kinder, wie früher, ja die alten Gäſte ſchienen an den Tiſchen zu ſizen, ſo ſehr bleiben die Menſchen die nehmlichen, die in jenen Gegenden den Verkehr über die Anhöhe treiben.

Nach dieſem Beſuche in jener Gegend führte mich weder ein Geſchäft mehr dahin, noch fand ich Zeit, aus freiem Antriebe wieder einmal das Kar zu beſuchen. Viele Jahre gingen vorüber, und der Wunſch des Pfarrers, daß ihn Gott ſeines Zwekes willen lange leben laſſen möchte, ſchien in Erfüllung gehen zu wollen. Alle Jahre bekam ich mehrere Briefe von ihm, die ich regelmäßig beantwortete, und die regelmäßig im nächſten Jahre wieder anlangten. Nur eins glaubte ich zu bemerken, daß die Buchſtaben nehmlich etwas zeigten, als zittere die Hand.

Nach langen Jahren kam einmal ein Brief von dem Schullehrer. In demſelben ſchrieb er, daß der Pfarrer erkrankt ſei, daß er von mir rede, und daß er geſagt habe: „Wenn er es wüßte, daß ich krank bin.“ Er nehme ſich daher die Erlaubniß, mir dieſes zu

melden, weil er doch nicht erkennen könne, ob es nicht zu etwas gut sei, und er bitte mich deßhalb um Verzeihung, daß er so zudringlich gewesen.

Ich antwortete ihm, daß ich seinen Brief als keine Zudringlichkeit ansehen könne, sondern, daß er mir einen Dienst damit erwiesen habe, indem ich an dem Pfarrer im Kar großen Antheil nähme. Ich bitte ihn, er möge mir öfter über das Befinden des Pfarrers schreiben, und wenn es schlechter würde, mir dieses sogleich anzeigen. Und sollte Gott wider Vermuthen schnell etwas Menschliches über ihn verhängen, so solle er mir auch dieses ohne geringstes Versäumen melden.

An den Pfarrer schrieb ich auch zu seiner Beruhigung, daß ich von seiner Erkrankung gehört habe, daß ich den Schullehrer gebeten habe, er möge mir über sein Befinden öfter schreiben; ich ersuchte ihn, daß er sich nicht selber anstrengen möchte, an mich zu schreiben, daß er sich ein Bett in das Stübchen machen lassen solle, und daß sich, wie es ja auch in früheren Jahren geschehen sei, sein Unwohlsein in kurzer Zeit wieder heben könnte. Mein Beruf gestatte für den Augenblik keinen Besuch.

Er antwortete mir deßohngeachtet in einigen Zeilen, daß er sehr sehr alt sei, daß er geduldig harre, und sich nicht fürchte.

Da der Schullehrer zwei Briefe geſchrieben hatte, in denen er ſagte, daß mit dem Pfarrer keine Veränderung vorgegangen ſei, kam ein dritter, der meldete, daß derſelbe nach Empfang der heiligen Sterbſakramente verſchieden ſei.

Ich machte mir Vorwürfe, ſezte jezt alles beiſeite, und machte mich reiſefertig. Ich zog das verſiegelte Papier aus meinem Schreine hervor, ich nahm auch die Briefe des Pfarrers mit, die zur Erweiſung der Handſchrift dienen könnten, und begab mich auf den Weg nach Karsberg.

Als ich daſelbſt angekommen war, erhielt ich die Auskunft, daß ein Teſtament des Pfarrers in dem Schloſſe gerichtlich niedergelegt worden ſei, daß man ein zweites in ſeiner Verlaſſenſchaft gefunden habe, und daß ich mich in zwei Tagen in dem Schloſſe einfinden ſolle, um mein Teſtament vorzuzeigen, worauf die Öffnung und Prüfung der Teſtamente ſtatt haben würde.

Ich begab mich während dieſer zwei Tage in das Kar. Der Schullehrer erzählte mir über die lezten Tage des Pfarrers. Er ſei ruhig in ſeiner Krankheit gelegen, wie in jener, da ich ihn ſo oft beſucht habe. Er habe wieder keine Arznei genommen, bis der Pfarrer aus der Wenn, ein Nachbar des Pfarrers im Kar,

welcher ihm die Sterbſakramente gereicht hatte, ihm dargethan hätte, daß er auch irdiſche Mittel gebrauchen, und es Gott überlaſſen müſſe, ob ſie wirkten oder nicht. Von dem Augenblike an nahm er alles, was man ihm gab, und ließ alles mit ſich thun, was man thun wollte. Er lag wieder in ſeinem Stübchen wo man ihm wieder aus den Wolldeken ein Bett gemacht hatte. Sabine war immer bei ihm. Als es zum Sterben kam, machte er keine beſondere Vorbereitung, ſondern er lag wie alle Tage. Man konnte nicht abnehmen, ob er es wiſſe, daß er jezt ſterbe oder nicht. Er war wie gewöhnlich, und redete gewöhnliche Worte. Endlich ſchlief er ſanft ein, und es war vorüber.

Man entkleidete ihn, um ihn für die Bahre anzuziehen. Man legte ihm das Schönſte ſeiner Wäſche an. Dann zog man ihm ſein fadenſcheiniges Kleid an, und über das Kleid den Prieſterchorrok. So wurde er auf der Bahre ausgeſtellt. Die Leute kamen ſehr zahlreich, um ihn anzuſchauen; denn ſie hatten ſo etwas nie geſehen; er war der erſte Pfarrer geweſen, der in dem Kar geſtorben war. Er lag mit ſeinen weißen Haaren da, ſein Angeſicht war mild, nur viel bläſſer als ſonſt, und die blauen Augen waren von den Lidern gedekt. Mehrere ſeiner Amtsbrüder kamen,

ihn zur Erde zu beſtatten. Bei der Einſenkung haben viele der herbeigekommenen Menſchen geweint.

Ich erkundigte mich nun auch um den Miethmann im erſten Stokwerke. Er kam ſelbſt in das Vorhaus des Pfarrhofes herunter, in dem ich mich befand, und ſprach mit mir. Er hatte faſt keine Haare mehr, und trug daher ein ſchwarzes Käppchen auf ſeinem Haupte. Ich fragte nach ſeiner ſchönen Tochter, die damals, als ſie in meiner Gegenwart öfter in das Krankenzimmer des Pfarrers gekommen war, ein junges raſches Mädchen geweſen war. Sie war in der Hauptſtadt verheirathet, und war Mutter von beinahe erwachſenen Kindern. Auch dieſe war in den lezten Tagen des Pfarrers nicht um ihn geweſen. Der Miethmann ſagte mir, daß er jezt wohl zu ſeiner Tochter werde ziehen müſſen, da er bei der Wiederbeſezung der Pfarre gewiß ſeine Wohnung verlieren, und im Kar keine andere finden werde.

Die alte Sabine war die einzige, die ſich nicht geändert hatte, ſie ſah gerade ſo aus, wie damals, als ſie bei meiner erſten Anweſenheit den Pfarrer in ſeiner Krankheit gepflegt hatte. Niemand wußte, wie alt ſie ſei, und ſie wußte es ſelbſt nicht.

Ich mußte deßhalb in dem Vorhauſe des Pfarrhofes ſtehen bleiben, weil das Stüblein und das neben

dem Vorhauſe befindliche Gewölbe verſiegelt waren. Die einzige hölzerne Bank, die Schlafſtätte des Pfarrers, ſtand an ihrer Stelle, und niemand hatte an ſie gedacht. Die Bibel aber lag nicht mehr auf der Bank, man ſagte, ſie ſei in das Stüblein gebracht worden.

Als die zwei Tage vorüber waren, die man als Friſt zur Eröffnung des Teſtamentes anberaumt hatte, begab ich mich nach Karsberg, und verfügte mich zur feſtgeſezten Stunde in den Gerichtsſaal. Es waren mehrere Menſchen zuſammen gekommen, und es waren die Vorſtände der Pfarrgemeinde und die Zeugen geladen worden. Die zwei Teſtamente und das Verzeichniß der Verlaſſenſchaft des Pfarrers lagen auf dem Tiſche. Man wies mir meine Beſcheinigung über den Empfang des Teſtamentes des Pfarrers vor, die in der Verlaſſenſchaft gefunden worden war, und foderte mich zur Vorzeigung des Teſtamentes auf. Ich überreichte es. Man unterſuchte Schrift und Siegel, und erkannte die Richtigkeit des Teſtamentes an.

Nach herkömmlicher Art wurde nun das gerichtlich niedergelegte Teſtament zuerſt eröffnet, und geleſen. Dann folgte das von mir übergebene. Es lautete Wort für Wort wie das erſte. Endlich wurde das in der Wohnung des Pfarrers vorgefundene

eröffnet, und es lautete ebenfalls Wort für Wort wie die beiden erſten. Die Zeitangabe und die Unterſchrift war in allen drei Urkunden dieſelbe. Sofort wurden alle drei Teſtamente als ein einziges in drei Abſchriften vorhandenes Teſtament erklärt.

Der Inhalt des Teſtamentes aber überraſchte alle.

Die Worte des Pfarrers, wenn man den Eingang hinweg läßt, in dem er die Hilfe Gottes anruft, die Verfügung unter ſeinen Schuz ſtellt, und erklärt, daß er bei vollkommnem Gebrauche ſeines Verſtandes und Willens ſei, lauten ſo: „Wie ein jeder Menſch außer ſeinem Amte und ſeinem Berufe noch etwas findet, oder ſuchen ſoll, das er zu verrichten hat, damit er alles thue, was er in ſeinem Leben zu thun hat, ſo habe auch ich etwas gefunden, was ich neben meiner Seelſorge verrichten muß: ich muß die Gefahr der Kinder der Steinhäuſer und Karhäuſer aufheben. Die Zirder ſchwillt oft an, und kann dann ein reißendes Waſſer ſein, das in Schnelle daher kömmt, wie es ja in den erſten Jahren meiner Pfarre zweimal durch Wolkenbrüche alle Stege und Brüken weggenommen hat. Die Ufer ſind niedrig, und das am Kar iſt noch niedriger als das Steinhäuſer Ufer. Da ſind drei Fälle möglich: entweder iſt das Karufer überſchwemmt, oder es iſt auch das Steinhäuſer Ufer überſchwemmt,

oder es wird ſogar der Steg hinweggetragen. Die Kinder aus den Steinhäuſern und Karhäuſern müſſen aber über den Steg ins Kar in die Schule gehen. Wenn nun das Karufer überſchwemmt iſt, und ſie von dem Stege in das Waſſer gehen, ſo können manche in eine Grube oder in eine Vertiefung gerathen, und dort verunglüken; denn das kothige Waſſer der Überſchwemmung läßt den Boden nicht ſehen: oder es kann das Waſſer, während die Kinder in ihm waten, ſo ſchnell ſteigen, daß ſie das Trokene nicht mehr erreichen können, und alle verloren ſind: oder ſie können noch von dem Steinhäuſer Ufer auf den Steg kommen, können das Waſſer auf dem Karufer zu tief finden, können ſich durch Berathſchlagen oder Zaudern ſo lange aufhalten, daß indeſſen auch das Steinhäuſer Ufer mit zu tiefem Waſſer bedekt wird; dann iſt der Steg eine Inſel, die Kinder ſtehen auf ihm, und können mit ihm fortgeſchwemmt werden. Und wenn auch dieſes alles nicht geſchieht, ſo gehen ſie mit ihren Füßlein im Winter in das Schneewaſſer, das auch Eisſchollen hat, und fügen ihrer Geſundheit großen Schaden zu."

„Damit dieſe Gefahr in der Zukunft aufhöre, habe ich zu ſparen begonnen, und verordne, wie folgt: von der Geldſumme, welche nach meinem

Tode als mein Eigenthum gefunden wird, vermehrt um die Geldſumme, welche aus dem Verkaufe meiner hinterlaſſenen Habe entſteht, ſoll in der Mitte der Schulkinder der Steinhäuſer und Karhäuſer ein Schulhaus gebaut werden, dann ſoll ein ſolcher Theil der Geldſumme auf Zinſen angelegt werden, daß durch das Erträgniß die Lehrer der Schule erhalten werden können, ferner ſoll noch ein Theil nuzbringend gemacht werden, daß aus den Zinſen die jährliche Vergütung des Schadens entrichtet werden könne, welchen der Schullehrer im Kar durch den Abgang der Kinder erleidet, und endlich, wenn noch etwas übrig bleibet, ſo ſoll es meiner Dienerin Sabine gehören."

„Ich habe drei gleiche Teſtamente geſchrieben, daß ſie ſicherer ſeien, und wenn noch was immer für eine Verfügung oder Meinung in meinem Nachlaſſe ſollte gefunden werden, welche nicht den Inhalt und Jahres- und Monatstag dieſer Teſtamente trägt, ſo ſoll ſie ungültig ſein."

„Damit aber in der Zeit ſchon die Gefahr vermindert werde, gehe ich alle Tage auf die Wieſe am Karufer, und ſehe, ob keine Gräben Gruben und Vertiefungen ſind, und ſteke eine Stange dazu. Den Eigenthümer der Wieſe bitte ich, daß er entſtandene

Gruben und Vertiefungen ſo bald ausebnen laſſe, als es angeht, und er hat meine Bitten immer erfüllt. Ich gehe hinaus, wenn die Wieſe überſchwemmt iſt, und ſuche den Kindern zu helfen. Ich lerne das Wetter kennen, um eine Überſchwemmung vorausſehen zu können, und die Kinder zu warnen. Ich entferne mich nicht weit von dem Kar, um keine Verſäumniß zu begehen. Und ſo werde ich es auch in der Zukunft immer thun."

Dieſen Teſtamenten war die Geldrechnung bis zu dem Zeitpunkte ihrer Abfaſſung beigelegt. Die Rechnung, die von dieſer Zeit an bis gegen die Sterbetage des Pfarrers lief, fand man in ſeinen Schriften. Die Rechnungen waren mit großer Genauigkeit gemacht. Man erſah auch aus ihnen, wie ſorgſam der Pfarrer im Sparen war. Die kleinſten Beträge, ſelbſt Pfennige, wurden zugelegt, und neue Quellen, die unſcheinbarſten, eröffnet, daraus ein kleines Fädlein floß.

Zur Verſteigerung des Nachlaſſes des Pfarrers wurde der fünfte Tag nach Eröffnung des Teſtamentes beſtimmt.

Da wir von dem Gerichtshauſe fort gingen, ſagte der Miethmann des Pfarrers unter Thränen zu mir: „O wie habe ich den Mann verkannt, ich hielt ihn beinahe für geizig: da hat ihn meine Tochter viel

beſſer gekannt, ſie hat den Pfarrer immer ſehr lieb gehabt. Ich muß ihr die Begebenheit ſogleich ſchreiben."

Der Schullehrer im Kar ſegnete den Pfarrer, der immer ſo gut gegen ihn geweſen ſei, und der ſich ſo gerne in der Schule aufgehalten habe.

Auch die andern Leute erfuhren den Inhalt des Teſtamentes.

Nur die einzigen, die er am nächſten anging, die Kinder in den Steinhäuſern und Karhäuſern, wußten nichts davon, oder wenn ſie es auch erfuhren, ſo verſtanden ſie es nicht, und wußten nicht, was ihnen zugedacht worden ſei.

Weil ich auch bei der Verſteigerung gegenwärtig ſein wollte, ſo ging ich wieder in das Kar zurük, und beſchloß, die vier Tage dazu anzuwenden, um manche Pläze im Steinkar und andern Gegenden zu beſuchen, wo ich einſtens gearbeitet hatte. Es war alles unverändert, als ob dieſe Gegend zu ihrem Merkmale der Einfachheit auch das der Unveränderlichkeit erhalten hätte.

Da der fünfte Tag herangekommen war, wurden die Siegel von den Thüren der Pfarrerswohnung abgenommen, und die hinterlaſſenen Stüke des Pfarrers verſteigert. Es hatten ſich viele Menſchen einge-

funden, und die Verſteigerung war in Hinſicht des Teſtamentes eine merkwürdige geworden. Es trugen ſich auffallende Begebenheiten bei derſelben zu. Ein Pfarrer kaufte einen unter den Kleidern des Verſtorbenen gefundenen Rok, der das Schlechteſte war, was man unter nicht zerriſſenen Kleidern finden kann, um einen anſehnlichen Kaufſchilling. Die Gemeinde des Kar erſtand die Bibel, um ſie in ihre Kirche zu ſtiften. Selbſt die hölzerne Bank, die man nicht einmal eingeſperrt hatte, fand einen Käufer.

Auch ich erwarb etwas in der Verſteigerung, nehmlich das kleine aus Holz geſchnizte Crucifix von Nürnberg und ſämmtliche noch übrigen ſo ſchönen und feinen Leintücher und Tiſchtücher. Ich und meine Gattin beſizen die Sachen noch bis auf den heutigen Tag, und haben die Wäſche ſehr ſelten gebraucht. Wir bewahren ſie als ein Denkmal auf, daß der arme Pfarrer dieſe Dinge aus einem tiefen dauernden und zarten Gefühle behalten und nie benuzt hat. Zuweilen läßt meine Gattin die Linnen durchwaſchen, und glätten, dann ergözt ſie ſich an der unbeſchreiblichen Schönheit und Reinheit, und dann werden die zuſammengelegten Stüke mit den alten ausgebleichten rothſeidenen Bändchen, die noch vorhanden ſind, umbunden, und wieder in den Schrein gelegt. —

Nun ſtellt ſich die Frage, was die Wirkung von all dieſen Dingen geweſen ſei.

Die Summe, welche der Pfarrer erſpart hatte, und die, welche aus der Verſteigerung ſeines Nachlaſſes gelöst worden war, waren zuſammen genommen viel zu klein, als daß eine Schule daraus hätte gegründet werden können. Sie waren zu klein, um nur ein mittleres Haus, wie ſie in jener Gegend gebräuchlich ſind, zu bauen, geſchweige denn ein Schulhaus mit den Lehrzimmern und den Lehrerswohnungen, ferner den Gehalt der Lehrer feſtzuſtellen, und den früheren Lehrer zu entſchädigen.

Es lag das in der Natur des Pfarrers, der die Weltdinge nicht verſtand, und dreimal beraubt werden mußte, bis er das erſparte Geld auf Zinſen anlegte.

Aber wie das Böſe ſtets in ſich ſelber zweklos iſt, und im Weltplane keine Wirkung hat, das Gute aber Früchte trägt, wenn es auch mit mangelhaften Mitteln begonnen wird, ſo war es auch hier: „Gott bedurfte zur Krönung dieſes Werkes des Pfarrers nicht.“ Als die Sache mit dem Teſtamente und deſſen Unzulänglichkeit bekannt wurde, traten gleich die Wohlhabenden und Reichen in dem Umkreiſe zuſammen, und unterſchrieben in Kurzem eine Summe, die hinlänglich ſchien, alle Abſichten des Pfarrers voll-

ziehen zu können. Und ſollte noch etwas nöthig ſein, ſo erklärte jeder, daß er eine Nachzahlung leiſten würde. Ich habe auch mein Scherflein dazu beigetragen.

War ich das erſte Mal mit Wehmuth von der Gegend geſchieden, ſo floſſen jezt Thränen aus meinen Augen, als ich die einſamen Steine verließ. —

Jezt, da ich rede, ſteht die Schule längſt in den Steinhäuſern und Karhäuſern, ſie ſteht in der Mitte der Schulkinder auf einem geſunden und luftigen Plaze. Der Lehrer wohnt mit ſeiner Familie und dem Gehilfen in dem Gebäude, der Lehrer im Kar erhält ſeine jährliche Entſchädigung, und ſelbſt Sabine iſt noch mit einem Theile bedacht worden. Sie wollte ihn aber nicht, und beſtimmte ihn im Vorhinein für die Tochter des Schullehrers, die ſie immer lieb hatte.

Das einzige Kreuz, das für einen Pfarrer in dem Kirchhofe des Kar ſteht, ſteht auf dem Hügel des Gründers dieſer Dinge. Es mag manchmal ein Gebeth dabei verrichtet werden, und mancher wird mit einem Gefühle davor ſtehen, das dem Pfarrer nicht gewidmet worden iſt, da er noch lebte.

Digitized by Google

III.

Turmalin.

Der Turmalin iſt dunkel, und was da erzählt wird, iſt ſehr dunkel. Es hat ſich in vergangenen Zeiten zugetragen, wie ſich das, was in den erſten zwei Stüken erzählt worden iſt, in vergangenen Zeiten zugetragen hat. Es iſt darin wie in einem traurigen Briefe zu entnehmen, wie weit der Menſch kömmt, wenn er das Licht ſeiner Vernunft trübt, die Dinge nicht mehr verſteht, von dem innern Geſeze, das ihn unabwendbar zu dem Rechten führt, läßt, ſich unbedingt der Innigkeit ſeiner Freuden und Schmerzen hingibt, den Halt verliert, und in Zuſtände geräth, die wir uns kaum zu enträthſeln wiſſen.

In der Stadt Wien wohnte vor manchen Jahren ein wunderlicher Menſch, wie in ſolchen großen Städten verſchiedene Arten von Menſchen wohnen, und ſich mit den verſchiedenſten Dingen beſchäftigen. Der

Menſch, von dem wir hier reden, war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, und wohnte auf dem Sanct Petersplaze in dem vierten Geſchoße eines Hauſes. Zu ſeiner Wohnung führte ein Gang, der mit einem eiſernen Gitter verſchloßen war, an welchem ein Glokenzug hernieder hing, an dem man läuten konnte, worauf eine ältliche Magd erſchien, welche öffnete, und den Weg zu ihrem Herrn hinein zeigte. Wenn man durch das Gitter eingetreten war, ſezte ſich der Gang noch fort, rechts hatte er eine Thür, die in die Küche führte, in welcher die Magd war, und deren einziges Fenſter auf den Gang heraus ging, links hatte er ein fortlaufendes eiſernes Geländer und den offenen Hof. Sein Ende ſtieß an die Thür zur Wohnung. Wenn man die braune Thür öffnete, kam man in ein Vorzimmer, welches ziemlich dunkel war, und in welchem ſich die großen Käſten befanden, die die Kleider enthielten. Es diente auch zum Speiſen. Von dieſem Vorzimmer kam man in das Zimmer des Herrn. Es war aber eigentlich ein ſehr großes Zimmer und ein kleines Nebenzimmer. In dem Zimmer waren alle Wände ganz vollſtändig mit Blättern von Bildniſſen berühmter Männer beklebt. Es war kein Stükchen auch nur handgroß, das von der urſprünglichen Wand zu ſehen geweſen

wäre. Damit er, oder gelegentlich auch ein Freund, wenn einer kam, diejenigen Männer, die ganz nahe oder hart an dem Fußboden sich befanden, betrachten konnte, hatte er ledergepolsterte Ruhebetten von verschiedener Höhe und mit Rollfüßen versehen machen lassen. Das niederste war eine Hand hoch. Man konnte sie zu was immer für Männern rollen, sich darauf nieder legen, und die Männer betrachten. Für die hoch und höher hängenden hatte er doppelgestellige Rollleitern, deren Räder mit grünem Tuche überzogen waren, welche Leitern man in jede Gegend rollen und von deren Stufen aus man verschiedene Standpunkte gewinnen konnte. Überhaupt hatten alle Dinge in der Stube Rollen, daß man sie leicht von einer Stelle zu der andern bewegen konnte, um im Anschauen der Bildniße nicht beirrt zu sein. In Hinsicht des Ruhmes der Männer war es dem Besizer einerlei, welcher Lebensbeschäftigung sie angehört hatten, und durch welche ihnen der Ruhm zu Theil geworden war, er hatte sie wo möglich alle.

In dem Zimmer stand auch ein sehr großer Flügel, auf dessen Pulte viele Notenhefte lagen, und auf dem er gerne spielte. Es waren auch zwei Fächer auf zwei Gestellen, in welchen sich Geigen befanden, auf welchen er ebenfalls spielte. Auf einem Tische war

ein Fach mit zwei Flöten, die er zu seinem eigenen Vergnügen und zu seiner Vervollkommnung in dieser Kunst behandelte. An einem der Fenster stand eine Staffelei mit einem Malerkasten, woran er Bilder in Öhl malte. In dem Nebenzimmer hatte er einen großen Schreibtisch, auf welchem er eine Menge Papiere liegen hatte, Gedichte machte, Erzählungen schrieb, und neben welchem sein Bücherkasten stand, wenn er etwa ein Buch heraus nehmen, und sich mit Lesen ergözen wollte. In diesem Zimmer stand auch sein Bett, und in dem Hintergrunde des Gemaches war eine Vorrichtung, in welcher er in Pappe arbeiten konnte, und Fächer Behältniße Schirme und andere Kunstsachen verfertigte.

Diesen Mann hießen sie im Hause den Rentherrn; die Meisten aber wußten nicht, ob er den Namen habe, weil er von einer Rente lebte, oder weil er in einem Rentamte angestellt war. Dies Leztere aber konnte nicht der Fall sein, weil er sonst zu bestimmten Zeiten hätte in sein Amt gehen müssen, er aber zu den verschiedensten Zeiten und oft ganze Tage lang zu Hause war, und in den manigfaltigen Geschäften, die er sich aufgeladen hatte, herum arbeitete. Außerdem ging er in das Kaffehaus, um den Schachspielern zuzuschauen, oder er ging in der Stadt herum,

um die verſchiedenen Dinge zu betrachten, die da zu ſehen ſind, oder er beſuchte ein Gaſthauskränzchen, zu dem ſich regelmäßig an beſtimmten Tagen einige Freunde zuſammen fanden. Er mußte alſo offenbar eine kleine Rente haben, von welcher er dieſes Leben führen konnte.

Dieſer Mann hatte eine wunderſchöne Frau von etwa dreißig Jahren, die ihm ein Kindlein, ein Mädchen, geboren hatte. Die Frau bewohnte ein Gemach, das an das große Zimmer ihres Mannes ſtieß, ebenfalls ſo groß war, und ebenfalls ein kleineres Seitengemach hatte. Man konnte aus dem Zimmer des Mannes in das der Frau gelangen, man konnte aber auch aus dem Vorzimmer durch einen kleinen heimlichen Gang dahin kommen; denn die vier Zimmer der Wohnung lagen in einer Reihe quer gegen die Richtung des äußeren Ganges. Der kleine Gang war darum nüzlich, weil die Frau, wenn Freunde bei ihrem Manne waren, unbeirrt und die Männer nicht ſtörend in das Vorzimmer und von da in die Küche hinaus gehen konnte.

Die Zimmer der Frau waren nach ihrer Art eingerichtet. Das größere hatte dunkle Vorhänge an den Fenſtern, es ſtanden weiche Ruheſize von demſelben Stoffe darin, es ſtand ein ſchöner großer Tiſch da,

der immer auf das Glänzendſte vom Staube rein gehalten war, und auf ſeiner Platte einige Bücher oder Zeichnungen oder gelegentlich irgend ein anderes Ding trug. An den Fenſterpfeilern waren Spiegel, unter denen ſchmale Pfeilertiſche ſtanden, auf welchen ſich einige ſchöne Dinge von Silber oder Porzellan befanden. An einem Fenſter ſtand ein ſehr feines Arbeitstiſchchen, auf dem ſchöne Linnen zarte Stoffe und andere Arbeitsdinge lagen, und davor ein knappes in die Fenſtervertiefung paſſendes Stühlchen ſtand. An dem zweiten Fenſter war der Stikrahmen mit einem gleichen Stühlchen, und an der kurzen Seitenwand des dritten ſtand der Schreibtiſch, auf deſſen reiner grüner Fläche ſich die Mappe das Dintengefäß und geordnete Schreibgeräthe zeigten. Um den Tiſch wie im Halbkreiſe ſtanden hohe dunkle und zum Theile breitblätterige Pflanzen. Die große Wanduhr hatte kein Schlagwerk, und ging ſo ſanft, daß man ſie kaum hörte. Übrigens war im Hintergrunde des Zimmers noch ein Fachgeſtelle mit Gläſern und Seidenvorhängen, daß die Frau verſchiedene Dinge in die Fächer hinein ſtellen, und die Seide davor zuſammen ziehen konnte.

Das zweite kleinere Zimmer hatte ſchneeweiße in dichte Falten gelegte Fenſtervorhänge, in der Nähe

der Fenſter ſtand ein Tiſch, aber nicht zum Darauflegen ſchöner Sachen, ſondern zu häuslichen Zweken beſtimmt. Dann war ein großes Ruhebett verſchiedene Seſſel und Schemel. Im Hintergrunde ſtand das weiße Bett der Frau von weißen Vorhängen umhüllt, an demſelben war ein Nachttiſchchen mit einem Leuchter mit einer Gloke mit Büchern Zündzeug und anderen Dingen. In der Nähe dieſes Bettes ſtand auf einem Geſtelle ein vergoldeter Engel, welcher die Flügel um die Schultern zuſammengefaltet hielt, mit der einen Hand ſich ſtüzte, die andere aber ſanft ausſtrekte, und mit den Fingern die Spize eines weißen Vorhanges hielt, der in reichen Falten in der Geſtalt eines Zeltes auseinander und nieder ging. Unter dieſem Zelte ſtand auf einem Tiſche ein feiner Korb, in dem Korbe war ein weißes Bettchen, und in dem Bettchen war das Kind der beiden Eheleute, das Mädchen, bei dem ſie öfter ſtanden, und die winzigen rothen Lippen und die roſigen Wangen und die geſchloſſenen Äuglein betrachteten. Zu Schluſſe war noch ein ſehr ſchön gemaltes großes Bild in dem Zimmer, die heilige Mutter mit dem Kinde vorſtellend. Es war mit einer Faltung von dunkelm Samet umgeben.

Die Frau waltete in ihren Zimmern, ſie beſorgte

alles Nöthige, was das Kindlein brauchte, beſchäftigte ſich mit Arbeit mit Leſen mit Stiken mit Beſorgung des Hausweſens und andern Dingen dieſer Art. Sie verkehrte nicht ſehr viel mit der Außenwelt, ſo wie auch nicht häufig Frauen zu ihr zum Beſuche kamen.

Zu derſelben Zeit, da dieſes Ehepaar auf dem Sanct Petersplaze wohnte, lebte in Wien auch ein anderer Mann, der von ſich ſehr viel reden machte. Er war ein glänzender Künſtler, ein Schauſpieler, und bildete damals das Entzüken der Welt. Mancher alte Mann unſerer Zeit, der ihn noch in ſeiner Blüthe gekannt hat, geräth in Begeiſterung, wenn er von ihm ſpricht, und erzählt, wie er dieſe oder jene Rolle aufgefaßt und dargeſtellt habe, und gewöhnlich iſt der Schluß ſolcher Reden, daß man jezt dergleichen Künſtler nicht mehr habe, und daß alles, was die neue Zeit bringe, keinen Vergleich mit dem aushalten könne, was die Väter in dieſer Art geſehen haben. Manche von uns, die ſich jezt dem höheren Alter nähern, mögen jenen Schauſpieler noch gekannt, und mögen Leiſtungen von ihm geſehen haben, aber wahrſcheinlich haben ſie ihn nicht in der Mitte ſeines Ruhmes ſondern erſt, da derſelbe ſchon von dem Gipfel abwärts ging, gekannt, obwohl er ſeinen Glanz

ſehr lange und faſt bis in das Greiſenalter hinein behauptet hat. Der Mann Namens Dall war vorzüglich im Trauerſpiele berühmt, obwohl er auch in andern Fächern namentlich im Schauſpiele mit ungewöhnlichem Erfolge auftrat. Es haben ſich noch Erzählungen von einzelnen Augenbliken erhalten, in denen er die Zuſchauer bis zum Äußerſten hinriß, zur äußerſten Begeiſterung oder zum äußerſten Schauer, ſo daß ſie nicht mehr im Theater ſondern in der Wirklichkeit zu ſein meinten, und mit Bangen den weiteren Verlauf der Dinge erwarteten. Beſonders ſoll ſeine Darſtellung hoher Perſonen von einer ſolchen Würde und Majeſtät geweſen ſein, daß ſeither nichts mehr dem Ähnliches auf der Bühne zum Vorſcheine gekommen ſei. Ein ſehr gründlicher Kenner ſolcher Dinge ſagte einſt, daß Dall ſeine Rollen nicht durch künſtliches Nachſinnen oder durch Vorbereitungen und Einübungen ſich zurecht gelegt, ſondern daß er ſich in dieſelben, wenn ſie ſeinem Weſen zuſagten, hineingelebt habe, daß er ſich dann auf ſeine Perſönlichkeit verließ, die ihm im rechten Augenblike eingab, was er zu thun habe, und daß er auf dieſe Weiſe nicht die Rollen ſpielte, ſondern das in ihnen Geſchilderte wirklich war. Daraus erklärt ſich, daß, wenn er ſich der Lage grenzenlos hingab, er im

Augenblike Dinge that, die nicht nur ihn ſelber überraſchten, ſondern auch die Zuſchauer überraſchten, und ungeheure Erfolge hervor brachten. Daraus erklärt ſich aber auch, daß, wenn er in eine Rolle ſich nicht hinein zu leben vermochte, er ſie gar nicht, nicht einmal ſchlecht, darſtellen konnte. Darum übernahm er ſolche Rollen nie, und war durch kein Zureden und durch kein noch ſo eindringliches Beweiſen dazu zu bewegen.

Aus dem Geſagten erklärt ſich aber auch das Weſen und die Lebensweiſe Dalls außer dem Theater. Er hatte ein ſehr einnehmendes Äußere, war in ſeinen Bewegungen leicht und gefällig und trug ſeinen Körper als den Ausdruk eines lebhaften und beweglichen Geiſtes, der ſich durch dieſes Werkzeug ſehr deutlich ausſprach. Er war heiter, ſuchte ſeine Freude, wo er ſie fand, und liebte die geſellige Laune, daher man, wenn er hinter einem Glaſe guten Weines bei plaudernden Freunden ſaß, und ſelber plauderte, unmöglich glauben konnte, daß das derſelbe Mann ſei, der unſere Seele in ſeinen großartigen Darſtellungen zu den tiefſten Erſchütterungen zu Angſt und Entſezen und zu Freude und Entzüken treiben konnte. Aber gerade weil er das war, was er ſpielte, und weil er dafür in ſeinem Körper den treffendſten Ausdruk fand,

ſo ſtellten ſich die Gefühle, die in ſeinem feurigen Geiſte entſtanden, auf der Oberfläche ſeines Körpers feurig dar, ſei es in Bewegung in Ausdruk in Stimme, und rißen hin. Darum war er der Liebling der Geſellſchaft, er belebte ſie, und gab ihr Empfindungen. Man ſuchte ihn, und beſtrebte ſich, ihn zu feßeln. Er bewegte ſich in den manigfachſten Kreiſen, und lernte daraus die leichte und geebnete Freiheit ſeines Benehmens; aber er wurde von keinem derſelben gebannt: wie er ſich im Spiele von ſeinem Geiſte leiten ließ, ſo führte ihn derſelbe auch unter Menſchen, daß er mit ihnen lebe und empfinde, er führte ihn in die Natur, daß er ſie anſchaue und fühle; aber er entführte ihn auch wieder von den Menſchen, wenn ſeinem Geiſte nichts mehr zur Bewegung gegeben wurde, und er entführte ihn von der Natur, wenn ihre ſanfte Sprache aufhörte ihn zu erregen, und wenn er gewaltigere Eindrüke und tieferen Wechſel ſuchte. Er lebte daher in Zuſtänden, und verließ ſie, wie es ihm beliebte.

Dieſer Mann nun war mit dem Rentherrn bekannt, und man konnte ſagen, daß er vielleicht in nichts ſo beſtändig war als in dieſer Bekanntſchaft. Er ging ſehr gerne, wenn er in was immer für Umgebungen geweſen war, auf den Sanct Petersplaz,

ſtieg die vier Treppen empor, läutete an der Gloke des Eiſengitters, ließ ſich von der ältlichen Magd öffnen, und ging durch das Vorzimmer in die Heldenſtube des Rentherrn. Da ſaß er, und plauderte mit dem Rentherrn über die vielen verſchiedenen Dinge, die dieſer trieb. Ja vielleicht kam er gerade deßhalb ſo gerne in die Geſellſchaft des Rentherrn, weil es da ſo Manigfaltiges gab. Beſonders war es die Kunſt, die Dall in allen ihren Geſtalten ja ſelbſt Abarten anzog. Darum wurden die Verſe des Rentherrn beſprochen, er mußte auf einer ſeiner zwei Geigen ſpielen, er mußte auf der Flöte blaſen, er mußte das eine oder das andere Muſikſtük auf dem Flügel vortragen, oder man ſaß an der Staffelei, und ſprach über die Farben eines Bildes oder über die Linien einer Zeichnung. Gerade in dem Lezteren war Dall am erfahrenſten, und war ſelber ein bedeutender Zeichner. Zu den Pappgeſtalten des Rentherrn gab er Länge und Breite er gab Beziehungen und Verhältniſſe an.

In Bezug auf die an die Wände geklebten Bildniße berühmter Männer legte er ſich auf das niederſte Ruhebett, und muſterte die untere Reihe durch. Der Rentherr mußte ihm bei jedem erzählen, was er von ihm wußte, und wenn beide nichts Ausreichendes von einem Manne ſagen konnten, als daß er berühmt

ſet, ſo ſuchten ſie Bücher hervor, und forſchten ſo lange, bis ſie Befriedigendes fanden. Dann legte er ſich auf die höheren Ruhebette, dann ſaß er auf den nächſten, dann ſtand er, und endlich befand er ſich auf den verſchiedenen Stufen der Leiter. Bei dieſer Gelegenheit lernte er die Bequemlichkeit ſolcher Ruhebette kennen, und der Rentherr mußte ihm einen großen Rollſeſſel machen laſſen, der eine gepolſterte Rüklehne und gute Seitenarme hatte.

In dieſem Rollſeſſel ſaß er gerne, wenn er kam, und man überließ ſich der Plauderei.

Auf dieſe Weiſe verging eine geraume Zeit.

Endlich fing Dall ein Liebesverhältniß mit der Frau des Rentherrn an, und ſezte es eine Weile fort. Die Frau ſelber ſagte es endlich in ihrer Angſt dem Manne.

Dall mußte davon gewußt haben, oder er mußte es an dem Gewiſſen der Frau gemerkt haben, daß ſie ihrem Manne das Verhältniß mit ſeinem Freunde bekennen würde. Denn er kam in dieſen Tagen nicht, obwohl er ſonſt in der lezten Zeit häufiger in die Wohnung am Sanct Petersplaze gekommen war, als es in der früheren Zeit der Fall geweſen war.

Der Rentherr war in einer außerordentlichen Wuth, er wollte zu Dall rennen, ihm Vorwürfe ma-

chen, ihn ermorden; aber auch in ſeiner Wohnung war Dall nicht zu finden, er ſpielte auch in jener Zeit nicht im Theater, und man wußte nicht, wo er war. Der Rentherr gab ſich Mühe, Dall aufzufinden, er ging alle Tage zu verſchiedenen Zeiten in deſſen Wohnung, aber er fand ihn niemals, und die Leute ſagten, Dall habe eine kleine Erholungsreiſe gemacht. Dasſelbe war auch in der Stadt in allen Kreiſen bekannt, und man ſagte, der Künſtler werde wohl bald wieder zurük kehren, und die Welt mit ſeinem Glanze erfreuen. Der Rentherr aber ließ ſich nicht irre machen, er fuhr fort, Dall zu ſuchen. Er ſuchte ihn in allen Theilen der Stadt, er ſuchte ihn an öffentlichen Plätzen in der Kirche an Vergnügungsorten auf Spaziergängen, er ſuchte ihn neuerdings in ſeiner Wohnung. Der Geſuchte war nirgends zu finden.

So trieb es der Rentherr eine geraume Weile fort. Plözlich aber wurde er ſehr ſtille. Seine Freunde ſahen, daß die Unruhe, die ihn in der lezten Zeit befallen hatte, verſchwunden war. Er ſaß ruhig und ſinnend. Da ging er zu ſeinem Weibe, und ſagte, ſie habe an Dall fallen müſſen, warum habe er ihn ins Haus geführt, ſie habe ihm das Herz gegeben, wie er es Tauſenden an einem Schauſpielabende aus dem Leibe nehme.

Selber gegen Freunde, denen aus leiſen Vermuthungen, die in der Stadt herumgingen, die Sache im Allgemeinen bekannt wurde, äußerte er ſich bewußt oder unbewußt in einem Sinne, daß ſie eine Gemüthslage in ihm vermuthen mußten, wie die eben geſchilderte war.

Auch Dall mußte in ſeiner Entfernung von dem Stande der Sache Nachricht erhalten haben, und er mußte wiſſen, daß der Rentherr ruhig ſei; denn da ſich nichts Beſonderes ereignete, und die Dinge ihren Gang zu gehen ſchienen, war Dall wieder in der Stadt, und wurde wieder auf der Bühne geſehen.

Eines Tages verſchwand die Frau des Rentherrn. Sie war ausgegangen, wie ſie gewöhnlich auszugehen pflegte, und war nicht wieder gekommen.

Der Rentherr hatte gewartet, er hatte bis in die Nacht gewartet; aber da ſie nicht erſchien, hatte er gedacht, es könne ſie ein Unglük betroffen haben, und er fuhr in einem Miethwagen zu allen Bekannten und Freunden, und fragte, ob ſie ſeine Gattin nicht geſehen hätten; aber niemand wußte eine Auskunft zu geben. Am andern Tage zeigte er die Sache bei den Behörden an, er foderte den Schuz der Ämter, und er bekümmerte ſich um alle Verunglükten oder Aufgefundenen. Aber auch die Ämter fanden nichts, und

unter den Verunglükten, die ſich vorfanden, war ſie nicht, und unter den Aufgefundenen, die ſich als heimathlos auswieſen, war ſie nicht.

Da dachte der Rentherr, Dall könne ſie irgend wohin geführt haben, und halte ſie dort verborgen. Er ging zu Dall, und foderte von ihm, daß er ihm ſage, wo ſein Weib ſei, und daß er ihm dasſelbe zurük gebe. Dall betheuerte, er wiſſe nichts von der Frau, er habe ſie ſeit ſeinem lezten Beſuche in der Wohnung auf dem Sanct Petersplaze nicht mehr geſehen, er gehe von ſeiner Wohnung nicht viel aus, und zwar nur in das Theater und wieder zurük.

Der Rentherr ging nach Hauſe.

Nach einiger Zeit kam er wieder zu Dall, kniete vor ihm nieder, faltete die Hände, und bath ihn um ſein Weib. Dall erwiederte wieder, er wiſſe von dem Weibe gar nichts, dasſelbe habe ſich nicht mit ſeinem Willen entfernt, er kenne deſſen Aufenthalt nicht, und könne es nicht zurük geben.

Der Rentherr entfernte ſich wieder.

Nach einigen Tagen kam er abermals, kniete abermals nieder, und bath mit gefalteten Händen um ſein Weib. Dall ſchwor, daß er nicht wiſſe, wo die Frau ſei, und daß er ſie nicht zurük geben könne.

Der Rentherr kam nach einigen Tagen noch ein=

mal, that dasſelbe, und bekam dieſelbe Antwort. Dann kam er nicht mehr. Er verabſchiedete ſeine Magd, er nahm das kleine Kindlein aus dem Bette, er nahm es auf den Arm, ging aus ſeiner Wohnung, ſperrte hinter ſich zu, und ging fort.

Wenn Freunde zu dem Rentherrn kamen, um ihn zu beſuchen, ſo hörten ſie von den Leuten in dem Hauſe, der Rentherr ſei fort, er müſſe eine Reiſe angetreten haben; denn er habe das Kindlein mitgenommen, und habe, obwohl es Sommer war, den Mantel angehabt.

So ſtand die Wohnung in dem vierten Stokwerke des Hauſes auf dem Sanct Petersplaze leer, und das eiſerne Gitter auf dem Gange war geſchloſſen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, und weder der Rentherr zurükgekehrt war, noch auch jemand die Miethe für die Wohnung bezahlt hatte, zeigte der Beſizer des Hauſes den Vorfall bei der Obrigkeit an. Man ließ mehrere Freunde des Abweſenden kommen, und fragte ſie, ob ſie deſſen Aufenthalt wüßten; allein keiner wußte ihn. Man ließ nach und nach alle kommen, von denen man wußte daß ſie mit dem Rentherrn in Beziehung geweſen ſeien; aber kein einziger konnte eine Auskunft geben. Auf das Anrathen des Gerichtes, und weil ihn ſein eigenes Wohlwollen gegen den

Rentherrn dazu trieb, entſchloß ſich der Hausbeſizer noch eine Zeit zu warten, ob der Rentherr nicht etwa von ſelber zurükkehren würde. Nach der Ausſage der Bewohner des Hauſes und des Pförtners desſelben hatte der Rentherr nicht das Kleinſte von ſeiner Wohnung fortbringen laſſen, ja man erinnerte ſich nicht einmal genau, ob er bei ſeiner Abreiſe einen Koffer gehabt habe oder nicht. Da man nun wußte, daß viele und koſtbare Sachen in der Wohnung ſeien, ſo war es wahrſcheinlich, daß der Rentherr nur verreiſet ſei, daß ihn irgend ein Zufall getroffen haben müſſe, der ihn hindere, zurük zu kehren, oder eine Nachricht zu geben, und daß er ſchon wieder kommen werde.

Allein da bereits zwei Jahre vergangen waren, und da der Rentherr weder ſelber zurük gekehrt war, noch auch eine Nachricht von ſich gegeben hatte, ließ man ihn ämtlich durch die Zeitungen auffodern, daß er von ſich Nachricht zu geben, und ſich auszuſprechen hätte, ob er ſeine dermalige Wohnung auf dem Sanct Petersplaze noch ferner behalten, und die Miethe geſezmäßig berichten würde. Wenn in einer gegebenen Friſt keine Nachricht einginge, ſo würde man ſeine Wohnung als aufgekündet betrachten, würde ſeine Zurüklaſſenſchaft verſteigern, davon die angelaufene

Miethe bezahlen, und den etwaigen Reſt in gerichtliche Verwahrung nehmen.

Allein auch die Friſt verſtrich, ohne daß der Rentherr kam, oder eine Nachricht eintraf, oder jemand erſchien, der ſich um die Wohnung annahm.

Da ſchritt man zur ämtlichen Öffnung derſelben.

Ein Schloſſer mußte das Schloß des eiſernen Gitters eröffnen. Die ältliche Magd erſchien nicht mehr, die Leute in das Vorzimmer und in die Stube des Rentherrn zu geleiten, ihr Küchenfenſter war nicht glatt und rein wie ehedem, ſondern es war voll Staub und hing voll Spinneweben. In der Küche war alles, wie nach dem Gebrauche, die Magd hatte vor ihrem Weggange alles noch gereinigt, und an ſeinen Plaz geſtellt, nur war jedes Ding voll Staub, und die hölzernen Küferarbeiten waren zerfallen, und die Reifen lagen um ſie. In dem Vorzimmer waren die großen Käſten mit Kleidern erfüllt, von den wollenen flog eine Wolke Motten auf, die andern waren unverſehrt. Es hingen auch die Sachen der Frau da, und darunter ſchöne ſeidene Gewänder. In dem Speiſekaſten befanden ſich die Eßgeräthe und das Silbergeſchirr.

Da man das Zimmer des Rentherrn eröffnet hatte, fand ſich alles, wie es ſonſt geweſen war. Der Flügel ſtand eröffnet, die zwei Geigen waren da, die

Fächer mit den Flöten, nur eine Flöte fehlte. Auf der Staffelei war ein angefangenes Bild, auf dem Schreibtiſche lagen Bücher und Schriften, und das Bett war mit ſeiner feinen Deke überzogen. Die berühmten Männer waren beſtaubt und von der eingeſchloſſenen Luft vergelbt. Die Ruhebetten ſtanden umher, aber ſie waren lange nicht gerollt worden. Der große Armſeſſel des Schauſpielers ſtand mitten in dem Zimmer.

In der Wohnung der Frau war ſchier keine Veränderung, es ſtanden die Geräthe in der alten Ordnung, und es lagen die alten Sachen auf ihnen; aber die kleinen Veränderungen die doch vor ſich gegangen waren, zeigten, wie es hier anders geworden ſei. Die ſchweren Vorhänge hingen ruhig herab, da ſie doch ſonſt bei den geöffneten Fenſtern ſich leicht bewegt hatten, die Blumen und Pflanzen ſtanden als verdorrte Reiſer, die Uhr mit dem ſanften Gange hatte auch dieſen nicht, das Pendel hing ſtille, und ſie zeigte unabänderlich auf dieſelbe Stunde. Die Linnen und anderen Arbeiten lagen wohl auf den Tiſchen, aber ſie zeigten keine anfaſſende Hand, und trauerten unter dem Staube. In dem Seitengemache hingen die weißen Vorhänge in den vielen Falten hernieder, aber in den Falten war der leichte ſchnell rieſelnde Staub,

die heilige Mutter ſchaute von dem Bilde nieder, die rothe Umhüllung war grau, der vergoldete Engel hielt die Spize des Linnenzeltes, aber auf den Linnen lag der Staub und unter ihnen war der leere Korb, und in ihm nicht mehr das roſige Angeſicht des Kindes.

Das Amt nahm alle Gegenſtände dadurch in Empfang, daß es dieſelben in ein Buch verzeichnete. Dann wurden ſie in zwei Zimmer zuſammen geſtellt, daß man ſie beſſer überſehen, und überwachen könnte. Hierauf wurde die Wohnung wieder verſchloſſen, und verſiegelt.

Unter den vorgefundenen Sachen war nichts, was von dem Aufenthalte und den weiteren Verhältniſſen des Rentherrn hätte Kunde geben können. Auch kein Geld wurde gefunden, man vermuthete, daß er alles bare auf die Reiſe mitgenommen habe.

Der Tag der Verſteigerung wurde anberaumt, und als dieſe vor ſich gegangen war, wurde ein Theil des Erlöſes dem Beſizer des Hauſes als angewachſener Miethbetrag ſammt deſſen Zinſen gegeben, der Reſt für den abweſenden Rentherrn von dem Amte in Verwahrung genommen. Die Helden waren ſämmtlich von den Wänden abgelöſet worden, die Wohnung in dem vierten Stokwerke im Hauſe auf dem Sanct Petersplaze ſtand leer, und auf einem an dem Thore

desſelben angeſchlagenen Zettel war zu leſen, daß ſie an einen neuen Miether zu vergeben ſei.

Die Sache hatte in Wien großes Aufſehen gemacht, man hatte mehr oder minder eine Ahnung von dem wahren Sachverhalte, und redete eine geraume Zeit davon. Einmal ging die Sage, der Rentherr ſei in den böhmiſchen Wäldern, wohne dort in einer Höhle, halte das Kind in derſelben verborgen, gehe unter Tags aus, um ſich den Lebensunterhalt zu erwerben, und kehre Abends wieder in die Höhle zurük. Aber es kamen andere Ereigniſſe der großen Stadt, wie ſich überhaupt die Dinge in ſolchen Orten drängen, man redete von etwas anderem, und nach Kurzem war der Rentherr und ſeine Begebenheit vergeſſen.

Es war ſeit der Zeit, in welcher ſich das zugetragen hatte, was oben erzählt worden iſt, eine Reihe von Jahren vergangen. Die Erzählung rührt von einer Freundin her, welche den Künſtler recht gut gekannt hat, und welche das genauere Verhältniß desſelben zur Familie des Rentherrn von ſeinen Freunden erfahren hatte. Denn ſie ſelber war zur Zeit, da die Begebenheit ſich zugetragen hatte, noch

zu jung geweſen, um viel von ihr berührt zu werden.

Wir laſſen nun aus ihrem Munde das Weitere folgen.

Vor ziemlich langer Zeit, erzählte ſie, als ich mit meinem Gatten erſt einige Jahre vermählt war, hatten wir eine ſehr angenehme und freundliche Vorſtadtwohnung. Mein Gatte konnte recht leicht den kleinen Weg in die Stadt, in welche ihn täglich ſeine Amtsgeſchäfte riefen, zurüklegen; ich kam nicht oft hinein, weil ich mit meiner Häuslichkeit ſehr viel beſchäftigt war, weil mir damals die kleinen Kinder viel zu thun gaben, weil ich mich ihrer Pflege ſehr gerne widmete, und wenn ich doch in die Stadt mußte, ſo war, wenn es ſchön war, der Weg nur ein Spaziergang, und am Ende koſtete bei ſchlechtem Wetter ein Wagen auch nicht gar viel. Für die Kinder aber war die luftige und freie Wohnung, zu welcher auch ein geräumiger Garten gehörte, von entſchiedenem Vortheile, und ein bedeutender Arzt, der Freund meines Mannes widerrieth, als der leztere einmal die Wohnung aufgeben wollte, ihm dieſen Vorſaz auf das Eindringlichſte. Die Fenſter eines Theils der Wohnung gingen auf den Garten und über ihn weg auf andere Gärten und endlich auf die nahen Weinberge und Waldhügel

der Umgebung. Hier war hauptſächlich ich mit den Kindern. Die vorderen Fenſter ſahen auf die breite gerade und ſchöne Hauptſtraſſe der Vorſtadt, in welcher ein angenehmes nicht zu bewegtes Leben herrſchte, Kaufbuden und Waarenſtände waren, und Wägen fuhren, und Menſchen gingen. In dieſem Theile der Wohnung war unſer Geſellſchaftszimmer noch ein ſchönes Zimmer und das Arbeitsgemach meines Mannes. Die Entfernung zwiſchen der Stadt und dem Lande war ſo gleich und ſo kurz, daß wir zu keinem einen großen Weg zurük zu legen hatten.

Als einmal ein ſehr ſchöner milder Morgen war, ich glaube, es war zur Zeit des Frühlingsanbruches, als mein Gatte bereits in der Stadt war, die Kinder aber ſich in der Schule befanden, ließ ich mich von der einſchmeichelnden Luft bewegen, die Fenſter zu öffnen, um die Wohnung zu lüften, und bei dieſer Gelegenheit, wie das immer ſo folgt, auch ein wenig Staub abzuwiſchen, aufzuräumen, und dergleichen. Wir hörten in unſere Wohnung gerne das Kirchenglöklein des Krankenhauſes, wenn es zur Meſſe rief, und ich ging nicht ſelten, wenn ich eben darnach angekleidet war, hinüber meine Andacht zu verrichten. Eben tönte auch wieder das Glöklein durch die Lüfte, als

ich bei einem Fenſter unſers ſchönſten Zimmers gegen die Straſſe hinaus ſah, und ein Abwiſchtuch ausſchwang. Ich hatte aber außer dem Klingen des Glökleins auch noch einen andern Eindruk, der mich bewog, noch ein Weilchen an dem Fenſter zu bleiben. Da ich nehmlich hinunter ſah, was denn für Leute gingen, erblikte ich ein ſeltſames Paar. Ein Mann, nach dem Rüken zu ſchließen, den er mir zukehrte, ſchon ziemlich bejahrt, mit einem dünnen gelben Molldonrökchen blaßblauen Beinkleidern großen Schuhen und einem kleinen runden Hütchen angethan, ging auf der Straße dahin; er führte ein Mädchen, das eben ſo ſeltſam gekleidet war, in einen braunen Überwurf, der ihr faſt wie eine Toga um die Schultern lag. Das Mädchen hatte aber einen ſo großen Kopf, daß es zum Erſchreken gereichte, und daß man immer nach demſelben hin ſah. Beide gingen mäßig ſchnell ihres Weges; aber beide ſo unbeholfen und ungeſchikt, daß man ſogleich ſah, daß ſie Wien nicht gewohnt ſeien, und daß ſie ſich nicht ſo zu bewegen verſtünden wie die anderen Menſchen. Aber bei aller Unbeholfenheit und Ungeſchiklichkeit war der Mann doch noch befliſſen, das Mädchen zu leiten, mit ihm den fahrenden Wägen auszuweichen, und es vor dem Zuſammenſtoße mit Perſonen zu hüthen. Sie ſchlugen gerade

den Weg ein, der zu dem Kirchlein führte, von dem eben das Glöklein tönte.

Von Neugierde getrieben, und weil ich dachte, daß der Mann etwa das Mädchen in die Meſſe führe, beſchloß ich, auch dahin zu gehen, meine Andacht zu verrichten, und nebenbei auch etwas Näheres von den Beiden zu erfahren oder ſie zu betrachten. Ich kleidete mich ſchnell an, warf ein Tuch um, ſezte den Hut auf, und ging fort. Ich bog in das kleine Gäßchen ein, das von unſerer Hauptſtraſſe um die Eke der Soldatenarzneiſchule herum gegen die Gegend des Kirchleins führt, wohin ich die zwei Menſchen hatte einlenken geſehen; allein ich erblikte ſie nicht in dem Gäßchen. Ich ging dasſelbe entlang, ging durch den Schwibbogen, der dasſelbe damals noch ſchloß, wendete mich um die Häuſereke, und wandelte bis zur Kirche; aber ich ſah ſie nirgends. Auch in der Kirche, in der wenig Menſchen waren, erblikte ich ſie nicht. Ich verrichtete nun meine gewöhnliche Andacht, vertiefte mich in dieſelbe, und da die Meſſe vorüber war, und ich mich zum Fortgehen rüſtete, ſah ich mich noch einmal rings herum, um ihnen Hilfe anzubiethen, wenn ſie deren vielleicht bedürften; allein ich hatte mich geirrt, das Paar war wirklich nicht in der Kirche. Ich verfügte mich nun auch wieder nach Hauſe.

Es war seit diesem Vorfalle eine bedeutende Zeit vergangen, und ich hatte ihn längst vergessen, als ich mit meinem Gatten einmal in einer sehr schönen Nacht von der Stadt nach Hause ging. Wir waren in dem Theater in der Hofburg gewesen, und da die Nacht gar so schön und heiter war, so bestimmte uns dieser Umstand, das Anerbiethen eines Freundes, der mit uns der Vorstellung beigewohnt hatte, anzunehmen, und bevor wir nach Hause gingen, noch ein wenig bei seiner Familie einzutreten. Wie es zu geschehen pflegt, man sprach dort von dem Stüke, man stritt hinüber und herüber, man brachte Erfrischungen, und es wurde Mitternacht, ehe wir aufbrachen. Wir lehnten den Antrag unseres Freundes, uns seinen Wagen zu geben, ab, und sagten, es wäre ein Raub an dieser schönen Nacht wenn wir in dem Wagen säßen, und den freien Raum, der zwischen der Stadt und der Vorstadt ist, durchflögen, statt ihn langsam zu durchwandeln, und seine freie erhellte Schönheit zu genießen. Man widersprach uns nicht mehr, und wir machten uns zu Fusse auf.

Als wir aus dem Thore hinaus traten, und die Stadt hinter uns ließen, empfing uns der heitere große Grasplaz mit seinen vielen Bäumen, und eine wirklich herrliche Mondnacht stand über dem Raume.

Ein ungeheurer Himmel wie aus einem Edelſteine gegoſſen war über der großen Rundſicht der Vorſtädte, nicht ein einziges Wölkchen war an ihm, und von ſeinem Gipfel ſchien das Rund des Mondes lichtausgießend nieder. Wir wandelten an der Reihe der Bäume, die den Fahrweg ſäumten, dahin, mancher einzelne Wanderer und manches Paar begegnete uns. Weil die Nacht ſo duftend und beinahe ſüdlich war, machten wir den Weg über den freien Raum noch einmal hin und zurük, ſo daß wir endlich beinahe die Lezten auf dem Plaze waren. Wir wendeten uns nun auch, um nach Hauſe zu gehen. Als wir an der Häuſerreihe unſerer Vorſtadt hin gingen, und uns kein Menſch mehr begegnete, merkten wir, daß wir doch nicht die einzigen wären, welche von dieſer ſchönen Mondnacht angezogen würden, ſondern daß auch noch ein anderer von ihren Strahlen in ſeinem Herzen erregt wäre; denn wir hörten in der allgemeinen Stille, die nur durch unſere Tritte und durch manchen fernen Ruf einer Nachtigall unterbrochen wurde, ein ſeltſames Flötenſpiel. Wir hörten es Anfangs ganz leiſe, dann da wir weiter kamen, lauter. Wir blieben ein wenig ſtehen, um zu horchen. Wenn es ein gewöhnliches Flötenſpiel geweſen wäre, würden wir wahrſcheinlich bald weiter gegangen ſein;

denn es ist nichts Seltenes, daß man auch noch spät in der Nacht aus irgend einem Hause unserer Stadt Musik hört; aber das Flötenspiel war so sonderbar, daß wir länger stehen blieben. Es war nicht ein ausgezeichnetes Spiel, es war nicht ganz stümperhaft, aber was die Aufmerksamkeit so erregte, war, daß es von allem abwich, was man gewöhnlich Musik nennt, und wie man sie lernt. Es hatte keine uns bekannte Weise zum Gegenstande, wahrscheinlich sprach der Spieler seine eigenen Gedanken aus, und wenn es auch nicht seine eigenen Gedanken waren, so gab er doch jedenfalls so viel hinzu, daß man es als solche betrachten konnte. Was am meisten reizte, war, daß, wenn er einen Gang angenommen, und das Ohr verleitet hatte, mit zu gehen, immer etwas anderes kam, als was man erwartete, und das Recht hatte, zu erwarten, so daß man stets von vorne anfangen, und mitgehen mußte, und endlich in eine Verwirrung gerieth, die man beinahe irrsinnig hätte nennen können. Und dennoch war troz des Unzusammenhanges eine Trauer und eine Klage und noch etwas Fremdartiges in dem Spiele, als erzählte der Spieler in ungefügen Mitteln seinen Kummer. Man war beinahe gerührt.

„Das ist sonderbar," sagte mein Gatte, „Der muß

das Flötenſpiel auf einem eigenthümlichen Wege gelernt haben, er ſtimmt richtig an, er fährt nicht fort, er verhaſtet die Sache, er kann mit dem Hauche nicht haushalten, er überſtürzt ihn, und reißt ihn ab, und hat doch eine Gattung Herz darin."

Wir konnten auch nicht ergründen, woher das Spiel kam, faſt hätten wir geglaubt, daß es aus dem alten Perronſchen Hauſe klinge, in deſſen Nähe wir uns befanden; aber das Haus war im Begriffe abgetragen zu werden, es war ſchon nur mehr ſehr wenig bewohnt, und die Töne klangen durchaus nicht, als kämen ſie von irgend einem Fenſter herab.

Als wir noch ein Weilchen geſtanden waren, gingen wir weiter, das ſeltſame Flötenſpiel wurde hinter uns undeutlich, endlich hörten wir es gar nicht mehr, wir kamen nach Hauſe, und begaben uns neben unſern Kindern, die ſchon mehr als die Hälfte ihres erquikenden Schlafes ausgeſchlafen hatten, zur Ruhe.

Nach dieſer Begebenheit verging wieder eine geraume Zeit.

Wer ſchon länger in unſerer Stadt lebt, wird ſich noch des alten Perronſchen Hauſes erinnern. Wer überhaupt etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre her Wien kennt, der wird wiſſen, daß dieſe Stadt in beſtändigem Umwandeln begriffen, und daß ſie troz ihres Alters eine

neue Stadt iſt; denn die Häuſer werden immer nach neuer Art und zu dem Zweke der Benüzung umgebaut, alte unveränderliche Denkmale wie etwa die Kirche von Sanct Stephan gibt es zu wenige, als daß ſie der Stadt ein allgemeines Ausſehen aufdrüken könnten, und ſo ſieht ſie immer wie eine von geſtern aus. Das alte Perronſche Haus ſtand an der Hauptſtraße der Vorſtadt, in welcher wir wohnten, und war nicht gar weit von unſerer Wohnung entfernt. Es hatte noch die Eigenthümlichkeit, welche die jezigen jungen Bewohner der Hauptſtadt nicht mehr kennen, daß es unterirdiſche Wohnungen hatte. Die Fenſter ſolcher Wohnungen gingen gewöhnlich dicht an dem Pflaſter der Straßen heraus. Sie waren nicht ſehr groß, hatten ſtarke eiſerne Stäbe, hinter denen ſich gewöhnlich noch ein dichtes eiſernes Drahtgitter befand, das, wenn der Bewohner nicht beſonders reinlichkeitliebend war, mit dem hingeſchleuderten und getrokneten Kothe der Straße bedekt war, und einen traurigen Anblik gewährte. Das Perronſche Haus war auch ohnedem ſchon ein ſehr altes Haus, es ſah ſchwarz aus, und hatte Verzierungen aus ſehr alten Zeiten. Es ging nur mit ſeiner ſchmäleren Seite auf die Straße, mit den größeren Räumen ging es gegen einen Garten zurük. Es hatte ein kleines Pförtlein,

das mit dunkelrother faſt ſchwarz gewordener Farbe angeſtrichen und mit vielen metallenen Nägeln beſchlagen war, deren Stoff man nicht mehr erkennen konnte, weil ſich die breiten Köpfe mit Schwärze überzogen hatten. Es war wohl neben dem Pförtchen ein größeres Hausthor, aber dasſelbe war ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr benüzt worden, es war geſchloſſen, es war voll Straßenkoth und Staub, und hatte zwei Querbalken, die mit eiſernen Klammern an der Mauer befeſtigt waren.

Wir hatten damals einen Freund, der es auch in allen folgenden Zeiten geblieben iſt. Es war der Profeßor Andorf. Er war unvermählt, war ein heiterer freundlicher Mann voll geiſtiger Anlagen, er hatte ein warmes empfindendes Herz, und war für alles Gute und Schöne empfänglich. Er kam ſehr oft zu uns, war mit meinem Manne in gelehrten Verbindungen, und es wurde öfter etwas Schönes vorgeleſen oder Muſik gemacht, oder traulich von verſchiedenen Dingen geſprochen. Dieſer Profeßor Andorf wohnte in dem Perronſchen Hauſe, er wohnte nicht einmal auf die Gaſſe heraus ſondern in dem Hofe. Er hatte freiwillig dieſe Wohnung gewählt, weil ſie für ſeine Beſchäftigungen, die in Leſen Schreiben oder etwas Klavierſpielen beſtanden, ſehr ruhig war; und obwohl

er ein heiterer geſelliger Mann war, hatte er doch gerade dieſe Wohnung gewählt, weil es ſeinen dichtenden Kräften, die ſich nicht ſowohl im Hervorbringen als vielmehr im Empfangen äußerten, zuſagte, das allmähliche Verſinken Vergehen Verkommen zu beobachten, und zu betrachten, wie die Vögel und andere Thiere nach und nach von dem Mauerwerke Beſiz nahmen, aus dem ſich die Menſchen zurük gezogen hatten; es gehe ihm in der Welt nichts darüber, pflegte er zu ſagen, an einem Regentage an ſeinem Fenſter zu ſtehen, und das Waſſer von den Dieſteln dem Huflattig und den andern Pflanzen, die in dem Hofe ſtehen, niederträufeln, und die Näſſe ſich in den alten Mauern herabziehen zu ſehen.

Einmal ſagte mein Gatte, da er ſchon angezogen war, und eben in ſein Amt gehen wollte: „Da iſt ein Buch, es gehört dem Profeßor Andorf, es iſt ſehr wichtig, mir iſt daran gelegen, daß es nicht in fremde Hände komme, ſei ſo gut, ſchlage es in ein Papier ein, ſiegle das Papier zu, und ſchike das Buch durch jemand Zuverläſſigen an den Profeßor. Ich hatte nicht mehr Zeit das Geſchäft ſelber zu beſorgen, und wende mich daher an dich.“

Er legte das Buch auf mein Nähtiſchchen, ich ſagte ihm zu, daß ich ſeinen Auftrag vollziehen würde,

und er ging fort, um ſich an ſeine Dienſtgeſchäfte zu begeben.

Da mir aber im Laufe des Vormittages einfiel, daß ich ohnedem in die Stadt gehen müſſe, und daß ich da an dem Perronſchen Hauſe vorübergehe, ſo dachte ich, daß ich ja bei dieſer Gelegenheit das Buch ſelber abgeben könnte, ſo könne es ganz gewiß in keine unrechten Hände kommen. Ich beſchloß alſo, ſo zu thun. Da die Zeit gekommen war, kleidete ich mich an, that das Buch in meine Arbeitstaſche, die ich gerne am Arme mitzutragen pflege, und machte mich auf den Weg. Als ich zu dem Perronſchen Hauſe gekommen war, drükte ich auf die Klinke des kleinen rothen Pförtchens. Ich war nie in dem Hauſe geweſen. Die Klinke gab leicht nach, und das Pförtchen öffnete ſich. Als ich aber in dem Gange ſtand, der ſich hinter dem Pförtchen öffnete, ſah ich mich vergeblich nach einer Stube oder Wohnung um, in der ein Pförtner oder dergleichen wäre, der mir Auskunft geben könnte. Ich ging alſo in dem Gange weiter, der mir keine Treppe in die höhern Stokwerke zeigte, und gelangte in den Hof. Derſelbe war mit großen aber zum Theile ſchon zerbrochenen Steinen gepflaſtert. Ich ſah da die Pflanzen des Profeßors Andorf ſtehen, die ihn bei dem Regen mit ihrem triefenden Waſſer ergözten, ich

ſah aber auch bei allen Fugen der Steine das Gras heraus ſtehen, das ſchön und unzertreten wuchs. An den Mauern, die den Hof bildeten, ſah ich mehrere Thore, die zu Stallungen oder Wagenbehältern führen mochten, aber die Thore wurden nie geöffnet, was ihr ausgewittertes vertroknetes und zum Theil zerfallenes Ausſehen das hohe Gras zu ihren Füſſen und die braunverroſteten Angeln bewieſen. Es waren auch drei Mündungen, die zu Treppen führten, aber die Mündungen ſahen unwirthlich aus, und die Treppen ſchienen nicht betreten zu werden. Unter den erblindeten oder bläulich ſchillernden oder theils mit hölzernen Läden verſchloſſenen Fenſtern ſah ich auch einige mit reinem Glaſe, hinter denen weiße Vorhänge waren. Ich ſchloß, daß dieſe zu der Wohnung des Profeßors gehören möchten, wußte aber nicht, wie ich zu dieſer Wohnung hinan gelangen könnte.

In dieſem Augenblike hörte ich leiſe Tritte hinter mir, und vernahm eine nicht unangenehme etwas feine Männerſtimme, die ſagte: „Wünſchen Sie etwas?“

Ich wendete mich um, und ſah ein Männchen hinter mir ſtehen, das ſpärliche graue Haare auf dem Haupte und einen ſchlichten Ausdruk in dem Angeſichte hatte. Es war nicht eigentlich angekleidet; denn

es hatte nur linnene Beinkleider an, eine ähnliche Jake, auf dem Kopfe nichts, und an den Füssen Pantoffel.

„Ich suche den Herrn Professor Andorf," sagte ich.

„Was wünschen Sie denn von dem Herrn Professor Andorf?" erwiederte er, „kann ich vielleicht eine Botschaft oder eine Übergabe bestellen, der Herr Professor ist nicht zu Hause."

Ich sah den Mann näher an. Er hatte ein längliches Angesicht und blaue Augen. Seine Miene stieß nicht ab.

„Ich hätte ein Buch zu übergeben," sagte ich, „das nur in seine Hände gehört, aber da er nicht zu Hause ist, so kann das Buch auch ein anderes Mal zu ihm kommen, mein Gatte kann es ein anders Mal herüber schiken."

„Ich bin der Pförtner des Hauses" erwiederte er, „Sie können mir das Buch schon anvertrauen; wenn Sie es aber vorziehen, es ihm selbst zu übergeben, oder durch jemand Ihrer Leute übergeben zu lassen, so treffen Sie den Professor täglich bis neun Uhr früh, und meistens auch zwischen vier Uhr und sechs Uhr Nachmittags."

Da ich unschlüßig zauderte, und ihn ansah, sagte er: „Verehrte Frau, geben Sie mir das Buch, ich

werde es behutſam anfaſſen, daß es nicht ſchmuzig werde, ich werde nicht in dasſelbe hinein ſehen, und werde es ſogleich, wenn der Herr Profeßor Andorf nach Hauſe kömmt, in ſeine Hände geben.“

Ich ſah ihn wieder an. Das Anſtändige in ſeiner Stellung fiel mir auf. Seine Worte waren in dem Wenigen, was er mir ſagte, ſehr gewählt, wie man es in der beſſern Geſellſchaft findet, nur ſeine blauen Augen hatten etwas Unſtättes, als blikten ſie immer hin und her. Ich hatte nicht den Muth, ihn durch Mißtrauen zu kränken, ich neſtelte meine Arbeitstaſche auf, zog das Buch hervor, und gab es in ſeine Hände. Ich hatte es in kein Papier eingeſchlagen, weil ich es ſelber zu übergeben gedachte. Er bemerkte den Umſtand gleich, und ſagte: „Ich werde das Buch in ein Papier einwikeln, werde es ſo liegen laſſen, bis der Herr Profeßor kömmt, und werde es ihm ſo übergeben.“

„Ja thun Sie das,“ ſagte ich, und mit dieſen Worten ſchied ich aus dem Hauſe.

Aber kaum war ich auf der Gaſſe, ſo bemächtigte ſich meiner eine Unruhe. Etwa zwanzig Schritte von dem rothen Pförtlein an der Mauer des nächſten Hauſes ſaß gerne eine Obſtfrau. Sie ſaß jeden Tag da, wenn nicht gar ein zu abſcheuliches Wetter war;

denn an gewöhnlichen Regentagen hatte ſie einen breiten Schirm über ihr Waarenlager ausgebreitet. Ich kannte die Frau ſehr gut, und hatte oft ſchon für die Kinder von ihr Obſt gekauft. Zu dieſer Frau ging ich hin. Ich fragte ſie, ob ſie den Pförtner des Perronſchen Hauſes kenne. Sie ſagte, daß ſie ihn kenne, daß er ein ordentlicher Mann ſei, daß, wenn er ausgehe, er gewiß immer vor Anbruch der Nacht nach Hauſe komme. Man könne ihm nichts nachſagen, er ſei ſehr ſtille. Übrigens ſei es ſchon daran, daß man das Perronſche Haus umbauen müſſe, es wohnen ſchon nicht mehr viele Leute darinnen, vornehme ſchon gar nicht, wenn man den Herrn Profeßor Andorf ausnehme, wie ich ja ſelber ſehr gut wiſſe, und in wenig Jahren werde gar niemand mehr drin wohnen wollen. Wenn Herr Perron nicht immer in fremden Ländern wäre, ſo würde er wiſſen, wie es mit dem Hauſe ſtehe, daß es ihm nicht viel eintrage, und daß er beſſer fahren würde, wenn er es nieder riſſe, und ein anderes an deſſen Stelle aufbaute.

Ich kaufte von der Frau einiges Obſt, that es in meine Taſche, und ſezte meinen Weg in die Stadt fort.

Als mein Gatte nach Hauſe gekommen war, und wir bei dem Mittageſſen ſaſſen, drükte mich das Ge=

wiſſen, und ich ſagte ihm, was ich gethan habe: aber er nach ſeiner ihm von jeher innwohnenden Güte und Milde beruhigte mich, und ſagte, ich hätte vollkommen recht gethan, er ſelber, wenn er das Buch hinüber getragen hätte, und ihm das Gleiche begegnet wäre, hätte nicht anders gehandelt. Das Buch würde ſchon in die rechten Hände kommen. Deßohngeachtet fragte ich den Profeßor, als er das erſte Mal nach dieſer Begebenheit zu uns kam, ob er das Buch erhalten habe, ich hätte es in die Hände des Pförtners des Perronſchen Hauſes gegeben.

„Das Buch habe ich erhalten," ſagte der Profeßor, „aber ich habe geglaubt, daß Sie es mir durch jenen alten Mann überſchikt haben. Daß wir im Perronſchen Hauſe einen Pförtner beſizen, habe ich gar nicht gewußt, und wenn wir einen haben, ſo muß es der ſtillſte Pförtner der Welt ſein; denn ich habe nie etwas von ihm vernommen. Ich habe einen Schlüſſel, durch den ich mir das Pförtchen öffne, wenn ich ſo ſpät nach Hauſe komme, daß es ſchon verſchloſſen iſt. Übrigens thut es mir leid, daß ich nicht zu Hauſe geweſen bin, da Sie in das Perronſche Haus gekommen ſind, daß ich Sie hätte empfangen, und Ihnen die vorkommenden Merkwürdigkeiten des Hauſes hätte zeigen können."

Wieder war seit diesem Vorfalle eine bedeutende Zeit vergangen, als sich ein neues Merkmal zutrug. Unser ältester Sohn Alfred kam einmal von der Schule nach Hause. Er lief eifrig die Treppe heran, er stürzte in die Stube, und rief: „Mutter, ich habe ihm nichts gethan, Mutter ich habe ihm nichts gethan."

„Alfred," sagte ich, „was ist dir denn?"

„Mutter, du weißt das Perronsche Haus," erwiederte er, „da ging ich auf dem breiten Pflaster des Weges für die Fußgeher, und da sah ich einen Raben auf dem Pflaster sizen, der sich nicht fürchtete, der nicht fliegen zu können schien, und der vor mir, da ich mich näherte, her ging. Ich dukte mich ein wenig, sprach zu ihm, langte nach ihm, und er ließ sich fangen. Mutter, ich habe ihm nichts gethan, ich habe ihn nur gestreichelt. Da sah bei den Erdfenstern des Perronschen Hauses ein fürchterlich großes Angesicht heraus, und schrie: „Laß, laß."

„Ich blikte nach dem Kopfe hin, er hatte starre Augen, war sehr blaß, und war erschrekend groß. Ich ließ den Raben aus, richtete mich empor, und lief nach Hause. Mutter, ich habe ihm wirklich nichts gethan, ich habe ihn blos streicheln wollen."

„Ich weiß, Alfred, ich weiß," sagte ich, „lege

deinen Schulſak ab, gehe in die Kinderſtube, da wirſt du dein Nachmittagbrot bekommen, und ſchlage dir den Raben aus dem Sinn, es liegt nichts an ihm."

Der Knabe küßte mir die Hand, und ging leichten Gemüthes in die Kinderſtube.

Aber mein Gemüth war nicht ſo leicht, es war nachdenklich geworden. Mir fiel nun das vor vieler Zeit geſehene Paar ein, dem ich einmal in der Richtung nach der Kirche des Krankenhauſes nachgegangen bin. Das Mädchen hatte auch damals einen nach des Knaben Ausdruk fürchterlich großen Kopf gehabt. Ich fing nun an, die Begebenheiten zu verbinden. Wenn der von Alfred geſehene Kopf der nehmliche geweſen iſt, den ich an jenem Mädchen wahrgenommen hatte, ſo muß das Mädchen in einer unterirdiſchen Wohnung des Perronſchen Hauſes wohnen. Wenn ich nun an den Pförtner des Perronſchen Hauſes dachte, dem ich das Buch für den Profeßor Andorf gegeben hatte, ſo dürfte derſelbe, wie mir jezt vorkam, ungefähr die Geſtalt und Größe des Mannes haben, den ich mit dem Mädchen über die Straſſe gehen geſehen hatte. Dann war der Pförtner vielleicht der Vater des Mädchens.

Mir fiel auch noch einmal auf, wie ordentlich ja anſtändig ſich damals der Pförtner benommen hatte,

als er mir das Buch für den Profeßor Andorf abgenöthigt hatte, wie ausgewählt und gut ſeine Sprache geweſen ſei, ſo daß es den Anſchein hat, als ſei hier etwas Beſonderes im Spiele. Dies ſteigerte meine Theilnahme noch mehr, und ich nahm mir vor, gelegentlich dem Pförtner des Perronſchen Hauſes nach zu forſchen, und wenn etwa eine Hilfe nothwendig ſein ſollte, ſie nach den kleinen Mitteln, die mir zu dieſem Zweke gegeben waren, zu leiſten.

Die Zeit, in welcher Alfred die Begegnung mit dem Raben gehabt hatte, war im Spätherbſte geweſen. In dem ſehr milden Winter, der darauf folgte, ging ich oft mit meinem Gatten in die Stadt. Wir gingen zum Theile zu Freunden, zum Theile beſuchten wir auch das Theater, von dem ich damals eine ſehr große Freundin geweſen war. Wenn wir in der Nacht nach Hauſe gingen, hörten wir noch einige Male das ſeltſame Flötenſpiel, das wir in jener Mondnacht gehört hatten, und wir vernahmen jezt deutlich, daß es aus den unterirdiſchen Wohnungen des Perronſchen Hauſes kam.

Die Gelegenheit aber, mit dem Pförtner des Perronſchen Hauſes bekannt zu werden, war nicht leicht zu finden. Zuerſt wollte ich nicht zudringlich ſein, dann war der Profeßor Andorf ſo wenig mit dem

Pförtner des Hauſes bekannt, daß er nicht einmal gewußt hatte, daß das Haus einen Pförtner habe, und endlich kam überhaupt niemand in das Perronſche Haus, durch den eine Verbindung hätte eingeleitet werden können. Es verging ein Theil des Winters ohne daß ich mein Vorhaben ins Werk ſezen konnte.

Einmal war ich damit beſchäftigt, unſere ſchöneren Zimmer ein wenig zu ordnen. Wir hatten am Tage vorher eine Geſellſchaft bei uns gehabt, und es war manches in Unordnung gerathen. Da hörte ich von der Gaſſe herauf ein Geſumme und Gebrauſe, und da ich ein Fenſter öffnete, und hinab ſchaute, ſah ich mehrere Menſchen an dem Pförtchen des Perronſchen Hauſes ſtehen, und ſah, daß noch immer mehrere hinzu gingen, und ſich zu ihnen geſellten. Ich rief eines meiner Dienſtmädchen, und ſchikte dasſelbe hinab, um fragen zu laſſen, was es denn gäbe.

Das Mädchen kam nach einer Weile zurük, und ſagte, der Pförtner des Perronſchen Hauſes habe ſich erſchlagen. Ich warf ſogleich einen Mantel um, ging hinab, und ging gegen das Perronſche Haus. Ich wollte mich aber mit den Leuten, die vor dem rothen Pförtchen ſtanden, in kein Geſpräch einlaſſen, ſondern ging zu der mir bekannten Obſtfrau, die bei ihrem

Stande saß, und fragte: „Was ist es denn gewesen, und wie kann sich denn ein Mensch selber erschlagen?“

„Es hat sich niemand erschlagen,“ antwortete die Frau, „es ist nur der Pförtner des Perronschen Hauses gestorben. Vor einer Viertelstunde, da eben niemand an dieser Seite der Häuser ging, kam das Mädchen seine Tochter aus der Wohnung zu mir, und sagte mir heimlich, daß der Vater todt sei. Dann ging es gleich wieder in das Perronsche Haus zurük. Ich aber rief den Lehrling des Schusters da herüber, sagte es ihm, und sagte, daß er auf das Stadthaus gehen, und dort die Meldung von dem machen möge, was mir das Mädchen gesagt habe. Der Lehrling wird es auf dem Wege den Leuten vertraut haben, darum sind sie schon gekommen. Aber von dem Stadthause muß auch bald jemand da sein, ein Amtmann ein Arzt ein Beschauer ein Geschworner, oder wer es sein mag.“

Während der Rede der Frau hatten sich noch mehr Menschen angesammelt, es ging aber niemand von ihnen durch das rothe Pförtchen hinein, entweder aus Achtung vor dem Todten, der im Innern lag, oder aus Scheu vor dem seltsamen Perronschen Hause.

Endlich kamen auch die von dem Amte Abgeordneten, den Befund aufzunehmen.

„Dieſe Frau hat es mir geſagt," ſagte der Lehrling, der auf die Obſtfrau zeigte.

Die Obſtfrau mußte mit den Amtsabgeordneten gehen. Sie that es gerne, nachdem ſie zuvor ein großes weißes Tuch auf ihren Obſtkram gebreitet hatte. Ich nannte mich den Amtsleuten, und bath, mich mit in die Wohnung zu nehmen, weil ich im Sinne habe zu helfen, wenn dort etwas noth thun ſollte. Man geſtand es gerne zu. Der Lehrling als in der Anzeige betheiligt mußte ebenfalls mit.

Als wir zu dem Pförtchen gelangt waren, drängte ſich alles nach demſelben, aber die Männer des Amtes ſagten, daß niemand, der nicht zu dem Amte gehöre, oder von demſelben aufgefordert ſei, in das Innere des Hauſes dürfe. Hierauf wurden zwei Diener der öffentlichen Sicherheit zu beiden Seiten des Pförtchens geſtellt, das Pförtchen wurde geöffnet, wir gingen hinein, die Sicherheitsdiener ſtellten ſich dann in die Mündung des Pförtchens, und ließen niemand mehr hinein.

Wir begaben uns durch den Gang, der hinter dem Pförtchen war, in den Hof, und von dem Hofe unter die Einfahrt, welche durch das Thor geſchloſſen

war, und in der Seitenmauer der Einfahrt zeigte ſich eine Thür. Die Thür wurde geöffnet. Hinter ihr ging eine Treppe in die Tiefe hinunter. Als dort gelegen wurde die Wohnung des Pförtners angegeben.

Da wir die Treppe hinunter geſtiegen waren, und die Wohnung betreten hatten, ſahen wir, daß dieſelbe nur aus einem einzigen Zimmer beſtehe. Neben einer Leiter, die gegen das Fenſter empor lehnte, lag der alte todte Mann. Er hatte ein gelbes Molldonröklein und blaßblaue Beinkleider an. Als ihn die Männer aufgehoben, und auf ein Bett, das das ſeinige ſchien, gelegt hatten, ſah ich aus den Zügen, daß es wirklich der nehmliche Mann ſei, dem ich das Buch gegeben hatte. Man hatte Anfangs die Abſicht gehabt, Verſuche zu machen, ihn ins Leben zurük zu rufen, aber beim Anfaſſen hatte man ſchon empfunden, daß er kalt ſei, und bei näherer Beſchauung zeigte ſich auch, daß er unzweifelhaft todt ſei.

Wann mußte er denn geſtorben ſein?

Sonſt war niemand in dem Zimmer als das Mädchen mit dem großen Haupte. Es ſaß tief zurük auf einem weißen unangeſtrichenen Stuhle, und ſah von ferne zu, was man mit dem Manne beginne. Auf einem Schirme, der vor einem Bette ſtand, das

ich für das des Mädchens hielt, saß die Dohle, denn eine solche kein Rabe war es gewesen, was Alfred hatte fangen wollen. Der Vogel nikte mit dem Kopfe, und sprach schier Laute, die aber unverständlich verstümmelt und kaum menschenähnlich waren. Auf dem Tische, der nicht weit von dem Size des Mädchens stand, sah ich die Flöte liegen.

Ich wollte, während die Männer die Leiche besahen, und auf dem Bette in eine anständige Lage zu bringen suchten, das Mädchen ansprechen, wollte es zutraulich machen, und es dann mit mir nehmen, um es aus der traurigen Umgebung zu bringen. Ich näherte mich, und sprach es an, wobei ich die höflichste aber einfachste Sprache versuchte. Das Mädchen antwortete mir zu meinem Erstaunen in der reinsten Schriftsprache, aber was es sagte, war kaum zu verstehen. Die Gedanken waren so seltsam, so von Allem, was sich immer und täglich in unserem Umgange ausspricht, verschieden, daß man das Ganze für blödsinnig hätte halten können, wenn es nicht zum Theile wieder sehr verständig gewesen wäre.

Ich hatte zufällig in meinem Mantel einige Stüke Zukerbäkerei und etwas Obst. Ich nahm ein Stükchen Bakwerk heraus, und both es dem Mädchen an. Es langte darnach, aß es, und zeigte in den

Zügen des großen Antlizes einen augenfälligen Schein von Freude. Ich verſuchte bei dieſer Gelegenheit auch, ob ich aus den Zügen heraus leſen könnte, wie alt das Mädchen ſein möge; aber es war mir wegen der ungewöhnlichen Bildung des Hauptes und des Angeſichtes nicht möglich. Es konnte ſechzehn Jahre alt ſein, es konnte aber auch zwanzig Jahre alt ſein.

Ich gab ihm nun noch ein zweites Stük, dann ein drittes, und dann mehrere.

Ich werde den Sinn deſſen, was es ſagte, ungefähr in unſerer Sprache oder Sprechweiſe geben, weil man die Gedankenfolge des Mädchens nicht verſtehen würde, und weil ich auch nicht im Stande wäre, die Dinge genau ſo aus dem Gedächtniſſe zu wiederholen, wie es dieſelben geſagt hatte.

Ich fragte es, ob es ſolche Speiſen gerne äße, wenn es dieſelben hätte, ob ſie gut ſeien.

„Ja, gut," ſagte es, „gib mir noch mehr."

„Ich werde dir mehr geben," antwortete ich, „wenn du mit mir gehſt, und in einer anderen Stube bleibſt, bis es Nacht wird, und bis es wieder Tag wird. Dann werde ich dich wieder in dieſe deine Stube zurük führen. Ich habe hier keine ſolchen ſüſſen Dinge mehr, aber in der Stube, in welche du mit mir gehen ſollſt, ſind viele."

„Ich gehe mit dir," ſagte es, „aber wenn der Tag kömmt, gehen wir wieder zu uns her."

„Ja, da gehen wir wieder in dieſe Stube," ſagte ich.

Ich gab dem Mädchen nun auch einen Apfel von einer beſſeren Gattung. Es aß ihn mit dem Zeichen, daß er ihm angenehm ſei.

Ich fragte das Mädchen auch, ob es keine Mutter habe, oder ob keine Geſchwiſter am Leben ſeien.

Es habe keine Mutter, antwortete es, und es ſei immer nur bei dem Vater allein geweſen. Den Begrif Geſchwiſter ſchien es gar nicht zu kennen.

Ich fragte es hierauf, wie denn der Vater geſtorben ſei.

„Er iſt auf die Leiter geſtiegen," antwortete es, „die zu unſerem Fenſter hinauf führt. Ich weiß nicht, was er thun wollte, und da iſt er herab gefallen, und iſt liegen geblieben. Ich wartete, bis er wieder geſund werden würde; aber er iſt nicht mehr geſund geworden. Er war todt. Da eine Nacht und ein Tag vergangen waren, ſagte ich es der Frau, die immer nicht weit von unſerm Pförtlein ſizt. Seit dem ſind die Leute gekommen."

Ich theilte den Männern die Nachricht mit, und ſagte, daß ich das Mädchen in mein Haus führen,

und einſtweilen dasſelbe verpflegen würde. Die Behörden, welche die Sache leiten, könnten das Mädchen immer bei mir finden, wenn ſie dasſelbe zurükfodern ſollten. Ich würde auch die Begebenheit meinen Freunden und Bekannten anzeigen, daß wir eine Sammlung von Geld machen, damit man den Mann anſtändig begraben könne. Die Männer wendeten dagegen nichts ein.

Sie waren unterdeſſen mit der Leiche fertig geworden. Es hatte ſich gezeigt, daß der arme Mann aus was immer für einer Urſache gefallen ſein müſſe, und zwar wie der Anſchein zeige, und das Mädchen ausſage, von der Leiter, die gegen das Fenſter lehnte, und daß er ſich hiebei die Wirbel des Genikes verlezt haben müſſe, was den Tod augenbliklich zur Folge gehabt habe. Man bedeutete mir, daß den Geſezen zufolge eine gerichtliche Zergliederung ſtatt haben müſſe, und daß es daher um ſo erwünſchter erſcheine, wenn das Mädchen aus der Wohnung entfernt würde. Die Ausſage der Obſtfrau und des Lehrlings waren zu Papier gebracht worden, und man erklärte ihnen, daß nichts im Wege ſtehe, daß ſie ſich entfernen könnten.

Ich trat noch ein wenig zu der Leiche. Sie lag jezt in ihren Kleidern auf dem Bette. Die Züge waren

wenig verändert, und waren faſt ſo, wie an jenem Vormittage, als der Mann in dem Hofe des Perronſchen Hauſes vor mir geſtanden war, und mir das Buch abgedrungen hatte. Die blauen Augen waren geſchloſſen, und da ihre etwas auffällige Unruhe durch die Lider bedekt war, ſo hatte die Miene ſogar einen Ausdruk von Milde. Das mochten auch die andern fühlen; denn man ſtand einen Augenblik ſchweigend um das Bett herum, und betrachtete den Mann. Endlich entfernten ſich der Lehrling und die Obſtfrau aus dem Zimmer. Ich trat auch von dem Anblike hinweg.

Ich näherte mich dem Mädchen, und ſagte ihm, daß ich es jezt mit mir führen würde, und daß es mir folgen möge, wie es früher geſagt habe.

Das Mädchen erwiederte, daß es ſchon mit mir gehe, und daß wir, wenn wieder der Tag kommen würde, auch wieder in die Stube zurükkehren ſollen.

Ich antwortete, das werde ganz gewiß geſchehen.

Es folgte mir nun ganz willig. Wir ſtiegen die Treppe hinan, ich nahm es bei der Hand, wir gingen über den Hof durch den Gang und bei dem rothen Pförtchen auf die Gaſſe hinaus. Auf der Gaſſe ſtanden noch immer die Leute, die ſich im Gegentheile eher vermehrt hatten. Eine dichte Gruppe umgab die Obſt-

frau und den Lehrling, die erzählten, was sie im Innern des Hauses gesehen und erfahren hatten. Ich beeilte meine Schritte, um mich und das Mädchen aus der Menge zu bringen, und den Betrachtungen und Verwunderungen zu entziehen, die durch den Anblik des ungewöhnlichen Hauptes des Mädchens angeregt worden waren.

Ich führte es in meine Wohnung.

Dort gab ich ihm eine ordentliche Speise zu essen, da ich vermuthen konnte, daß es seit gestern zu keinem regelmäßigen Essen werde gekommen sein. Es mußte auch so gewesen sein; denn das Mädchen aß mit sichtlichem Vergnügen, und es schien sehr erquikt zu werden. Es sagte mir nachträglich, daß es alles Brod gegessen habe, was in der Wohnung gewesen sei.

Wir hatten ein nach dem Garten gelegenes Gemach, das von einer alten Kinderwärterin, die schon bei meinen Eltern im Dienste gewesen war, und dann meine Kinder gepflegt hatte, so lange bewohnt gewesen war, bis endlich ihre Tochter geheirathet hatte, zu der sie dann ging, um bei ihr zu leben, und allenfalls auch an ihren Kindern zu thun, was sie so lange an fremden gethan hatte. Seit jener Zeit stand das Gemach leer; aber die Geräthe waren in demselben geblieben. Ich ließ es nun für das mitgebrachte

Mädchen zuſammen richten. Ich ließ ein Bett machen, und das Stübchen recht warm beheizen. Dann führte ich das Mädchen in dasſelbe zurük. Ich hatte Sorge getragen, daß das Mädchen keinem meiner Dienſtleute zu Geſichte gekommen war, damit ſie es nicht etwa durch unvernünftiges Anſtaunen oder gar Ausrufen einſchüchterten. Darum hatte ich ihm die Speiſen in unſer Speiſezimmer, in dem es war, ehe es in das Rükſtübchen geführt werden konnte, ſelber gebracht, und hatte den Befehl gegeben, daß niemand in das Speiſezimmer eintreten dürfe.

Wir hatten eine ältliche Magd, die ſeit unſerer Verehlichung ſchon bei uns geweſen war, die eine große Anhänglichkeit an uns und unſere Kinder hatte, und eine Art Vorrecht genoß, bei Familienangelegenheiten oder bei andern wichtigen Sachen ein Wort mit zu reden. Dieſe Magd rief ich, ſezte ihr den Fall mit dem fremden Mädchen auseinander, und bath ſie, daß ſie bei dem Mädchen in dem Stübchen bleiben, daß ſie mit ihm freundlich reden, ihm beiſtehen, und ihm den Aufenthalt angenehm machen ſolle. Sie verſprach, alles dieſes zu thun. Ich ſorgte auch für Wäſche, wenn bei dem fremden Mädchen hierin etwas nothwendig ſein ſollte. Auch gab ich ihm in dem Stübchen noch Zukerwerk und Obſt,

um mein Verſprechen, das ich gegeben hatte, zu löſen.

Ich ſagte dem Mädchen, daß ich mich jezt entfernen müſſe, weil ich andere Dinge zu thun hätte, daß die Magd bei ihm bleiben, und daß ich ſchon wieder kommen würde, um nachzuſehen, wie es ſich befinde.

Das Mädchen ſchien dies alles vollkommen zu begreifen.

Ich ging in mein Arbeitszimmer, ſezte mich nieder, und ſchrieb an mehrere meiner Bekannten und Freunde, um ſie um Beihilfe anzugehen.

Als am Abende mein Gatte nach Hauſe kam, erzählte ich ihm alles, was vorgefallen war, und was ich gethan hatte, und fragte ihn, ob es recht geweſen ſei.

Er ſagte, daß alles recht geweſen ſei, er billigte alles, und ſchloß ſich ſelber der Sache an. Er ſchrieb auch noch einige Briefe, dann nahm er einen Wagen, um perſönlich noch zu mehreren Freunden zu fahren. Als er ſpät in der Nacht nach Hauſe kam, brachte er gute Zuſicherungen, und es waren auch freundliche Antworten auf mehrere Briefe noch an demſelben Abende eingegangen. Wir legten uns zufrieden ſchlafen.

Am andern Morgen ging mein Gatte mit mir in

die unterirdiſche Wohnung. Die gerichtliche Zergliederung hatte ſtatt gefunden. Das Rükenmark war an einer Stelle, wo der feinſte Siz des Lebens zu ſein ſcheint, durch Quetſchung der Nakenwirbel verlezt worden, und dadurch iſt der Tod erfolgt. Die Leiche war bereits in einem Sarge, und war bereitet, beerdigt werden zu können. Wir machten die Anzeige an die Kirche, um die Art der Beerdigung einzuleiten. Während mein Gatte noch mehrere Vorbereitungen machte, ging ich nach Hauſe, um das fremde Mädchen zu veranlaſſen, daß es in meiner Wohnung bleibe, bis die Beerdigung vorüber wäre.

Es war ſchon erwacht, und angezogen. Es verlangte nach Hauſe. Ich ſagte ihm, daß ich jezt nicht Zeit habe, daß mehrere Dinge zu verrichten wären, und daß ich nach deren Beendigung gewiß kommen und daß ich es dann ſelber wieder in ſeine Wohnung zurük führen würde. Es fügte ſich in dieſe Dinge, es erhielt ein Frühſtük, und die Magd, welche ihm beigegeben worden war, blieb bei ihm.

Der Profeßor Andorf war herüber gekommen; er hatte die Sache erfahren. Andere Freunde, an die wir geſchrieben hatten, waren gekommen, um den Fall perſönlich zu ſehen. Viele Menſchen hatten ſich wieder an dem rothen Pförtchen geſammelt. Es waren

größtentheils Perſonen aus den niederen Ständen, welche die Neugierde und eine Art dumpfer Theilnahme, die dieſer Gattung eigen iſt, herbei geführt hatte, dann, wie es in einer großen Stadt geſchieht, waren die Vorübergehenden ſtehen geblieben, hatten gefragt, was es gäbe, und hatten ſich nach Erhaltung der Antwort, wenn es ihre Zeit nur ein wenig erlaubte, an die Wartenden angeſchloſſen.

Gegen Ende des Vormittags erſchien der Prieſter, die Leiche wurde eingeſegnet, wurde dann in die Kirche gebracht, erhielt dort wieder die gebräuchlichen Gebethe, und wurde dann auf den Kirchhof geführt. Wir hatten die Beerdigung auf einfache Weiſe veranſtaltet, damit von dem geſammelten Gelde etwas für das hinterlaſſene Mädchen erübrigt werden könnte. Nach der Wegführung der Leiche hatten ſich alle Menſchen von dem rothen Pförtchen entfernt.

Ich hielt es nun an der Zeit, das Mädchen wieder in ſeine unterirdiſche Wohnung zu führen. Ich ſah deutlich ein, daß ich mir nur durch genaues Worthalten Zutrauen zu erwerben im Stande wäre; denn das Mädchen hatte unter andern merkwürdigen Eigenſchaften auch die, daß es den Worten eines andern blind glaubte. Ich ging daher in das Hinterſtübchen, ſagte, daß ich die Dinge, die mich früher verhindert

hätten, verrichtet habe, und daß ich jezt das Mädchen wieder in ſeine Wohnung führen wolle. Es ſtand heiter von dem Stuhle auf, und folgte mir.

Als wir in die unterirdiſche Stube gekommen waren, fragte es nach dem Vater. Ich war in Verlegenheit; denn ich hatte gedacht, daß es wiſſe, daß der Vater todt ſei; denn es hatte ſelbſt das Wort gebraucht; und daß es daher wiſſen werde, wohin er gebracht worden ſei, wenn es denſelben nicht mehr in der Wohnung finden würde. Ich ſagte daher, daß es ja wiſſe, daß der Vater geſtorben ſei, daß es ja ſelber geſagt habe, daß er nicht mehr geſund geworden, ſondern todt ſei, und daß er daher nach dem Gebrauche unſerer Religion begraben worden ſei.

Es ſtuzte eine Weile, dann ſagte es: „Er wird gar nicht mehr kommen?“

Ich hatte nicht den Muth, ja zu ſagen, und ich hatte nicht den Muth, das Mädchen durch Täuſchung zu tröſten, ſondern blieb mitten in meiner Halbheit von Zugeben.

Es ſagte nach einer Weile wieder fragend: „Er wird gar nicht mehr kommen?“

Nun hatte ich den Muth nicht mehr, unwahr zu ſein, ſondern ich ſagte dem Mädchen, daß der Vater todt ſei, daß er ſich nie mehr regen könne, daß er von

uns unter die Erde gethan worden ſei, wie man es mit allen Todten thue, und daß er dort in Ruhe liegen bleiben werde.

Da fing es heftig zu weinen an, ich ſuchte es zu tröſten, aber meine Worte verfingen nichts, es weinte fort, bis es ſich ſelber nach und nach ein wenig ſänftigte. Ich fragte es, da es ſtiller geworden war, ob es wieder mit mir in meine Wohnung gehen wolle, ich würde es, ſobald es wollte, abermals hieher zurük führen. Da die Wohnung leer war, machte das Mädchen wenig Widerſtand, und ich führte es in das Stübchen, in dem es geſchlafen hatte. Nach einer Weile gingen wir wieder in die unterirdiſche Wohnung. Und ſo wiederholte ich das Verfahren im Laufe des Tages mehrere Male, theils um das Mädchen zu beſchäftigen, theils um es an eine Veränderung ſeiner Lage zu gewöhnen, und ihm den Schein von Freiheit zu laſſen, damit es nicht durch Empfindung eines Zwanges widerſezlich und unbehandelbar würde.

Ich gab ihm auch Speiſen, von denen ich vermuthete, daß ſie ihm zuſagen könnten.

Gegend Abend, da wir in der unterirdiſchen Stube waren, ſchlug ich vor, daß es wieder in dem Stübchen ſchlafen ſolle, in welchem es in der vorigen Nacht geſchlafen habe, es ſei dort warm, es ſei ein gutes

Bett, es ſei die freundliche Magd dort, und es ſei ein Abendmal bereitet.

Es ſagte, daß es mitgehe, wenn es die Dohle mitnehmen dürfe.

Ich erlaubte es gerne.

Es näherte ſich der Dohle, gab ihr ſeltſamliche unverſtändliche Namen, und ſuchte ſie zu haſchen. Die Dohle dukte ſich auf dem Schirme, und ließ ſich mit beiden Händen des Mädchens nehmen. So trug es dieſelbe fort, ſo kamen wir in mein Hinterſtübchen. Ich ſezte das Mädchen in einen geräumigen Armſtuhl nahe an den Ofen, ich rief die Magd herbei, daß ſie Geſellſchaft leiſte, ſorgte für ein Abendmal, und begab mich nach den Anſtrengungen des Tages in mein Zimmer.

Die Sachen waren in der Wohnung des Pförtners verſiegelt, und das Bewegliche in Beſchlag genommen worden. Nur den Schlüſſel zur Stubenthür ließ man mir, damit ich öfter mit der hinterlaſſenen Tochter die Stube beſuchen könnte. Meinen Gatten hatte man gefragt, ob er die Vormundſchaft über das Mädchen übernehmen wolle, und er hatte eingewilligt.

Ich wußte nicht, was ich mit dem Mädchen thun ſollte. Wir beſchloßen daher dasſelbe ſo lange bei

uns zu behalten, bis meinem Manne alle Papiere und etwaigen anderen Dinge des Verſtorbenen eingehändigt würden, woraus man dann die Verhältniſſe des Verſtorbenen würde entnehmen und wiſſen können, was mit dem Mädchen weiter zu geſchehen hätte.

Sehr ſchwer war es, das Mädchen von dem unterirdiſchen Gewölbe zu entwöhnen. Es hing mit einer Hartnäkigkeit an dem Gemache, die unbegreiflich war. Nur durch den öfteren Beſuch der unterirdiſchen Wohnung, den ich mit ihm anſtellte, durch zutrauliches Reden über gleichgültige Dinge, und endlich durch ſorgfältige Pflege, die ihm wohlthat, gewöhnte ich es nach und nach an ſein neues Stübchen. Ich gab ihm gute Wäſche, und ließ ihm Kleider von unſeren Mägden verfertigen, die ihm gut ſtanden, in denen es ſich wohl befand, und durch die es nicht mehr ſo auffiel. Faſt noch mehr als alles andere ſcheute es die freie Luft, und wenn ich es ein wenig in den winterlichen Garten hinunter brachte, benahm es ſich linkiſch, und ſtarrte die entlaubten Zweige an. In den erſten Tagen kam niemand zu ihm als ich und die ältliche Magd, nach und nach gewöhnte es ſich aber auch an den Anblik von andern aus unſerer Familie, und jedem Mitgliede derſelben war eingeſchärft, das Mädchen freundlich zu behandeln, und

es etwa nicht durch auffälliges Betrachten zu erschreken.

Ich begann nach und nach zu untersuchen, was es denn gelernt habe. Allein so gut gewählt und rein seine Worte waren die es sprach, so gut sie gesezt waren, wenn auch die Gedanken oft schwer errathen werden konnten, so wenig hatte es eine Vorstellung oder eine Kenntniß von der geringsten weiblichen Arbeit. Nicht einmal von dem Waschen und Reinigen eines Lappens von dem Zusammennähen zweier Fleke hatte es einen Begrif. Der Vater mußte alles das außer dem Hause besorgt haben. Dafür sprach es oft, für uns unverständlich, mit der Dohle, wir trafen es zuweilen leise singend an, und es konnte auf der Flöte des Vaters, die wir ihm hatten verschaffen müssen, ein wenig spielen.

Als es eine bedeutende Anhänglichkeit an mich gewonnen hatte, veranlaßte ich es, von seiner Vergangenheit zu sprechen. Allein entweder hatte es alles Frühere vergessen, oder es hatten die unmittelbar zulezt vergangenen Dinge eine solche Gewalt über sein Gedächtniß ausgeübt, daß es sich an das, was vorher war, nicht mehr erinnerte. Es erzählte nur immer von dem unterirdischen Gemache.

„Der Vater," sagte es, „ging fort, nahm die Flöte

mit, und kam oft erſt zur Zeit, da die Lichter brannten, zurük. Er brachte in einem Topfe Speiſen, die wir in dem kleinen Ofen wärmten und dann aßen. Oft legte ich auch Holzſpäne in den Ofen, wenn er nicht da war, und machte mir eine Speiſe warm, die in einem Topfe auf dem Geſtelle ſtand; denn es blieb zuweilen viel übrig. Ein anderes Mal hatte ich nichts als Brod, welches ich aß. Zuweilen blieb er auch zu Hauſe. Er lehrte mich mancherlei Dinge, und erzählte viel. Er ſperrte immer zu, wenn er fort ging. Wenn ich fragte, was ich für eine Aufgabe habe, während er nicht da ſei, antwortete er: Beſchreibe den Augenblik, wenn ich todt auf der Bahre liegen werde, und wenn ſie mich begraben; und wenn ich dann ſagte: Vater, das habe ich ja ſchon oft beſchrieben, antwortete er: So beſchreibe, wie deine Mutter von ihrem Herzen gepeinigt in der Welt herumirrt, wie ſie ſich nicht zurük getraut, und wie ſie in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht. Wenn ich ſagte: Vater, das habe ich auch ſchon oft beſchrieben, antwortete er: So beſchreibe es noch einmal. Wenn ich dann mit der Aufgabe, wie der Vater todt auf der Bahre liegt, und wie die Mutter in der Welt umher irrt, und in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht, fertig war, ſtieg ich auf die Leiter, und

ſchaute durch die Drahtlöcher des Fenſters hinaus. Da ſah ich die Säume von Frauenkleidern vorbei gehen, ſah die Stiefel von Männern, ſah ſchöne Spizen von Röken oder die vier Füſſe eines Hundes. Was an den jenſeitigen Häuſern vorging, war nicht deutlich."

Als ich das Mädchen fragte, wo es die Ausarbeitungen der Aufgaben habe, antwortete es, daß der Vater dieſelben alle geſammelt habe, und daß ſie irgendwo aufbewahrt ſeien. Etwas weniges ſei da. Mit dieſen Worten ging es zu einem Kleiderkaſten, in welchem es ſeine Kleider hatte, that aus dem Sake eines alten abgelegten Rokes einige verknitterte Papiere heraus, und reichte ſie mir. Ich faltete ſie auseinander. Sie waren theils mit Dinte theils mit Bleifeder beſchrieben, und häufig durch Kreuze und andere Zeichen ausgeſtrichen. Es war nicht viel daraus zu entnehmen.

Ich befragte es über Gott über die Schöpfung der Welt und über andere religiöſe Gegenſtände. Es ſagte die betreffenden Stellen aus dem Katechismus ſehr geläufig auf, und blikte mit den ruhigen und ausdruksloſen Augen umher. Ich ſuchte zu ergründen, ob es den religiöſen Handlungen unſerer Kirche beigewohnt habe, und brachte heraus, daß es wieder-

holt die Kirche mit dem Vater beſucht habe, daß es dort aber nie eine Muſik, das heißt ein Flötenſpiel, wie es ſich ausdrükte, gehört, noch mit jemand geſprochen habe. Es mußte alſo höchſtens bei ſtillen Meſſen geweſen ſein.

Endlich wurde meinem Gatten die Vormundſchaft übertragen, und ihm die gerichtlich vorgefundene und aufgezeichnete Verlaſſenſchaft gegen Beſcheinigung übergeben. Aus den Papieren, die er ſogleich ſorgfältig unterſuchte, ging hervor, daß der Verſtorbene niemand anders war als jener Rentherr, der einmal abgereiſet, und ſodann ſpurlos verſchwunden war. Wir hatten die Geſchichte jenes Mannes nur ſo im Allgemeinen gewußt, und ſie ſchon längſt wieder vergeſſen. Jezt wurde ſie auf's Neue aus der Erinnerung hervorgeholt, und von Manchem, der es wiſſen konnte, das nähere Einzelne erforſcht.

Das Mädchen mit dem großen Haupte und den breiten Zügen war alſo das roſige Kind geweſen, das unter dem Gezelte geſchlafen hatte, deſſen Spize der vergoldete Engel mit ſeinen Fingern gehalten hatte, deſſen Falten rings um das Bettchen auseinander gegangen waren, und das die Eltern mit Wonne betrachtet hatten.

Von Eigenthum hatten ſich nur einige ſchlechte

Geräthe einige alte Kleider und die Betten vorgefunden. Von Barschaft war ein kleiner Sak mit Kupfermünzen gefüllt vorhanden. Weiter gar nichts.

Mein Gatte forschte unter den Papieren nach einer Aufklärung über den Vermögensstand des Verstorbenen; denn ein solcher mußte doch vorhanden gewesen sein; denn alle die befragt worden waren, erinnerten sich nicht, daß der Rentherr, als er das Haus auf dem Sanct Petersplaze bewohnt hatte, in irgend einem Amte gestanden sei, noch daß er irgend einen Erwerb getrieben habe, und dennoch habe er anständig und wohlhabend gelebt. Er mußte daher von irgend einem Anliegen Bezüge genossen haben. Aber in den gesammten Schriften und den kleinsten Zettelchen war nicht das Geringste zu finden. Mein Gatte ging nun in Wien zu allen Ämtern, die mit Gelde oder irgend anderen Werthen auch nur von ferne zu thun hatten, und fragte an; aber nirgends konnte eine Auskunft erhalten werden. Er besuchte nun nach und nach alle Geschäftsführer Stellvertreter Anwälte, und wie diese Männer alle heißen; aber bei keinem konnte er etwas in Erfahrung bringen. Endlich grif er zu dem Mittel, den Fall in den Zeitungen bekannt zu geben, in wieferne er sich auf die Vermögensfrage bezog, und jedermann zur Mittheilung

aufzufodern, der etwa Kenntniß haben könnte; aber es erfolgte keine Antwort. Das Vermögen des armen Mädchens, wenn noch eines vorhanden war, mußte alſo verloren gegeben werden.

Die Summe, welche nach der Verſteigerung der Geräthe und andern Dinge, die der Rentherr in ſeiner Wohnung auf dem Sanct Petersplaze zurük gelaſſen hatte, und nach der Bezahlung der Schuld an den Hausbeſizer noch übrig geblieben, und in die Verwahrung der Gerichte gegeben worden war, wurde meinem Gatten für das Mädchen eingehändigt. Sie war durch die Zinſen während einer Reihe von Jahren nicht unbeträchtlich angewachſen.

Von der Lebensweiſe und den Schikſalen des Verſtorbenen ſeit ſeiner Abreiſe von Wien konnte mein Gatte nichts Beſtimmtes erfahren. Nur, da er alle Wege zur Ermittlung des Lebenslaufes des Verſtorbenen und in Folge deſſen zur Ermittlung des Schikſales des Vermögens des Mädchens einſchlug, war das Eine zu ſeiner Kenntniß gekommen, daß ein Mann, deſſen Beſchreibung ganz auf den Verſtorbenen paßte, in den Vorſtädten, welche ſehr weit von der Wohnung des Verſtorbenen entfernt waren, oft geſehen worden war, daß er mit ſeiner Flöte in Gaſthäuſern in Gärten und an öffentlichen Orten

erſchienen war, und dort für kleine Gaben geſpielt habe. Aus Küchen habe er gerne Speiſen, die man ihm ſchenkte, in ſeinem Topfe fortgetragen. Daß er in der Nähe ſeiner Wohnung geſpielt habe, konnte man nicht erfahren.

Von dem Verwalter des Perronſchen Hauſes erfuhr mein Gatte, daß der Verſtorbene zu irgend einer Zeit, er wiſſe es ſelbſt nicht mehr genau, wann es geweſen, unentgeldlich in die unterirdiſche Wohnung aufgenommen worden ſei, um Pförtnerdienſte zu verrichten, obwohl bis dahin die Inwohner Schlüſſel zu dem rothen Pförtchen gehabt hatten, die ſie auch fernerhin noch behielten. Überhaupt konnte von dem Verwalter des Perronſchen Hauſes nicht viel in Erfahrung gebracht werden, da er ſich der Verfallenheit des Hauſes wegen wenig um dasſelbe kümmerte, und von dem Beſizer auch nicht dazu angehalten wurde.

Eines Tages brachte mein Gatte einen großen Stoß von Schriften in mein Zimmer, und reichte ſie mir. Ich ſah ſie an, blätterte ſie durch, und ſah, daß es die Ausarbeitungen und ſchriftlichen Aufſäze des Mädchens waren. Ich nahm mir nun, wenn ich Zeit hatte, die Mühe, den größten Theil dieſer Papiere zu durchleſen. Was ſoll ich davon ſagen? Ich würde

ſie Dichtungen nennen, wenn Gedanken in ihnen geweſen wären, oder wenn man Grund Urſprung und Verlauf des Ausgeſprochenen hätte enträthſeln können. Von einem Verſtändniſſe, was Tod was Umirren in der Welt und ſich aus Verzweiflung das Leben nehmen heiße, war keine Spur vorhanden, und doch war dieſes alles der trübſelige Inhalt der Ausarbeitungen. Der Ausdruk war klar und bündig, der Sazbau richtig und gut, und die Worte obwohl ſinnlos waren erhaben.

Ich nahm von dieſem Umſtande Veranlaſſung, aus Dichtern oder andern Schriftſtellern Säze mit beſtimmter gehobner Betonung vorzutragen. Das Mädchen merkte hoch auf. Bald ſagte es ſelber ſolche Dinge her, und ſpäter trug es mit einer Art Schauſtellung Theile aus den beſten und herrlichſten Schriften unſeres Volkes vor. Wenn man aber näher in das Werk einging, von dem es eine Stelle geſagt hatte, und nach deſſen Inhalt Bedeutung und Geſtalt forſchte, verſtand es nicht, was man wollte. Auch war in der Verlaſſenſchaft kein einziges der betreffenden Bücher vorhanden. Das Aufſagen ſolcher Stellen war ein Reiz für das Mädchen, dem es ſich ſchwärmeriſch hingab. Wir kamen dahinter, daß die leiſen Worte, die es zur Dohle ſagte, ähnliche Dinge

enthielten, so wie die Weisen, die es der Flöte des Vaters abzuloken suchte, in demselben G eiste erschienen.

Mein Gatte forschte auch der Mutter des Mädchens nach. Seine Absicht war, dem Mädchen seine natürliche und erste Verwandte und Stüze zu verschaffen, dann aber auch, von der erkundeten Mutter Angaben zu erfahren, aus denen sich über die Lage des Vermögens etwas entnehmen ließe. Mein Gatte forschte Anfangs vorsichtig auf dem Wege der Ämter dann mit der größten Schonung theils durch einzelne Personen theils durch öffentliche Blätter; aber wie genau auch diese Forschungen angestellt wurden, wie viele Briefe geschrieben, wie viele Aufträge ertheilt, wie viele Antworten eingegangen waren: von der Frau ist keine Auskunft angelangt, niemand hatte bis auf den Tag etwas von ihr gehört, sie ist auch nie wieder zurük gekommen.

Von den früheren Schikfalen des Mädchens ist uns durch seine Aussagen nie etwas bekannt geworden.

Wir hatten unsern Hausarzt, den Freund meines Gatten, zu uns bitten lassen, daß er den körperlichen Zustand des Mädchens untersuche, da das auffallend große Haupt auf etwas Ungewöhnliches schließen lasse. Er meinte, daß in dumpfen Aufenthaltsorten

und etwa durch Wahnſinn des Vaters dieſes Wuchern hervorgerufen worden ſei, daß ſich Auftreibungen und Drüſenleiden eingeſtellt haben. Der Gebrauch von Jodbädern würde in beiden Richtungen vielleicht gute Dienſte thun. Da ich nun im Frühlinge ohnehin in die Gegend, wo ſich das Bad befindet, eine Reiſe zu dem Bruder meines Gatten vorhatte, um mehrere Wochen bei ihm zuzubringen, ſo beſchloß ich, das Mädchen mit zu nehmen. Ich hoffte von der guten Luft und der Reiſe nicht minder gute Wirkungen als von dem Bade. Das Haupt wurde in der That nach einem zweimonatlichen Aufenthalte auf dem Lande und nach dem vorgeſchriebenen Gebrauche des Bades etwas kleiner und gebildeter, und die Züge des Angeſichtes wurden geſchmeidiger klarer und ſprechender.

Wir unterrichteten das Mädchen auch in den gewöhnlichen Dingen, und ſuchten es zu den unentbehrlichſten Verrichtungen des Lebens anzuleiten. Wir ſuchten ihm Geſchmak an Verfertigung von allerlei weiblichen Handarbeiten beizubringen, und endlich durch Geſpräche und durch Leſen einfacher Bücher hauptſächlich aber durch Umgang jene wilde und zerriſſene ja faſt unheimliche Unterweiſung in einfache übereinſtimmende und verſtandene Gedanken umzuwandeln, und ein Verſtehen der Dinge der Welt

anzubahnen. Wie ſchwer das war, geht ſchon aus der Thatſache hervor, daß Monate vergehen mußten, ehe es ertragen konnte, daß Alfred mit der Dohle ſprach, oder gar mit ihr ſpielte, gelegentlich auch die Flöte des Vaters anrührte.

Als wir es endlich wagen konnten, mietheten wir dem Mädchen in unſerer Nähe ein Zimmer, in dem es wohnte. Die Frau, welche das Zimmer vermiethete, nahm ſich um das Mädchen an, ein Prieſter unterwies es in der Religion, wir kamen ſehr oft zu ihm hinüber, und ſo geſtaltete es ſich milder, ſeine körperliche Beſchaffenheit wurde nachträglich auch beſſer, ſo daß es ſich in den Lauf der Dinge ſchiken konnte, daß ihm mein Gatte, nachdem es die Volljährigkeit erreicht hatte, die Urkunden über ſeine gerichtlich anliegende Summe und über das, was bei der Beerdigung des Vaters übrig geblieben war, einhändigen konnte, und daß es endlich ſogar Teppiche Deken und dergleichen Dinge anfertigte, von denen es im Vereine mit den Zinſen aus ſeinem kleinen Vermögen lebte, was um ſo eher möglich wurde, als ihm die Leute gerührt durch ſeine Schikſale die fertigen Stüke immer gerne abkauften. —

So erzählte die Frau, und das Mädchen lebte ſo in den folgenden Jahren fort.

Der große Künſtler iſt längſt todt, der Profeßor Andorf iſt todt, die Frau wohnt ſchon lange nicht mehr in der Vorſtadt, das Perronſche Haus beſteht nicht mehr, eine glänzende Häuſerreihe ſteht jezt an deſſen und der nachbarlichen Häuſer Stelle, und das junge Geſchlecht weiß nicht, was dort geſtanden war, und was ſich dort zugetragen hatte.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bunte Steine.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Bunte Steine.

Ein Festgeschenk

von

Adalbert Stifter.

Bergkristall. pag. 82.

Zweiter Band.

Verlag von Gustav Heckenast.

in Pesth.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bunte Steine.

Ein Feſtgeſchenk

von

Adalbert Stifter.

Zweiter Band.

Peſth 1853.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
I.	Bergkriſtall	1
II.	Kazenſilber	93
III.	Bergmilch	211

I.

Bergkriſtall.

Unſere Kirche feiert verſchiedene Feſte, welche zum Herzen dringen. Man kann ſich kaum etwas Lieblicheres denken als Pfingſten und kaum etwas Ernſteres und Heiligeres als Oſtern. Das Traurige und Schwermüthige der Charwoche und darauf das Feierliche des Sonntags begleiten uns durch das Leben. Eines der ſchönſten Feſte feiert die Kirche faſt mitten im Winter, wo beinahe die längſten Nächte und kürzeſten Tage ſind, wo die Sonne am ſchiefſten gegen unſere Gefilde ſteht, und Schnee alle Fluren dekt, das Feſt der Weihnacht. Wie in vielen Ländern der Tag vor dem Geburtsfeſte des Herrn der Chriſtabend heißt, ſo heißt er bei uns der heilige Abend, der darauf folgende Tag der heilige Tag und die dazwiſchen liegende Nacht die Weihnacht. Die katholiſche Kirche begeht den Chriſttag als den Tag der

Geburt des Heilandes mit ihrer allergrößten kirchlichen Feier, in den meiſten Gegenden wird ſchon die Mitternachtſtunde als die Geburtſtunde des Herrn mit prangender Nachtfeier geheiligt, zu der die Gloken durch die ſtille finſtere winterliche Mitternachtluft laden, zu der die Bewohner mit Lichtern oder auf dunkeln wohlbekannten Pfaden aus ſchneeigen Bergen an bereiften Wäldern vorbei und durch knarrende Obſtgärten zu der Kirche eilen, aus der die feierlichen Töne kommen, und die aus der Mitte des in beeiste Bäume gehüllten Dorfes mit den langen beleuchteten Fenſtern empor ragt.

Mit dem Kirchenfeſte iſt auch ein häusliches verbunden. Es hat ſich faſt in allen chriſtlichen Ländern verbreitet, daß man den Kindern die Ankunft des Chriſtkindleins — auch eines Kindes, des wunderbarſten, das je auf der Welt war — als ein heiteres glänzendes feierliches Ding zeigt, das durch das ganze Leben fortwirkt, und manchmal noch ſpät im Alter bei trüben ſchwermüthigen oder rührenden Erinnerungen gleichſam als Rükblik in die einſtige Zeit mit den bunten ſchimmernden Fittigen durch den öden, traurigen und ausgeleerten Nachthimmel fliegt. Man pflegt den Kindern die Geſchenke zu geben, die das heilige Chriſtkindlein gebracht hat, um ihnen Freude zu

machen. Das thut man gewöhnlich am heiligen Abende, wenn die tiefe Dämmerung eingetreten iſt. Man zündet Lichter und meiſtens ſehr viele an, die oft mit den kleinen Kerzlein auf den ſchönen grünen Äſten eines Tannen- oder Fichtenbäumchens ſchweben, das mitten in der Stube ſteht. Die Kinder dürfen nicht eher kommen, als bis das Zeichen gegeben wird, daß der heilige Chriſt zugegen geweſen iſt, und die Geſchenke, die er mitgebracht, hinterlaſſen hat. Dann geht die Thür auf, die Kleinen dürfen hinein, und bei dem herrlichen ſchimmernden Lichterglanze ſehen ſie Dinge auf dem Baume hängen oder auf dem Tiſche herum gebreitet, die alle Vorſtellungen ihrer Einbildungskraft weit übertreffen, die ſie ſich nicht anzurühren getrauen, und die ſie endlich, wenn ſie ſie bekommen haben, den ganzen Abend in ihren Ärmchen herum tragen, und mit ſich in das Bett nehmen. Wenn ſie dann zuweilen in ihre Träume hinein die Glokentöne der Mitternacht hören, durch welche die Großen in die Kirche zur Andacht gerufen werden, dann mag es ihnen ſein, als zögen jezt die Englein durch den Himmel, oder als kehre der heilige Chriſt nach Hauſe, welcher nunmehr bei allen Kindern geweſen iſt, und jedem von ihnen ein herrliches Geſchenk hinterbracht hat.

Wenn dann der folgende Tag, der Christtag, kömmt, so ist er ihnen so feierlich, wenn sie früh Morgens mit ihren schönsten Kleidern angethan in der warmen Stube stehen, wenn der Vater und die Mutter sich zum Kirchgange schmüken, wenn zu Mittage ein feierliches Mal ist, ein besseres als in jedem Tage des ganzen Jahres, und wenn nachmittags oder gegen den Abend hin Freunde und Bekannte kommen, auf den Stühlen und Bänken herum sizen, mit einander reden, und behaglich durch die Fenster in die Wintergegend hinaus schauen können, wo entweder die langsamen Floken niederfallen, oder ein trübender Nebel um die Berge steht, oder die blutrothe kalte Sonne hinab sinkt. An verschiedenen Stellen der Stube, entweder auf einem Stühlchen oder auf der Bank oder auf dem Fensterbrettchen liegen die zaubrischen nun aber schon bekannteren und vertrauteren Geschenke von gestern Abend herum.

Hierauf vergeht der lange Winter, es kömmt der Frühling und der unendlich dauernde Sommer — und wenn die Mutter wieder vom heiligen Christe erzählt, daß nun bald sein Festtag sein wird, und daß er auch diesmal herab kommen werde, ist es den Kindern, als sei seit seinem lezten Erscheinen eine ewige Zeit

vergangen, und als liege die damalige Freude in einer weiten nebelgrauen Ferne.

Weil dieſes Feſt ſo lange nachhält, weil ſein Abglanz ſo hoch in das Alter hinauf reicht, ſo ſtehen wir ſo gerne dabei, wenn Kinder dasſelbe begehen, und ſich darüber freuen. — —

In den hohen Gebirgen unſers Vaterlandes ſteht ein Dörfchen mit einem kleinen aber ſehr ſpizigen Kirchthurme, der mit ſeiner rothen Farbe, mit welcher die Schindeln bemalt ſind, aus dem Grün vieler Obſtbäume hervor ragt, und wegen derſelben rothen Farbe in dem duftigen und blauen Dämmern der Berge weithin erſichtlich iſt. Das Dörfchen liegt gerade mitten in einem ziemlich weiten Thale, das faſt wie ein länglicher Kreis geſtaltet iſt. Es enthält außer der Kirche eine Schule, ein Gemeindehaus und noch mehrere ſtattliche Häuſer, die einen Plaz geſtalten, auf welchem vier Linden ſtehen, die ein ſteinernes Kreuz in ihrer Mitte haben. Dieſe Häuſer ſind nicht bloße Landwirthſchaftshäuſer, ſondern ſie bergen auch noch diejenigen Handwerke in ihrem Schoße, die dem menſchlichen Geſchlechte unentbehrlich ſind, und die beſtimmt ſind, den Gebirgsbewohnern ihren einzigen Bedarf an Kunſterzeugniſſen zu deken. Im Thale und an den Bergen herum ſind noch ſehr viele zerſtreute

Hütten, wie das in Gebirgsgegenden ſehr oft der Fall iſt, welche alle nicht nur zur Kirche und Schule gehören, ſondern auch jenen Handwerken, von denen geſprochen wurde, durch Abnahme der Erzeugniſſe ihren Zoll entrichten. Es gehören ſogar noch weitere Hütten zu dem Dörfchen, die man von dem Thale aus gar nicht ſehen kann, die noch tiefer in den Gebirgen ſteken, deren Bewohner ſelten zu ihren Gemeindemitbrüdern herauskommen, und die im Winter oft ihre Todten aufbewahren müſſen, um ſie nach dem Wegſchmelzen des Schnees zum Begräbniſſe bringen zu können. Der größte Herr, den die Dörfler im Laufe des Jahres zu ſehen bekommen, iſt der Pfarrer. Sie verehren ihn ſehr, und es geſchieht gewöhnlich, daß derſelbe durch längeren Aufenthalt im Dörfchen ein der Einſamkeit gewöhnter Mann wird, daß er nicht ungerne bleibt, und einfach fortlebt. Wenigſtens hat man ſeit Menſchengedenken nicht erlebt, daß der Pfarrer des Dörfchens ein auswärtsſüchtiger oder ſeines Standes unwürdiger Mann geweſen wäre.

Es gehen keine Straſſen durch das Thal, ſie haben ihre zweigleiſigen Wege, auf denen ſie ihre Felderzeugniſſe mit einſpännigen Wäglein nach Hauſe bringen, es kommen daher wenig Menſchen in das Thal,

unter dieſen manchmal ein einſamer Fußreiſender, der ein Liebhaber der Natur iſt, eine Weile in der bemalten Oberſtube des Wirthes wohnt, und die Berge betrachtet, oder gar ein Maler, der den kleinen ſpizen Kirchthurm und die ſchönen Gipfel der Felſen in ſeine Mappe zeichnet. Daher bilden die Bewohner eine eigene Welt, ſie kennen einander alle mit Namen und mit den einzelnen Geſchichten von Großvater und Urgroßvater her, trauern alle, wenn einer ſtirbt, wiſſen, wie er heißt, wenn einer geboren wird, haben eine Sprache, die von der der Ebene draußen abweicht, haben ihre Streitigkeiten, die ſie ſchlichten, ſtehen einander bei, und laufen zuſammen, wenn ſich etwas Außerordentliches begibt.

Sie ſind ſehr ſtettig und es bleibt immer beim Alten. Wenn ein Stein aus einer Mauer fällt, wird derſelbe wieder hineingeſezt, die neuen Häuſer werden wie die alten gebaut, die ſchadhaften Dächer werden mit gleichen Schindeln ausgebeſſert, und wenn in einem Hauſe ſchekige Kühe ſind, ſo werden immer ſolche Kälber aufgezogen, und die Farbe bleibt bei dem Hauſe.

Gegen Mittag ſieht man von dem Dorfe einen Schneeberg, der mit ſeinen glänzenden Hörnern faſt oberhalb der Hausdächer zu ſein ſcheint, aber in der

That doch nicht so nahe ist. Er sieht das ganze Jahr, Sommer und Winter, mit seinen vorstehenden Felsen und mit seinen weißen Flächen in das Thal herab. Als das Auffallendste, was sie in ihrer Umgebung haben, ist der Berg der Gegenstand der Betrachtung der Bewohner, und er ist der Mittelpunkt vieler Geschichten geworden. Es lebt kein Mann und Greis in dem Dorfe, der nicht von den Zaken und Spizen des Berges, von seinen Eisspalten und Höhlen, von seinen Wässern und Geröllströmen etwas zu erzählen wüßte, was er entweder selbst erfahren, oder von andern erzählen gehört hat. Dieser Berg ist auch der Stolz des Dorfes, als hätten sie ihn selber gemacht, und es ist nicht so ganz entschieden, wenn man auch die Biederkeit und Wahrheitsliebe der Thalbewohner hoch anschlägt, ob sie nicht zuweilen zur Ehre und zum Ruhme des Berges lügen. Der Berg gibt den Bewohnern außerdem, daß er ihre Merkwürdigkeit ist, auch wirklichen Nuzen; denn wenn eine Gesellschaft von Gebirgsreisenden herein kömmt, um von dem Thale aus den Berg zu besteigen, so dienen die Bewohner des Dorfes als Führer, und einmal Führer gewesen zu sein, dieses und jenes erlebt zu haben, diese und jene Stelle zu kennen, ist eine Auszeichnung, die jeder gerne von sich darlegt. Sie reden oft

davon, wenn ſie in der Wirthsſtube bei einander ſizen, und erzählen ihre Wagniſſe und ihre wunderbaren Erfahrungen, und verſäumen aber auch nie zu ſagen, was dieſer oder jener Reiſende geſprochen habe, und was ſie von ihm als Lohn für ihre Bemühungen empfangen hätten. Dann ſendet der Berg von ſeinen Schneeflächen die Waſſer ab, welche einen See in ſeinen Hochwäldern ſpeiſen, und den Bach erzeugen, der luſtig durch das Thal ſtrömt, die Bretterſäge die Mahlmühle und andere kleine Werke treibt, das Dorf reinigt, und das Vieh tränkt. Von den Wäldern des Berges kömmt das Holz, und ſie halten die Lawinen auf. Durch die innern Gänge und Lokerheiten der Höhen ſinken die Waſſer durch, die dann in Adern durch das Thal gehen, und in Brünnlein und Quellen hervorkommen, daraus die Menſchen trinken, und ihr herrliches oft belobtes Waſſer dem Fremden reichen. Allein an lezteren Nuzen denken ſie nicht, und meinen, das ſei immer ſo geweſen.

Wenn man auf die Jahresgeſchichte des Berges ſieht, ſo ſind im Winter die zwei Zaken ſeines Gipfels, die ſie Hörner heißen, ſchneeweiß, und ſtehen, wenn ſie an hellen Tagen ſichtbar ſind, blendend in der finſtern Bläue der Luft; alle Bergfelder, die um dieſe Gipfel herum lagern, ſind dann weiß; alle Ab-

hänge ſind ſo; ſelbſt die ſteilrechten Wände, die die Bewohner Mauern heißen, ſind mit einem angefloge=nen weißen Reife bedekt, und mit zartem Eiſe wie mit einem Firniſſe belegt, ſo daß die ganze Maſſe wie ein Zauberpallaſt aus dem bereiften Grau der Wäl=derlaſt emporragt, welche ſchwer um ihre Füſſe herum ausgebreitet iſt. Im Sommer, wo Sonne und war=mer Wind den Schnee von den Steilſeiten wegnimmt, ragen die Hörner nach dem Ausdruke der Bewohner ſchwarz in den Himmel, und haben nur ſchöne weiße Äderchen und Sprenkeln auf ihrem Rüken, in der That aber ſind ſie zart fernblau, und was ſie Äderchen und Sprenkeln heißen, das iſt nicht weiß, ſondern hat das ſchöne Milchblau des fernen Schnees gegen das dunklere der Felſen. Die Bergfelder um die Hörner aber verlieren, wenn es recht heiß iſt, an ihren höhe=ren Theilen wohl den Firn nicht, der gerade dann recht weiß auf das Grün der Thalbäume herab ſieht, aber es weicht von ihren unteren Theilen der Win=terſchnee, der nur einen Flaum machte, und es wird das unbeſtimmte Schillern von Bläulich und Grün=lich ſichtbar, das das Geſchiebe von Eis iſt, das dann blos liegt, und auf die Bewohner unten hinab grüßt. Am Rande dieſes Schillerns, wo es von ferne wie ein Saum von Edelſteinſplittern ausſieht, iſt es in

der Nähe ein Gemenge wilder rieſenhafter Blöke, Platten und Trümmer, die ſich drängen, und verwirrt in einander geſchoben ſind. Wenn ein Sommer gar heiß und lang iſt, werden die Eisfelder weit hinauf entblößt, und dann ſchaut eine viel größere Fläche von Grün und Blau in das Thal, manche Kuppen und Räume werden entkleidet, die man ſonſt nur weiß erblikt hatte, der ſchmuzige Saum des Eiſes wird ſichtbar, wo es Felſen, Erde und Schlamm ſchiebt, und viel reichlichere Waſſer als ſonſt fließen in das Thal. Dies geht fort, bis es nach und nach wieder Herbſt wird, das Waſſer ſich verringert, zu einer Zeit einmal ein grauer Landregen die ganze Ebene des Thales bedekt, worauf, wenn ſich die Nebel von den Höhen wieder löſen, der Berg ſeine weiche Hülle abermals umgethan hat, und alle Felſen Kegel und Zaken in weißem Kleide da ſtehen. So ſpinnt es ſich ein Jahr um das andere mit geringen Abwechslungen ab, und wird ſich fort ſpinnen, ſo lange die Natur ſo bleibt, und auf den Bergen Schnee und in den Thälern Menſchen ſind. Die Bewohner des Thales heißen die geringen Veränderungen große, bemerken ſie wohl, und berechnen an ihnen den Fortſchritt des Jahres. Sie bezeichnen an den Entblößungen die Hize und die Ausnahmen der Sommer.

Was nun noch die Besteigung des Berges betrifft, so geschieht dieselbe von dem Thale aus. Man geht nach der Mittagsrichtung zu auf einem guten schönen Wege, der über einen sogenannten Hals in ein anderes Thal führt. Hals heißen sie einen mäßig hohen Bergrücken, der zwei größere und bedeutendere Gebirge mit einander verbindet, und über den man zwischen den Gebirgen von einem Thale in ein anderes gelangen kann. Auf dem Halse, der den Schneeberg mit einem gegenüberliegenden großen Gebirgszuge verbindet, ist lauter Tannenwald. Etwa auf der größten Erhöhung desselben, wo nach und nach sich der Weg in das jenseitige Thal hinab zu senken beginnt, steht eine sogenannte Unglüksäule. Es ist einmal ein Bäker, welcher Brod in seinem Korbe über den Hals trug, an jener Stelle todt gefunden worden. Man hat den todten Bäker mit dem Korbe und mit den umringenden Tannenbäumen auf ein Bild gemalt, darunter eine Erklärung und eine Bitte um ein Gebet geschrieben, das Bild auf eine roth angestrichene hölzerne Säule gethan, und die Säule an der Stelle des Unglükes aufgerichtet. Bei dieser Säule biegt man von dem Wege ab, und geht auf der Länge des Halses fort, statt über seine Breite in das jenseitige Thal hinüber zu wandern. Die Tannen bilden dort einen Durchlaß,

als ob eine Straße zwiſchen ihnen hin ginge. Es führt auch manchmal ein Weg in dieſer Richtung hin, der dazu dient, das Holz von den höheren Gegenden zu der Unglükſäule herab zu bringen, der aber dann wieder mit Gras verwächst. Wenn man auf dieſem Wege fortgeht, der ſachte bergan führt, ſo gelangt man endlich auf eine freie von Bäumen entblößte Stelle. Dieſelbe iſt dürrer Haideboden, hat nicht einmal einen Strauch, ſondern iſt mit ſchwachem Haidekraute, mit trokenen Moſen und mit Dürrbodenpflanzen bewachſen. Die Stelle wird immer ſteiler, und man geht lange hinan; man geht aber immer in einer Rinne gleichſam wie in einem ausgerundeten Graben hinan, was den Nuzen hat, daß man auf der großen baumloſen und überall gleichen Stelle nicht leicht irren kann. Nach einer Zeit erſcheinen Felſen, die wie Kirchen gerade aus dem Grasboden aufſteigen, und zwiſchen deren Mauern man längere Zeit hinan gehen kann. Dann erſcheinen wieder kahle faſt pflanzenloſe Rüken, die bereits in die Lufträume der höhern Gegenden ragen, und gerade zu dem Eiſe führen. Zu beiden Seiten dieſes Weges ſind ſteile Wände, und durch dieſen Damm hängt der Schneeberg mit dem Halſe zuſammen. Um das Eis zu überwinden, geht man eine geraume Zeit an der Grenze desſelben, wo es

von den Felsen umstanden ist, dahin, bis man zu dem ältern Firn gelangt, der die Eisspalten überbaut, und in den meisten Zeiten des Jahres den Wanderer trägt. An der höchsten Stelle des Firns erheben sich die zwei Hörner aus dem Schnee, wovon eines das höhere mithin die Spize des Berges ist. Diese Kuppen sind sehr schwer zu erklimmen; da sie mit einem oft breiteren oft engeren Schneegraben — dem Firnschrunde — umgeben sind, der übersprungen werden muß, und da ihre steilrechten Wände nur kleine Absäze haben, in welche der Fuß eingesezt werden muß, so begnügen sich die meisten Besteiger des Berges damit, bis zu dem Firnschrunde gelangt zu sein, und dort die Rundsicht, so weit sie nicht durch das Horn verdekt ist, zu genießen. Die den Gipfel besteigen wollen, müssen dies mit Hilfe von Steigeisen, Striken und Klammern thun.

Außer diesem Berge stehen an derselben Mittagseite noch andere, aber keiner ist so hoch, wenn sie sich auch früh im Herbste mit Schnee bedeken, und ihn bis tief in den Frühling hinein behalten. Der Sommer aber nimmt denselben immer weg, und die Felsen glänzen freundlich im Sonnenscheine, und die tiefer gelegenen Wälder zeigen ihr sanftes Grün von breiten blauen Schatten durchschnitten, die so schön sind, daß man sich in seinem Leben nicht satt daran sehen kann.

An den andern Seiten des Thales nehmlich von Mitternacht Morgen und Abend her sind die Berge langgestrekt und niederer, manche Felder und Wiesen steigen ziemlich hoch hinauf, und oberhalb ihrer sieht man verschiedene Waldblößen Alpenhütten und dergleichen, bis sie an ihrem Rande mit feingezaktem Walde am Himmel hingehen, welche Auszakung eben ihre geringe Höhe anzeigt, während die mittäglichen Berge, obwohl sie noch großartigere Wälder hegen, doch mit einem ganz glatten Rande an dem glänzenden Himmel hinstreichen.

Wenn man so ziemlich mitten in dem Thale steht, so hat man die Empfindung, als ginge nirgends ein Weg in dieses Beken herein und keiner daraus hinaus; allein diejenigen, welche öfter im Gebirge gewesen sind, kennen diese Täuschung gar wohl: in der That führen nicht nur verschiedene Wege und darunter sogar manche durch die Verschiebungen der Berge fast auf ebenem Boden in die nördlichen Flächen hinaus, sondern gegen Mittag, wo das Thal durch steilrechte Mauern fast geschlossen scheint, geht sogar ein Weg über den obbenannten Hals.

Das Dörflein heißt Gschaid, und der Schneeberg, der auf seine Häuser herab schaut, heißt Gars.

Jenseits des Halses liegt ein viel schöneres und

blühenderes Thal, als das von Gschaid ist, und es führt von der Unglüksäule der gebahnte Weg hinab. Es hat an seinem Eingange einen stattlichen Marktfleken Millsdorf, der sehr groß ist, verschiedene Werke hat, und in manchen Häusern städtische Gewerbe und Nahrung treibt. Die Bewohner sind viel wohlhabender als die in Gschaid, und obwohl nur drei Wegstunden zwischen den beiden Thälern liegen, was für die an große Entfernungen gewöhnten und Mühseligkeiten liebenden Gebirgsbewohner eine unbedeutende Kleinigkeit ist, so sind doch Sitten und Gewohnheiten in den beiden Thälern so verschieden, selbst der äußere Anblik derselben ist so ungleich, als ob eine große Anzahl Meilen zwischen ihnen läge. Das ist in Gebirgen sehr oft der Fall, und hängt nicht nur von der verschiedenen Lage der Thäler gegen die Sonne ab, die sie oft mehr oder weniger begünstigt, sondern auch von dem Geiste der Bewohner, der durch gewisse Beschäftigungen nach dieser oder jener Richtung gezogen wird. Darin stimmen aber alle überein, daß sie an Herkömmlichkeiten und Väterweise hängen, großen Verkehr leicht entbehren, ihr Thal außerordentlich lieben, und ohne demselben kaum leben können.

Es vergehen oft Monate oft fast ein Jahr, ehe ein Bewohner von Gschaid in das jenseitige Thal

hinüber kömmt, und den großen Marktfleken Millsdorf beſucht. Die Millsdorfer halten es eben ſo, obwohl ſie ihrerſeits doch Verkehr mit dem Lande draußen pflegen, und daher nicht ſo abgeſchieden ſind wie die Gſchaider. Es geht ſogar ein Weg, der eine Straße heißen könnte, längs ihres Thales, und mancher Reiſende und mancher Wanderer geht hindurch, ohne nur im Geringſten zu ahnen, daß mitternachtwärts ſeines Weges jenſeits des hohen herabblikenden Schneebergs noch ein Thal ſei, in dem viele Häuſer zerſtreut ſind, und in dem das Dörflein mit dem ſpizigen Kirchthurme ſteht.

Unter den Gewerben des Dorfes, welche beſtimmt ſind, den Bedarf des Thales zu deken, iſt auch das eines Schuſters, das nirgends entbehrt werden kann, wo die Menſchen nicht in ihrem Urzuſtande ſind. Die Gſchaider aber ſind ſo weit über dieſem Stande, daß ſie recht gute und tüchtige Gebirgsfußbekleidung brauchen. Der Schuſter iſt mit einer kleinen Ausnahme der einzige im Thale. Sein Haus ſteht auf dem Plaze in Gſchaid, wo überhaupt die beſſeren ſtehen, und ſchaut mit ſeinen grauen Mauern, weißen Fenſterſimſen und grün angeſtrichenen Fenſterläden auf die vier Linden hinaus. Es hat im Erdgeſchoſſe die Arbeitsſtube die Geſellenſtube eine größere und

kleinere Wohnstube ein Verkaufsstübchen nebst Küche und Speisekammer und allen zugehörigen Gelassen; im ersten Stokwerke, oder eigentlich im Raume des Giebels hat es die Oberstube oder eigentliche Prunkstube. Zwei Prachtbetten schöne geglättete Kästen mit Kleidern stehen da, dann ein Gläserkästchen mit Geschirren ein Tisch mit eingelegter Arbeit gepolsterte Sessel ein Mauerkästchen mit den Ersparnissen, dann hängen an den Wänden Heiligenbilder zwei schöne Sakuhren gewonnene Preise im Schießen, und endlich sind auch Scheibengewehre und Jagdbüchsen nebst ihrem Zugehöre in einem eigenen mit Glastafeln versehenen Kasten aufgehängt. An das Schusterhaus ist ein kleiners Häuschen nur durch den Einfahrtsschwibbogen getrennt angebaut, welches genau dieselbe Bauart hat, und zum Schusterhause wie ein Theil zum Ganzen gehört. Es hat nur eine Stube mit den dazu gehörigen Wohntheilen. Es hat die Bestimmung, dem Hausbesizer, sobald er das Anwesen seinem Sohne oder Nachfolger übergeben hat, als sogenanntes Ausnahmstübchen zu dienen, in welchem er mit seinem Weibe so lange haust, bis beide gestorben sind, die Stube wieder leer steht, und auf einen neuen Bewohner wartet. Das Schusterhaus hat nach rükwärts Stall und Scheune; denn jeder Thalbewohner

iſt, ſelbſt wenn er ein Gewerbe treibt, auch Landbebauer und zieht hieraus ſeine gute und nachhaltige Nahrung. Hinter dieſen Gebäuden iſt endlich der Garten, der faſt bei keinem beſſeren Hauſe in Gſchaid fehlt, und von dem ſie ihre Gemüſe, ihr Obſt und für feſtliche Gelegenheiten ihre Blumen ziehen. Wie oft im Gebirge ſo iſt auch in Gſchaid die Bienenzucht in dieſen Gärten ſehr verbreitet.

Die kleine Ausnahme, deren oben Erwähnung geſchah, und die Nebenbuhlerſchaft der Alleinherrlichkeit des Schuſters iſt ein anderer Schuſter, der alte Tobias, der aber eigentlich kein Nebenbuhler iſt, weil er nur mehr flikt, hierin viel zu thun hat, und es ſich nicht im Entfernteſten beikommen läßt, mit dem vornehmen Plazſchuſter in einen Wettſtreit einzugehen, insbeſondere, da der Plazſchuſter ihn häufig mit Lederfleken Sohlenabſchnitten und dergleichen Dingen unentgeldlich verſieht. Der alte Tobias ſizt im Sommer am Ende des Dörfchens unter Hollunderbüſchen, und arbeitet. Er iſt umringt von Schuhen und Bundſchuhen, die aber ſämtlich alt grau kothig und zerriſſen ſind. Stiefel mit langen Röhren ſind nicht da, weil ſie im Dorfe und in der Gegend nicht getragen werden; nur zwei Perſonen haben ſolche, der Pfarrer und der Schullehrer, welche aber beides, fliken und

neue Waare machen, nur bei dem Plazschuster lassen. Im Winter sizt der alte Tobias in seinem Stübchen hinter den Hollunderstauden, und hat warm geheizt, weil das Holz in Gschaid nicht theuer ist.

Der Plazschuster ist, ehe er das Haus angetreten hat, ein Gemsewildschüze gewesen, und hat überhaupt in seiner Jugend, wie die Gschaider sagen, nicht gut gethan. Er war in der Schule immer einer der besten Schüler gewesen, hatte dann von seinem Vater das Handwerk gelernt, ist auf Wanderung gegangen, und ist endlich wieder zurük gekehrt. Statt, wie es sich für einen Gewerbsmann ziemt, und wie sein Vater es Zeit Lebens gethan, einen schwarzen Hut zu tragen, that er einen grünen auf, stekte noch alle bestehenden Federn darauf, und stolzirte mit ihm und mit dem kürzesten Lodenroke, den es im Thale gab, herum, während sein Vater immer einen Rok von dunkler wo möglich schwarzer Farbe hatte, der auch, weil er einem Gewerbsmanne angehörte, immer sehr weit herab geschnitten sein mußte. Der junge Schuster war auf allen Tanzplätzen und Kegelbahnen zu sehen. Wenn ihm jemand eine gute Lehre gab, so pfiff er ein Liedlein. Er ging mit seinem Scheibengewehre zu allen Schießen der Nachbarschaft, und brachte manchmal einen Preis nach Hause, was er für einen großen Sieg hielt.

Der Preis beſtand meiſtens aus Münzen, die künſtlich gefaßt waren, und zu deren Gewinnung der Schuſter mehr gleiche Münzen ausgeben mußte, als der Preis enthielt, beſonders, da er wenig haushälteriſch mit dem Gelde war. Er ging auf alle Jagden, die in der Gegend abgehalten wurden, und hatte ſich den Namen eines guten Schüzen erworben. Er ging aber auch manchmal allein mit ſeiner Doppelbüchſe und mit Steigeiſen fort, und einmal ſagte man, daß er eine ſchwere Wunde im Kopfe erhalten habe.

In Millsdorf war ein Färber, welcher gleich am Anfange des Marktflekens, wenn man auf dem Wege von Gſchaid hinüber kam, ein ſehr anſehnliches Gewerbe hatte, mit vielen Leuten und ſogar, was im Thale etwas Unerhörtes war, mit Maſchinen arbeitete. Außerdem beſaß er noch eine ausgebreitete Feldwirthſchaft. Zu der Tochter dieſes reichen Färbers ging der Schuſter über das Gebirge, um ſie zu gewinnen. Sie war wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt, aber auch wegen ihrer Eingezogenheit Sittſamkeit und Häuslichkeit belobt. Dennoch, hieß es, ſoll der Schuſter ihre Aufmerkſamkeit erregt haben. Der Färber ließ ihn nicht in ſein Haus kommen; und hatte die ſchöne Tochter ſchon früher keine öffentlichen Pläze und Luſtbarkeiten beſucht, und war ſelten

außer dem Hauſe ihrer Eltern zu ſehen geweſen: ſo ging ſie jezt ſchon gar nirgends mehr hin als in die Kirche oder in ihrem Garten oder in den Räumen des Hauſes herum.

Einige Zeit nach dem Tode ſeiner Eltern, durch welchen ihm das Haus derſelben zugefallen war, das er nun allein bewohnte, änderte ſich der Schuſter gänzlich. So wie er früher getollt hatte, ſo ſaß er jezt in ſeiner Stube, und hämmerte Tag und Nacht an ſeinen Sholen. Er ſezte prahlend einen Preis darauf, wenn es jemand gäbe, der beſſere Schuhe und Fußbekleidungen machen könne. Er nahm keine andern Arbeiter als die beſten, und trillte ſie noch ſehr herum, wenn ſie in ſeiner Werkſtätte arbeiteten, daß ſie ihm folgten, und die Sache ſo einrichteten, wie er befahl. Wirklich brachte er es jezt auch dahin, daß nicht nur das ganze Dorf Gſchaid, das zum größten Theile die Schuſterarbeit aus benachbarten Thälern bezogen hatte, bei ihm arbeiten ließ, daß das ganze Thal bei ihm arbeiten ließ, und daß endlich ſogar Einzelne von Millsdorf und andern Thälern herein kamen, und ſich ihre Fußbekleidungen von dem Schuſter in Gſchaid machen ließen. Sogar in die Ebene hinaus verbreitete ſich ſein Ruhm, daß manche, die in die Gebirge gehen wollten, ſich die Schuhe dazu von ihm machen ließen.

Er richtete das Haus sehr schön zusammen, und in dem Waarengewölbe glänzten auf den Brettern die Schuhe, Bundstiefel und Stiefel; und wenn am Sonntage die ganze Bevölkerung des Thales herein kam, und man bei den vier Linden des Plazes stand, ging man gerne zu dem Schusterhause hin, und sah durch die Gläser in die Waarenstube, wo die Käufer und Besteller waren.

Nach seiner Vorliebe zu den Bergen machte er auch jezt die Gebirgsbundschuhe am besten. Er pflegte in der Wirthsstube zu sagen: Es gäbe keinen, der ihm einen fremden Gebirgsbundschuh zeigen könne, der sich mit einem seinigen vergleichen lasse. „Sie wissen es nicht," pflegte er beizufügen, „sie haben es in ihrem Leben nicht erfahren, wie ein solcher Schuh sein muß, daß der gestirnte Himmel der Nägel recht auf der Sohle size, und das gebührende Eisen enthalte, daß der Schuh außen hart sei, damit kein Geröllstein, wie scharf er auch sei, empfunden werde, und daß er sich von Innen doch weich und zärtlich wie ein Handschuh an die Füsse lege."

Der Schuster hatte sich ein sehr großes Buch machen lassen, in welches er alle verfertigte Waare eintrug, die Namen derer beifügte, die den Stoff geliefert, und die Waare gekauft hatten, und eine kurze

Bemerkung über die Güte des Erzeugniſſes beiſchrieb. Die gleichartigen Fußbekleidungen hatten ihre fortlaufenden Zahlen, und das Buch lag in der großen Lade ſeines Gewölbes.

Wenn die ſchöne Färberstochter von Millsdorf auch nicht aus der Eltern Hauſe kam, wenn ſie auch weder Freunde noch Verwandte beſuchte, ſo konnte es der Schuſter von Gſchaid doch ſo machen, daß ſie ihn von ferne ſah, wenn ſie in die Kirche ging, wenn ſie in dem Garten war, und wenn ſie aus den Fenſtern ihres Zimmers auf die Matten blikte. Wegen dieſes unausgeſezten Sehens hatte es die Färberin durch langes inſtändiges und ausdauerndes Flehen für ihre Tochter dahin gebracht, daß der halsſtarrige Färber nachgab, und daß der Schuſter, weil er denn nun doch beſſer geworden, die ſchöne reiche Millsdorferin als Eheweib nach Gſchaid führte. Aber der Färber war deßungeachtet auch ein Mann, der ſeinen Kopf hatte. Ein rechter Menſch, ſagte er, müſſe ſein Gewerbe treiben, daß es blühe und vorwärts komme, er müſſe daher ſein Weib ſeine Kinder ſich und ſein Geſinde ernähren, Hof und Haus im Stande des Glanzes halten, und ſich noch ein Erkleckliches erübrigen, welches Leztere doch allein im Stande ſei, ihm Anſehen und Ehre in der Welt zu geben; darum erhalte

ſeine Tochter nichts als eine vortreffliche Ausſtattung, das andere iſt Sache des Ehemanns, daß er es mache und für alle Zukunft es beſorge. Die Färberei in Millsdorf und die Landwirthſchaft auf dem Färberhauſe ſei für ſich ein anſehnliches und ehrenwerthes Gewerbe, das ſeiner Ehre willen beſtehen, und wozu alles, was da ſei, als Grundſtok dienen müſſe, daher er nichts weggebe. Wenn einmal er und ſein Eheweib die Färberin todt ſeien, dann gehöre Färberei und Landwirthſchaft in Millsdorf ihrer einzigen Tochter nehmlich der Schuſterin in Gſchaid, und Schuſter und Schuſterin könnten dann damit thun, was ſie wollten: aber alles dieſes nur, wenn die Erben es werth wären, das Erbe zu empfangen; wären ſie es nicht werth, ſo ginge das Erbe auf die Kinder derſelben, und wenn keine vorhanden wären, mit der Ausnahme des lediglichen Pflichttheiles auf andere Verwandte über. Der Schuſter verlangte auch nichts, er zeigte im Stolze, daß es ihm nur um die ſchöne Färberstochter in Millsdorf zu thun geweſen, und daß er ſie ſchon ernähren und erhalten könne, wie ſie zu Hauſe ernährt und erhalten worden iſt. Er kleidete ſie als ſein Eheweib nicht nur ſchöner als alle Gſchaiderinnen und alle Bewohnerinnen des Thales, ſondern auch ſchöner, als ſie ſich je zu Hauſe getragen hatte,

und Speiſe, Trank und übrige Behandlung mußte beſſer und rükſichtsvoller ſein, als ſie das Gleiche im väterlichen Hauſe genoſſen hatte. Und um dem Schwiegervater zu trozen, kaufte er mit erübrigten Summen nach und nach immer mehr Grundſtüke ſo ein, daß er einen tüchtigen Beſiz beiſammen hatte.

Weil die Bewohner von Gſchaid ſo ſelten aus ihrem Thale kommen, und nicht einmal oft nach Millsdorf hinüber gehen, von dem ſie durch Bergrüken und durch Sitten geſchieden ſind, weil ferner ihnen gar kein Fall vorkömmt, daß ein Mann ſein Thal verläßt, und ſich in dem benachbarten anſiedelt (Anſiedlungen in großen Entfernungen kommen öfter vor), weil endlich auch kein Weib oder Mädchen gerne von einem Thale in ein anderes auswandert, außer in dem ziemlich ſeltenen Falle, wenn ſie der Liebe folgt, und als Eheweib und zu dem Ehemann in ein anderes Thal kömmt: ſo geſchah es, daß die ſchöne Färberstochter von Millsdorf, da ſie Schuſterin in Gſchaid geworden war, doch immer von allen Gſchaidern als Fremde angeſehen wurde, und wenn man ihr auch nichts Übels anthat, ja wenn man ſie ihres ſchönen Weſens und ihrer Sitten wegen ſogar liebte, doch immer etwas vorhanden war, das wie Scheu oder wenn man will, wie Rükſicht ausſah, und

nicht zu dem Innigen und Gleichartigen kommen ließ, wie Gschaiderinnen gegen Gschaiderinnen, Gschaider gegen Gschaider hatten. Es war so, ließ sich nicht abstellen, und wurde durch die bessere Tracht und durch das erleichtertere häusliche Leben der Schusterin noch vermehrt.

Sie hatte ihrem Manne nach dem ersten Jahre einen Sohn, und in einigen Jahren darauf ein Töchterlein geboren. Sie glaubte aber, daß er die Kinder nicht so liebe, wie sie sich vorstellte, daß es sein solle, und wie sie sich bewußt war, daß sie dieselben liebe; denn sein Angesicht war meistens ernsthaft und mit seinen Arbeiten beschäftigt. Er spielte und tändelte selten mit den Kindern, und sprach stets ruhig mit ihnen gleichsam so, wie man mit Erwachsenen spricht. Was Nahrung und Kleidung und andere äußere Dinge anbelangte, hielt er die Kinder untadelich.

In der ersten Zeit der Ehe kam die Färberin öfter nach Gschaid, und die jungen Eheleute besuchten auch Millsdorf zuweilen bei Kirchweihen oder anderen festlichen Gelegenheiten. Als aber die Kinder auf der Welt waren, war die Sache anders geworden. Wenn schon Mütter ihre Kinder lieben, und sich nach ihnen sehnen, so ist dieses von Großmüttern öfter in noch höherem Grade der Fall: sie verlangen zuweilen mit

wahrlich krankhafter Sehnſucht nach ihren Enkeln. Die Färberin kam ſehr oft nach Gſchaid herüber, um die Kinder zu ſehen, ihnen Geſchenke zu bringen, eine Weile da zu bleiben, und dann mit guten Ermahnungen zu ſcheiden. Da aber das Alter und die Geſundheitsumſtände der Färberin die öfteren Fahrten nicht mehr ſo möglich machten, und der Färber aus dieſer Urſache Einſprache that, wurde auf etwas anderes geſonnen, die Sache wurde umgekehrt, und die Kinder kamen jezt zur Großmutter. Die Mutter brachte ſie ſelber öfter in einem Wagen, öfter aber wurden ſie, da ſie noch im zarten Alter waren, eingemummt einer Magd mitgegeben, die ſie in einem Fuhrwerke über den Hals brachte. Als ſie aber größer waren, gingen ſie zu Fuße entweder mit der Mutter oder mit einer Magd nach Millsdorf, ja da der Knabe geſchikt ſtark und klug geworden war, ließ man ihn allein den bekannten Weg über den Hals gehen, und wenn es ſehr ſchön war, und er bath, erlaubte man auch, daß ihn die kleine Schweſter begleite. Dies iſt bei den Gſchaidern gebräuchlich, weil ſie an ſtarkes Fußgehen gewöhnt ſind, und die Eltern überhaupt namentlich aber ein Mann wie der Schuſter, es gerne ſehen, und eine Freude daran haben, wenn ihre Kinder tüchtig werden.

So geſchah es, daß die zwei Kinder den Weg über den Hals öfter zurüklegten als die übrigen Dörfler zuſammen genommen, und da ſchon ihre Mutter in Gſchaid immer gewiſſermaſſen wie eine Fremde behandelt wurde, ſo wurden durch dieſen Umſtand auch die Kinder fremd, ſie waren kaum Gſchaider, und gehörten halb nach Millsdorf hinüber.

Der Knabe Konrad hatte ſchon das ernſte Weſen ſeines Vaters, und das Mädchen Suſanna nach ihrer Mutter ſo genannt oder, wie man es zur Abkürzung nannte, Sanna hatte viel Glauben zu ſeinen Kenntniſſen ſeiner Einſicht und ſeiner Macht, und gab ſich unbedingt unter ſeine Leitung, gerade ſo wie die Mutter ſich unbedingt unter die Leitung der Vaters gab, dem ſie alle Einſicht und Geſchiklichkeit zutraute.

An ſchönen Tagen konnte man Morgens die Kinder durch das Thal gegen Mittag wandern ſehen, über die Wieſe gehen, und dort anlangen, wo der Wald des Halſes gegen ſie her ſchaut. Sie näherten ſich dem Walde, gingen auf ſeinem Wege allgemach über die Erhöhung hinan, und kamen, ehe der Mittag eingetreten war, auf den offenen Wieſen auf der anderen Seite gegen Millsdorf hinunter. Konrad zeigte Sanna die Wieſen, die dem Großvater gehörten, dann gingen ſie durch ſeine Felder, auf denen er ihr

die Getreidearten erklärte, dann ſahen ſie auf Stangen unter dem Vorſprunge des Daches die langen Tücher zum Troknen herab hängen, die ſich im Winde ſchlängelten oder närriſche Geſichter machten, dann hörten ſie ſeine Walkmühle und ſeinen Lohſtampf, die er an ſeinem Bache für Tuchmacher und Gerber angelegt hatte, dann bogen ſie noch um eine Eke der Felder, und gingen im Kurzen durch die Hinterthür in den Garten der Färberei, wo ſie von der Großmutter empfangen wurden. Dieſe ahnte immer wenn die Kinder kamen, ſah zu den Fenſtern aus, und erkannte ſie von Weitem, wenn Sannas rothes Tuch recht in der Sonne leuchtete.

Sie führte die Kinder dann durch die Waſchſtube und Preſſe in das Zimmer, ließ ſie niederſezen, ließ nicht zu, daß ſie Halstücher oder Jäkchen lüfteten, damit ſie ſich nicht verkühlten, und behielt ſie beim Eſſen da. Nach dem Eſſen durften ſie ſich lüften, ſpielen, durften in den Räumen des großväterlichen Hauſes herum gehen, oder ſonſt thun, was ſie wollten, wenn es nur nicht unſchiklich oder verboten war. Der Färber, welcher immer bei dem Eſſen war, fragte ſie um ihre Schulgegenſtände aus, und ſchärfte ihnen beſonders ein, was ſie lernen ſollten. Nachmittags wurden ſie von der Großmutter ſchon, ehe die Zeit

kam, zum Aufbruche getrieben, daß sie ja nicht zu spät kämen. Obgleich der Färber keine Mitgift gegeben hatte, und vor seinem Tode von seinem Vermögen nichts wegzugeben gelobt hatte, glaubte sich die Färberin an diese Dinge doch nicht so strenge gebunden, und sie gab den Kindern nicht allein während ihrer Anwesenheit allerlei, worunter nicht selten ein Münzstük und zuweilen gar von ansehnlichem Werthe war, sondern sie band ihnen auch immer zwei Bündelchen zusammen, in denen sich Dinge befanden, von denen sie glaubte, daß sie nothwendig wären, oder daß sie den Kindern Freude machen könnten. Und wenn oft die nehmlichen Dinge im Schusterhause in Gschaid ohnedem in aller Trefflichkeit vorhanden waren, so gab sie die Großmutter in der Freude des Gebens doch, und die Kinder trugen sie als etwas Besonderes nach Hause. So geschah es nun, daß die Kinder am heiligen Abende schon unwissend die Geschenke in Schachteln gut versiegelt und verwahrt nach Hause trugen, die ihnen in der Nacht einbeschert werden sollten.

Weil die Großmutter die Kinder immer schon vor der Zeit zum Fortgehen drängte, damit sie nicht zu spät nach Hause kämen, so erzielte sie hiedurch, daß die Kinder gerade auf dem Wege bald an dieser bald an jener Stelle sich aufhielten. Sie saßen gerne an

dem Haſelnußgehege, das auf dem Halſe iſt, und ſchlugen mit Steinen Nüſſe auf, oder ſpielten, wenn keine Nüſſe waren, mit Blättern oder mit Hölzlein oder mit den weichen braunen Zöpfchen, die im erſten Frühjahre von den Zweigen der Nadelbäume herab fielen. Manchmal erzählte Konrad dem Schweſterchen Geſchichten, oder wenn ſie zu der rothen Unglükſäule kamen, führte er ſie ein Stük auf dem Seitenwege links gegen die Höhen hinan, und ſagte ihr, daß man da auf den Schneeberg gelange, daß dort Felſen und Steine ſeien, daß die Gemſen herum ſpringen, und große Vögel fliegen. Er führte ſie oft über den Wald hinaus, ſie betrachteten dann den dürren Raſen und die kleinen Sträucher der Haidekräuter; aber er führte ſie wieder zurük, und brachte ſie immer vor der Abenddämmerung nach Hauſe, was ihm ſtets Lob eintrug.

Einmal war am heiligen Abende, da die erſte Morgendämmerung in dem Thale von Gſchaid in Helle übergegangen war, ein dünner trokener Schleier über den ganzen Himmel gebreitet, ſo daß man die ohnedem ſchiefe und ferne Sonne im Südoſten nur als einen undeutlichen rothen Flek ſah, überdieß war an dieſem Tage eine milde beinahe laulichte Luft unbeweglich im ganzen Thale und auch an dem Himmel, wie die unveränderte und ruhige Geſtalt der

Wolken zeigte. Da ſagte die Schuſtersfrau zu ihren Kindern: „Weil ein ſo angenehmer Tag iſt, weil es ſo lange nicht geregnet hat, und die Wege feſt ſind, und weil es auch der Vater geſtern unter der Bedingung erlaubt hat, wenn der heutige Tag dazu geeignet iſt, ſo dürft ihr zur Großmutter nach Millsdorf gehen; aber ihr müßt den Vater noch vorher fragen.“

Die Kinder, welche noch in ihren Nachtkleidchen da ſtanden, liefen in die Nebenſtube, in welcher der Vater mit einem Kunden ſprach, und bathen um die Wiederhohlung der geſtrigen Erlaubniß, weil ein ſo ſchöner Tag ſei. Sie wurde ihnen ertheilt, und ſie liefen wieder zur Mutter zurük.

Die Schuſtersfrau zog nun ihre Kinder vorſorglich an, oder eigentlich, ſie zog das Mädchen mit dichten gut verwahrenden Kleidern an; denn der Knabe begann ſich ſelber anzukleiden, und ſtand viel früher fertig da, als die Mutter mit dem Mädchen hatte ins Reine kommen können. Als ſie dieſes Geſchäft vollendet hatte, ſagte ſie: „Konrad, gib wohl acht: weil ich dir das Mädchen mit gehen laſſe, ſo müſſet ihr bei Zeiten fort gehen, ihr müſſet an keinem Plaze ſtehen bleiben, und wenn ihr bei der Großmutter gegeſſen habt, ſo müſſet ihr gleich wieder umkehren,

und nach Hauſe trachten; denn die Tage ſind jezt ſehr kurz, und die Sonne geht gar bald unter."

„Ich weiß es ſchon, Mutter," ſagte Konrad.

„Und ſiehe gut auf Sanna, daß ſie nicht fällt, oder ſich erhizt."

„Ja Mutter."

„So, Gott behüte euch, und geht noch zum Vater, und ſagt, daß ihr jezt fortgehet."

Der Knabe nahm eine von ſeinem Vater kunſtvoll aus Kalbfällen genähte Taſche an einem Riemen um die Schulter, und die Kinder gingen in die Nebenſtube, um dem Vater Lebewohl zu ſagen. Aus dieſer kamen ſie bald heraus, und hüpften von der Mutter mit einem Kreuze beſegnet fröhlich auf die Gaſſe.

Sie gingen ſchleunig längs des Dorfplazes hinab, und dann durch die Häuſergaſſe und endlich zwiſchen den Planken der Obſtgärten in das Freie hinaus. Die Sonne ſtand ſchon über dem mit milchigen Wolkenſtreifen durchwobenen Wald der morgendlichen Anhöhen, und ihr trübes röthliches Bild ſchritt durch die laubloſen Zweige der Holzäpfelbäume mit den Kindern fort.

In dem ganzen Thale war kein Schnee, die größeren Berge, von denen er ſchon viele Wochen herab geglänzt hatte, waren damit bedekt, die klei-

neren ſtanden in dem Mantel ihrer Tannenwälder und im Fahlroth ihrer entblösten Zweige unbeſchneit und ruhig da. Der Boden war noch nicht gefroren, und er wäre vermöge der vorhergegangenen langen regenloſen Zeit ganz troken geweſen, wenn ihn nicht die Jahreszeit mit einer zarten Feuchtigkeit überzogen hätte, die ihn aber nicht ſchlüpfrig ſondern eher feſt und widerprallend machte, daß ſie leicht und gering darauf fortgingen. Das wenige Gras, welches noch auf den Wieſen und vorzüglich an den Waſſergräben derſelben war, ſtand in herbſtlichem Anſehen. Es lag kein Reif und bei näherem Anblike nicht einmal ein Thau, was nach der Meinung der Landleute baldigen Regen bedeutet.

Gegen die Grenzen der Wieſen zu war ein Gebirgsbach, über welchen ein hoher Steg führte. Die Kinder gingen auf den Steg und ſchauten hinab. Im Bache war ſchier kein Waſſer, ein dünner Faden von ſehr ſtark blauer Farbe ging durch die trokenen Kieſel des Gerölles, die wegen Regenloſigkeit ganz weiß geworden waren, und ſowohl die Wenigkeit als auch die Farbe des Waſſers zeigten an, daß in den größeren Höhen ſchon Kälte herrſchen müſſe, die den Boden verſchließe, daß er mit ſeiner Erde das Waſſer nicht trübe, und die das Eis erhärte, daß es

in ſeinem Innern nur wenige klare Tropfen abgeben könne.

Von dem Stege liefen die Kinder durch die Gründe fort, und näherten ſich immer mehr den Waldungen.

Sie trafen endlich die Grenze des Holzes, und gingen in demſelben weiter.

Als ſie in die höheren Wälder des Halſes hinauf gekommen waren, zeigten ſich die langen Furchen des Fahrweges nicht mehr weich, wie es unten im Thale der Fall geweſen war, ſondern ſie waren feſt, und zwar nicht aus Trokenheit, ſondern, wie die Kinder ſich bald überzeugten, weil ſie gefroren waren. An manchen Stellen waren ſie ſo überfroren, daß ſie die Körper der Kinder trugen. Nach der Natur der Kinder gingen ſie nun nicht mehr auf dem glatten Pfade neben dem Fahrwege, ſondern in den Gleiſen, und verſuchten, ob dieſer oder jener Furchenaufwurf ſie ſchon trage. Als ſie nach Verlauf einer Stunde auf der Höhe des Halſes angekommen waren, war der Boden bereits ſo hart, daß er klang, und Schollen wie Steine hatte.

An der rothen Unglükſäule des Bekers bemerkte Sanna zuerſt, daß ſie heute gar nicht da ſtehe. Sie gingen zu dem Plaze hinzu, und ſahen, daß der

runde roth angeſtrichene Balken, der das Bild trug, in dem dürren Graſe liege, das wie dünnes Stroh an der Stelle ſtand, und den Anblik der liegenden Säule verdekte. Sie ſahen zwar nicht ein, warum die Säule liege, ob ſie umgeworfen worden, oder ob ſie von ſelber umgefallen ſei, das ſahen ſie, daß ſie an der Stelle, wo ſie in die Erde ragte, ſehr morſch war, und daß ſie daher ſehr leicht habe umfallen können; aber da ſie einmal lag, ſo machte es ihnen Freude, daß ſie das Bild und die Schrift ſo nahe betrachten konnten, wie es ſonſt nie der Fall geweſen war. Als ſie alles — den Korb mit den Semmeln, die bleichen Hände des Bekers, ſeine geſchloſſenen Augen, ſeinen grauen Rok und die umſtehenden Tannen — betrachtet hatten, als ſie die Schrift geleſen und laut geſagt hatten, gingen ſie wieder weiter.

Abermal nach einer Stunde wichen die dunkeln Wälder zu beiden Seiten zurük, dünnſtehende Bäume theils einzelne Eichen theils Birken und Gebüſchgruppen empfingen ſie, geleiteten ſie weiter, und nach Kurzem liefen ſie auf den Wieſen in das Millsdorfer Thal hinab.

Obwohl dieſes Thal bedeutend tiefer liegt als das von Gſchaid, und auch um ſo viel wärmer war, daß man die Erndte immer um vierzehn Tage früher

beginnen konnte als in Gschaid, so war doch auch hier der Boden gefroren, und als die Kinder bis zu den Loh- und Walkwerken des Großvaters gekommen waren, lagen auf dem Wege, auf den die Räder oft Tropfen heraus sprizten, schöne Eistäfelchen. Den Kindern ist das gewöhnlich ein sehr großes Vergnügen.

Die Großmutter hatte sie kommen gesehen, war ihnen entgegen gegangen, nahm Sanna bei den erfrornen Händchen, und führte sie in die Stube.

Sie nahm ihnen die wärmeren Kleider ab, sie ließ in dem Ofen nachlegen, und fragte sie, wie es ihnen im Herübergehen gegangen sei.

Als sie hierauf die Antwort erhalten hatte, sagte sie: „Das ist schon recht, das ist gut, es freut mich gar sehr, daß ihr wieder gekommen seid; aber heute müßt ihr bald fort, der Tag ist kurz, und es wird auch kälter, am Morgen war es in Millsdorf nicht gefroren."

„In Gschaid auch nicht," sagte der Knabe.

„Siehst du, darum müßt ihr euch sputen, daß euch gegen Abend nicht zu kalt wird," antwortete die Großmutter.

Hierauf fragte sie, was die Mutter mache, was der Vater mache, und ob nichts Besonderes in Gschaid geschehen sei.

Nach dieſen Fragen bekümmerte ſie ſich um das Eſſen, ſorgte, daß es früher bereitet wurde als gewöhnlich, und richtete ſelber den Kindern kleine Lekerbiſſen zuſammen, von denen ſie wußte, daß ſie eine Freude damit erregen würde. Dann wurde der Färber gerufen, die Kinder bekamen an dem Tiſche aufgedekt wie große Perſonen, und aßen nun mit Großvater und Großmutter, und die lezte legte ihnen hiebei beſonders Gutes vor. Nach dem Eſſen ſtreichelte ſie Sannas unterdeſſen ſehr roth gewordene Wangen.

Hierauf ging ſie geſchäftig hin und her, und ſtekte das Kalbfellränzchen des Knaben voll, und ſtekte ihm noch allerlei in die Taſchen. Auch in die Täſchchen von Sanna that ſie allerlei Dinge. Sie gab jedem ein Stük Brot, es auf dem Wege zu verzehren, und in dem Ränzchen, ſagte ſie, ſeien noch zwei Weißbrote, wenn etwa der Hunger zu groß würde.

„Für die Mutter habe ich einen guten gebrannten Kaffeh mitgegeben," ſagte ſie, „und in dem Fläſchchen, das zugeſtopft und gut verbunden iſt, befindet ſich auch ein ſchwarzer Kaffehaufguß, ein beſſerer, als die Mutter bei euch gewöhnlich macht, ſie ſoll ihn nur koſten, wie er iſt, er iſt eine wahre Arznei, ſo kräftig, daß nur ein Schlükchen den Magen ſo wärmt, daß es den Körper in den kälteſten Wintertagen nicht

frieren kann. Die anderen Sachen die in der Schachtel und in den Papieren im Ränzchen sind, bringt unversehrt nach Hause."

Da sie noch ein Weilchen mit den Kindern geredet hatte, sagte sie, daß sie gehen sollten.

„Habe acht, Sanna," sagte sie, „daß du nicht frierst, erhize dich nicht; und daß ihr nicht über die Wiesen hinauf und unter den Bäumen lauft. Etwa kömmt gegen Abend ein Wind, da müßt ihr langsamer gehen. Grüsset Vater und Mutter, und sagt, sie sollen recht glükliche Feiertage haben."

Die Großmutter küßte beide Kinder auf die Wangen, und schob sie durch die Thür hinaus. Nichts desto weniger ging sie aber auch selber mit, geleitete sie durch den Garten, ließ sie durch das Hinterpförtchen hinaus, schloß wieder, und ging in das Haus zurük.

Die Kinder gingen an den Eistäfelchen neben den Werken des Großvaters vorbei, sie gingen durch die Millsdorfer Felder, und wendeten sich gegen die Wiesen hinan.

Als sie auf den Anhöhen gingen, wo, wie gesagt wurde, zerstreute Bäume und Gebüschgruppen standen, fielen äußerst langsam einzelne Schneefloken.

„Siehst du, Sanna," sagte der Knabe, „ich habe es gleich gedacht, daß wir Schnee bekommen; weißt

du, da wir von Hauſe weg gingen, ſahen wir noch die Sonne, die ſo blutroth war wie eine Lampe bei dem heiligen Grabe, und jezt iſt nichts mehr von ihr zu erbliken, und nur der graue Nebel iſt über den Baumwipfeln oben. Das bedeutet allemal Schnee."

Die Kinder gingen freudiger fort, und Sanna war recht froh, wenn ſie mit dem dunkeln Ärmel ihres Rökchens eine der fallenden Floken auffangen konnte, und wenn dieſelbe recht lange nicht auf dem Ärmel zerfloß. Als ſie endlich an dem äußerſten Rand der Millsdorfer Höhen angekommen waren, wo es gegen die dunkeln Tannen des Halſes hinein geht, war die dichte Waldwand ſchon recht lieblich geſprenkelt von den immer reichlicher herab fallenden Floken. Sie gingen nunmehr in den diken Wald hinein, der den größten Theil ihrer noch bevorſtehenden Wanderung einnahm.

Es geht von dem Waldrande noch immer aufwärts, und zwar bis man zur rothen Unglükſäule kömmt, von wo ſich, wie ſchon oben angedeutet wurde, der Weg gegen das Thal von Gſchaid hinab wendet. Die Erhebung des Waldes von der Millsdorferſeite aus iſt ſogar ſo ſteil, daß der Weg nicht gerade hinan geht, ſondern, daß er in ſehr langen Abweichungen von Abend nach Morgen und von

Morgen nach Abend hinan klimmt. An der ganzen Länge des Weges hinauf zur Säule und hinab bis zu den Wieſen von Gſchaid ſind hohe dichte ungelichtete Waldbeſtände, und ſie werden erſt ein wenig dünner, wenn man in die Ebene gelangt iſt und gegen die Wieſen des Thales von Gſchaid hinaus kömmt. Der Hals iſt auch, wenn er gleich nur eine kleine Verbindung zwiſchen zwei großen Gebirgshäuptern abgibt, doch ſelbſt ſo groß, daß er in die Ebene gelegt einen bedeutenden Gebirgsrüken abgeben würde.

Das Erſte, was die Kinder ſahen, als ſie die Waldung betraten, war, daß der gefrorne Boden ſich grau zeigte, als ob er mit Mehl beſät wäre, daß die Fahne manches dünnen Halmes des am Wege hin und zwiſchen den Bäumen ſtehenden dürren Graſes mit Floken beſchwert war, und daß auf den verſchiedenen grünen Zweigen der Tannen und Fichten, die ſich wie Hände öffneten, ſchon weiße Fläumchen ſaßen.

„Schneit es denn jezt bei dem Vater zu Hauſe auch?“ fragte Sanna.

„Freilich,“ antwortete der Knabe, „es wird auch kälter, und du wirſt ſehen, daß morgen der ganze Teich gefroren iſt.“

„Ja, Konrad,“ ſagte das Mädchen.

Es verdoppelte beinahe ſeine kleinen Schritte, um mit denen des dahinſchreitenden Knaben gleich bleiben zu können.

Sie gingen nun rüſtig in den Windungen fort, jezt von Abend nach Morgen, jezt von Morgen nach Abend. Der von der Großmutter vorausgeſagte Wind ſtellte ſich nicht ein, im Gegentheile war es ſo ſtille, daß ſich nicht ein Äſtchen oder Zweig rührte, ja ſogar es ſchien im Walde wärmer, wie es in lokeren Körpern, dergleichen ein Wald auch iſt, immer im Winter zu ſein pflegt, und die Schneefloken fielen ſtets reichlicher, ſo daß der ganze Boden ſchon weiß war, daß der Wald ſich grau zu beſtäuben anfing, und daß auf dem Hute und den Kleidern des Knaben ſo wie auf denen des Mädchens der Schnee lag.

Die Freude der Kinder war ſehr groß. Sie traten auf den weichen Flaum, ſuchten mit dem Fuße abſichtlich ſolche Stellen, wo er dichter zu liegen ſchien, um dorthin zu treten, und ſich den Anſchein zu geben, als wateten ſie bereits. Sie ſchüttelten den Schnee nicht von den Kleidern ab.

Es war große Ruhe eingetreten. Von den Vögeln, deren doch manche auch zuweilen im Winter in dem Walde hin und her fliegen, und von denen die Kinder im Herübergehen ſogar mehrere zwitſchern ge-

hört hatten, war nichts zu vernehmen, sie sahen auch keine auf irgend einem Zweige sizen, oder fliegen, und der ganze Wald war gleichsam ausgestorben.

Weil nur die bloßen Fußstapfen der Kinder hinter ihnen blieben, und weil vor ihnen der Schnee rein und unverlezt war, so war daraus zu erkennen daß sie die einzigen waren, die heute über den Hals gingen.

Sie gingen in ihrer Richtung fort, sie näherten sich öfter den Bäumen, öfter entfernten sie sich, und wo dichtes Unterholz war, konnten sie den Schnee auf den Zweigen liegen sehen.

Ihre Freude wuchs noch immer; denn die Floken fielen stets dichter, und nach kurzer Zeit brauchten sie nicht mehr den Schnee aufzusuchen, um in ihm zu waten; denn er lag schon so dicht, daß sie ihn überall weich unter den Sohlen empfanden, und daß er sich bereits um ihre Schuhe zu legen begann; und wenn es so ruhig und heimlich war, so war es, als ob sie das Knistern des in die Nadeln herab fallenden Schnees vernehmen könnten.

„Werden wir heute auch die Unglükſäule sehen?“ fragte das Mädchen, „sie ist ja umgefallen, und da wird es darauf schneien, und da wird die rothe Farbe weiß sein.“

„Darum können wir sie doch sehen,“ antwortete

der Knabe, „wenn auch der Schnee auf sie fällt, und wenn sie auch weiß ist, so müssen wir sie liegen sehen, weil sie eine dike Säule ist, und weil sie das schwarze eiserne Kreuz auf der Spize hat, das doch immer heraus ragen wird.“

„Ja Konrad.“

Indessen da sie noch weiter gegangen waren, war der Schneefall so dicht geworden, daß sie nur mehr die allernächsten Bäume sehen konnten.

Von der Härte des Weges oder gar von Furchenaufwerfungen war nichts zu empfinden, der Weg war vom Schnee überall gleich weich, und war überhaupt nur daran zu erkennen, daß er als ein gleichmäßiger weißer Streifen in dem Walde fort lief. Auf allen Zweigen lag schon die schöne weiße Hülle.

Die Kinder gingen jezt mitten auf dem Wege, sie furchten den Schnee mit ihren Füßlein, und gingen langsamer, weil das Gehen beschwerlicher ward. Der Knabe zog seine Jake empor an dem Halse zusammen, damit ihm nicht der Schnee in den Naken falle, und er sezte den Hut tiefer in das Haupt, daß er geschüzter sei. Er zog auch seinem Schwesterlein das Tuch, das ihm die Mutter um die Schulter gegeben hatte, besser zusammen, und zog es ihm mehr vorwärts in die Stirne, daß es ein Dach bilde.

Der von der Großmutter vorausgeſagte Wind war noch immer nicht gekommen; aber dafür wurde der Schneefall nach und nach ſo dicht, daß auch nicht mehr die nächſten Bäume zu erkennen waren, ſondern daß ſie wie neblige Säke in der Luft ſtanden.

Die Kinder gingen fort. Sie dukten die Köpfe dichter in ihre Kleider, und gingen fort.

Sanna nahm den Riemen, an welchem Konrad die Kalbfelltaſche um die Schulter hängen hatte, mit den Händchen, hielt ſich daran, und ſo gingen ſie ihres Weges.

Die Unglükſäule hatten ſie noch immer nicht erreicht. Der Knabe konnte die Zeit nicht ermeſſen, weil keine Sonne am Himmel ſtand, und weil es immer gleichmäßig grau war.

„Werden wir bald z.. der Unglükſäule kommen?“ fragte Sanna.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Knabe, „ich kann heute die Bäume nicht ſehen, und den Weg nicht erkennen, weil er ſo weiß iſt. Die Unglükſäule werden wir wohl gar nicht ſehen, weil ſo viel Schnee liegen wird, daß ſie verhüllt ſein wird, und daß kaum ein Gräschen oder ein Arm des ſchwarzen Kreuzes hervor ragen wird. Aber es macht nichts. Wir gehen immer auf dem Wege fort, der Weg geht zwiſchen

den Bäumen, und wenn er zu dem Plaze der Unglükſäule kömmt, dann wird er abwärts gehen, wir gehen auf ihm fort, und wenn er aus den Bäumen hinaus geht, dann ſind wir ſchon auf den Wieſen von Gſchaid, dann kömmt der Steg, und dann haben wir nicht mehr weit nach Hauſe.

„Ja Konrad," ſagte das Mädchen.

Sie gingen auf ihrem aufwärtsführenden Wege fort. Die hinter ihnen liegenden Fußſtapfen waren jezt nicht mehr lange ſichtbar; denn die ungemeine Fülle des herabfallenden Schnees dekte ſie bald zu, daß ſie verſchwanden. Der Schnee kniſterte in ſeinem Falle nun auch nicht mehr in den Nadeln, ſondern legte ſich eilig und heimlich auf die weiße ſchon daliegende Deke nieder. Die Kinder nahmen die Kleider noch feſter, um das immerwährende allſeitige Hineinrieſeln abzuhalten.

Sie gingen ſehr ſchleunig, und der Weg führte noch ſtets aufwärts.

Nach langer Zeit war noch immer die Höhe nicht erreicht, auf welcher die Unglükſäule ſtehen ſollte, und von wo der Weg gegen die Gſchaider Seite ſich hinunter wenden mußte.

Endlich kamen die Kinder in eine Gegend, in welcher keine Bäume ſtanden.

„Ich ſehe keine Bäume mehr," ſagte Sanna.

„Vielleicht iſt nur der Weg ſo breit, daß wir ſie wegen des Schneiens nicht ſehen können," antwortete der Knabe.

„Ja, Konrad," ſagte das Mädchen.

Nach einer Weile blieb der Knabe ſtehen, und ſagte: „Ich ſehe ſelber keine Bäume mehr, wir müſſen aus dem Walde gekommen ſein, auch geht der Weg immer bergan. Wir wollen ein wenig ſtehen bleiben, und herum ſehen, vielleicht erbliken wir etwas."

Aber ſie erblikten nichts. Sie ſahen durch einen trüben Raum in den Himmel. Wie bei dem Hagel über die weißen oder grünlich gedunſenen Wolken die finſteren franſenartigen Streifen herabſtarren, ſo war es hier, und das ſtumme Schütten dauerte fort. Auf der Erde ſahen ſie nur einen rnnden Flek Weiß und dann nichts mehr.

„Weißt du Sanna," ſagte der Knabe, „wir ſind auf dem dürren Graſe, auf welches ich dich oft im Sommer herauf geführt habe, wo wir ſaßen, und wo wir den Raſen betrachteten, der nach einander hinauf geht, und wo die ſchönen Kräuterbüſchel wachſen. Wir werden da jezt gleich rechts hinab gehen!"

„Ja Konrad."

„Der Tag iſt kurz, wie die Großmutter geſagt hat, und wie du auch wiſſen wirſt, wir müſſen uns daher ſputen.“

„Ja Konrad,“ ſagte das Mädchen.

„Warte ein wenig, ich will dich beſſer einrichten,“ erwiederte der Knabe.

Er nahm ſeinen Hut ab, ſezte ihn Sanna auf das Haupt, und befeſtigte ihn mit den beiden Bändchen unter ihrem Kinne. Das Tüchlein, welches ſie um hatte, ſchüzte ſie zu wenig, während auf ſeinem Haupte eine ſolche Menge dichter Loken war, daß noch lange Schnee darauf fallen konnte, ehe Näſſe und Kälte durchzudringen vermochten. Dann zog er ſein Pelzjäkchen aus, und zog dasſelbe über die Ärmelein der Schweſter. Um ſeine eigenen Schultern und Arme, die jezt das bloſſe Hemd zeigten, band er das kleinere Tüchlein, das Sanna über die Bruſt, und das größere, das ſie über die Schultern gehabt hatte. Das ſei für ihn genug, dachte er, wenn er nur ſtark auftrete, werde ihn nicht frieren.

Er nahm das Mädchen bei der Hand, und ſo gingen ſie jezt fort.

Das Mädchen ſchaute mit den willigen Äuglein in das ringsum herrſchende Grau, und folgte ihm gerne, nur daß es mit den kleinen eilenden Füßlein

nicht so nachkommen konnte, wie er vorwärts strebte gleich einem, der es zur Entscheidung bringen wollte.

Sie gingen nun mit der Unabläſſigkeit und Kraft, die Kinder und Thiere haben, weil ſie nicht wiſſen, wie viel ihnen beſchieden iſt, und wann ihr Vorrath erſchöpft iſt.

Aber wie ſie gingen, ſo konnten ſie nicht merken, ob ſie über den Berg hinabkämen oder nicht. Sie hatten gleich rechts nach abwärts gebogen, allein ſie kamen wieder in Richtungen, die bergan führten, bergab und wieder bergan. Oft begegneten ihnen Steilheiten, denen ſie ausweichen mußten, und ein Graben, in dem ſie fortgingen, führte ſie in einer Krümmung herum. Sie erklommen Höhen, die ſich unter ihren Füſſen ſteiler geſtalteten, als ſie dachten, und was ſie für abwärts hielten, war wieder eben, oder es war eine Höhlung, oder es ging immer gedehnt fort.

„Wo ſind wir denn, Konrad?“ fragte das Mädchen.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete er.

„Wenn ich nur mit dieſen meinen Augen etwas zu erbliken im Stande wäre,“ fuhr er fort, „daß ich mich darnach richten könnte.“

Aber es war rings um ſie nichts als das blendende Weiß, überall das Weiß, das aber ſelber nur

einen immer kleineren Kreis um ſie zog, und dann in einen lichten ſtreifenweiſe niederfallenden Nebel überging, der jedes Weitere verzehrte, und verhüllte, und zulezt nichts anderes war als der unerſättlich niederfallende Schnee.

„Warte Sanna," ſagte der Knabe, „wir wollen ein wenig ſtehen bleiben, und horchen, ob wir nicht etwas hören können, was ſich im Thale meldet, ſei es nun ein Hund oder eine Gloke oder die Mühle oder ſei es ein Ruf, der ſich hören läßt, hören müſſen wir etwas, und dann werden wir wiſſen, wohin wir zu gehen haben."

Sie blieben nun ſtehen, aber ſie hörten nichts. Sie blieben noch ein wenig länger ſtehen, aber es meldete ſich nichts, es war nicht ein einziger Laut auch nicht der leiſeſte außer ihrem Athem zu vernehmen, ja in der Stille, die herrſchte, war es, als ſollten ſie den Schnee hören, der auf ihre Wimpern fiel. Die Vorausſage der Großmutter hatte ſich noch immer nicht erfüllt, der Wind war nicht gekommen, ja was in dieſen Gegenden ſelten iſt, nicht das leiſeſte Lüftchen rührte ſich an dem ganzen Himmel.

Nachdem ſie lange gewartet hatten, gingen ſie wieder fort.

„Es thut auch nichts, Sanna," ſagte der Knabe,

„ſei nur nicht verzagt, folge mir, ich werde dich doch noch hinüber führen. — Wenn nur das Schneien aufhörte!“

Sie war nicht verzagt, ſondern hob die Füßchen, ſo gut es gehen wollte, und folgte ihm. Er führte ſie in dem weißen lichten regſamen undurchſichtigen Raume fort.

Nach einer Weile ſahen ſie Felſen. Sie hoben ſich dunkel und undeutlich aus dem weißen und undurchſichtigen Lichte empor. Da die Kinder ſich näherten, ſtießen ſie faſt daran. Sie ſtiegen wie eine Mauer hinauf, und waren ganz gerade, ſo daß kaum ein Schnee an ihrer Seite haften konnte.

„Sanna, Sanna,“ ſagte er, „da ſind die Felſen, gehen wir nur weiter, gehen wir weiter.“

Sie gingen weiter, ſie mußten zwiſchen die Felſen hinein, und unter ihnen fort. Die Felſen ließen ſie nicht rechts und nicht links ausweichen, und führten ſie in einem engen Wege dahin. Nach einer Zeit verloren ſie dieſelben wieder und konnten ſie nicht mehr erbliken. So wie ſie unverſehens unter ſie gekommen waren, kamen ſie wieder unverſehens von ihnen. Es war wieder nichts um ſie als das Weiß, und ringsum war kein unterbrechendes Dunkel zu ſchauen. Es ſchien eine große Lichtfülle zu ſein, und doch konnte

man nicht drei Schritte vor ſich ſehen; alles war, wenn man ſo ſagen darf, in eine einzige weiße Finſterniß gehüllt, und weil kein Schatten war, ſo war kein Urtheil über die Größe der Dinge, und die Kinder konnten nicht wiſſen, ob ſie aufwärts oder abwärts gehen würden, bis eine Steilheit ihren Fuß faßte, und ihn aufwärts zu gehen zwang.

„Mir thun die Augen weh," ſagte Sanna.

„Schaue nicht auf den Schnee," antwortete der Knabe, „ſondern in die Wolken. Mir thun ſie ſchon lange weh; aber es thut nichts, ich muß doch auf den Schnee ſchauen, weil ich auf den Weg zu achten habe. Fürchte dich nur nicht, ich führe dich doch hinunter ins Gſchaid."

„Ja, Konrad."

Sie gingen wieder fort; aber wie ſie auch gehen mochten, wie ſie ſich auch wenden mochten, es wollte kein Anfang zum Hinabwärtsgehen kommen. An beiden Seiten waren ſteile Dachlehnen nach aufwärts, mitten gingen ſie fort, aber auch immer aufwärts. Wenn ſie den Dachlehnen entrannen, und ſie nach abwärts beugten, wurde es gleich ſo ſteil, daß ſie wieder umkehren mußten, die Füßlein ſtießen oft auf Unebenheiten, und ſie mußten häufig Büheln ausweichen.

Sie merkten auch, daß ihr Fuß, wo er tiefer durch

den jungen Schnee einſank, nicht erdigen Boden unter ſich empfand, ſondern etwas anderes, das wie älterer gefrorner Schnee war; aber ſie gingen immer fort, und ſie liefen mit Haſt und Ausdauer. Wenn ſie ſtehen blieben, war alles ſtill, unermeßlich ſtill; wenn ſie gingen, hörten ſie das Raſcheln ihrer Füße, ſonſt nichts; denn die Hüllen des Himmels ſanken ohne Laut hernieder, und ſo reich, daß man den Schnee hätte wachſen ſehen können. Sie ſelber waren ſo bedekt, daß ſie ſich von dem allgemeinen Weiß nicht hervor hoben, und ſich, wenn ſie um ein par Schritte getrennt worden wären, nicht mehr geſehen hätten.

Eine Wohlthat war es, daß der Schnee ſo troken war wie Sand, ſo daß er von ihren Füßen und den Bundſchühlein und Strümpfen daran leicht abglitt und abrieſelte, ohne Ballen und Näſſe zu machen.

Endlich gelangten ſie wieder zu Gegenſtänden.

Es waren rieſenhaft große ſehr durch einander liegende Trümmer, die mit Schnee bedekt waren, der überall in die Klüfte hinein rieſelte, und an die ſie ſich ebenfalls faſt anſtießen, ehe ſie ſie ſahen. Sie gingen ganz hinzu, die Dinge anzubliken.

Es war Eis — lauter Eis.

Es lagen Platten da, die mit Schnee bedekt waren, an deren Seitenwänden aber das glatte grünliche

Eis ſichtbar war, es lagen Hügel da, die wie zuſammengeſchobener Schaum ausſahen, an deren Seiten es aber matt nach einwärts flimmerte und glänzte, als wären Balken und Stangen von Edelſteinen durch einander geworfen worden, es lagen ferner gerundete Kugeln da, die ganz mit Schnee umhüllt waren, es ſtanden Platten und andere Körper auch ſchief oder gerade aufwärts ſo hoch wie der Kirchthurm in Gſchaid oder wie Häuſer. In einigen waren Höhlen eingefreſſen, durch die man mit einem Arme durchfahren konnte, mit einem Kopfe, mit einem Körper, mit einem ganzen großen Wagen voll Heu. Alle dieſe Stüke waren zuſammen oder empor gedrängt, und ſtarrten, ſo daß ſie oft Dächer bildeten, oder Überhänge, über deren Ränder ſich der Schnee herüber legte, und herab grif wie lange weiße Tazen. Selbſt ein großer ſchrekhaft ſchwarzer Stein, wie ein Haus, lag unter dem Eiſe, und war empor geſtellt, daß er auf der Spize ſtand, daß kein Schnee an ſeinen Seiten liegen bleiben konnte. Und nicht dieſer Stein allein — noch mehrere und größere ſtaken in dem Eiſe, die man erſt ſpäter ſah, und die wie eine Trümmermauer an ihm hingingen.

„Da muß recht viel Waſſer geweſen ſein, weil ſo viel Eis iſt," ſagte Sanna.

„Nein, das ist von keinem Wasser," antwortete der Bruder, „das ist das Eis des Berges, das immer oben ist, weil es so eingerichtet ist."

„Ja Konrad," sagte Sanna.

„Wir sind jezt bis zu dem Eise gekommen," sagte der Knabe, „wir sind auf dem Berge, Sanna, weißt du, den man von unserm Garten aus im Sonnenscheine so weiß sieht. Merke gut auf, was ich dir sagen werde. Erinnerst du dich noch, wie wir oft nachmittags in dem Garten saßen, wie es recht schön war, wie die Bienen um uns summten, die Linden dufteten, und die Sonne von dem Himmel schien?"

„Ja, Konrad," ich erinnere mich.

„Da sahen wir auch den Berg. Wir sahen wie er so blau war, so blau, wie das sanfte Firmament, wir sahen den Schnee, der oben ist, wenn auch bei uns Sommer war, eine Hize herrschte, und die Getreide reif wurden."

„Ja Konrad."

„Und unten wo der Schnee aufhört, da sieht man allerlei Farben, wenn man genau schaut, grün, blau, weißlich — das ist das Eis, das unten nur so klein ausschaut, weil man sehr weit entfernt ist, und das, wie der Vater sagte, nicht weggeht bis an das Ende der Welt. Und da habe ich oft gesehen, daß unterhalb

des Eiſes die blaue Farbe noch fort geht, das werden Steine ſein, dachte ich, oder es wird Erde und Weidegrund ſein, und dann fangen die Wälder an, die gehen herab und immer weiter herab, man ſieht auch allerlei Felſen in ihnen, dann folgen die Wieſen, die ſchon grün ſind, und dann die grünen Laubwälder, und dann kommen unſere Wieſen und Felder, die in dem Thale von Gſchaid ſind. Siehſt du nun Sanna, weil wir jezt bei dem Eiſe ſind, ſo werden wir über die blaue Farbe hinab gehen, dann durch die Wälder, in denen die Felſen ſind, dann über die Wieſen, und dann durch die grünen Laubwälder, und dann werden wir in dem Thale von Gſchaid ſein, und recht leicht unſer Dorf finden."

„Ja Konrad," ſagte das Mädchen.

Die Kinder gingen nun in das Eis hinein, wo es zugänglich war.

Sie waren winzigkleine wandelnde Punkte in dieſen ungeheuern Stüken.

Wie ſie ſo unter die Überhänge hinein ſahen, gleichſam als gäbe ihnen ein Trieb ein, ein Obdach zu ſuchen, gelangten ſie in einen Graben, in einen breiten tiefgefurchten Graben, der gerade aus dem Eiſe hervor ging. Er ſah aus wie das Bett eines Stromes, der aber jezt ausgetroknet, und überall mit

frischem Schnee bedekt war. Wo er aus dem Eise hervorkam, ging er gerade unter einem Kellergewölbe heraus, das recht schön aus Eis über ihn gespannt war. Die Kinder gingen in dem Graben fort, und gingen in das Gewölbe hinein, und immer tiefer hinein. Es war ganz troken, und unter ihren Füßen hatten sie glattes Eis. In der ganzen Höhlung aber war es blau, so blau, wie gar nichts in der Welt ist, viel tiefer und viel schöner blau, als das Firmament, gleichsam wie himmelblau gefärbtes Glas, durch welches lichter Schein hinein sinkt. Es waren dikere und dünnere Bogen, es hingen Zaken Spizen und Troddeln herab, der Gang wäre noch tiefer zurükgegangen, sie wußten nicht wie tief, aber sie gingen nicht mehr weiter. Es wäre auch sehr gut in der Höhle gewesen, es war warm, es fiel kein Schnee, aber es war so schrekhaft blau, die Kinder fürchteten sich, und gingen wieder hinaus. Sie gingen eine Weile in dem Graben fort, und kletterten dann über seinen Rand hinaus.

Sie gingen an dem Eise hin, so fern es möglich war, durch das Getrümmer und zwischen den Platten durchzudringen.

„Wir werden jezt da noch hinüber gehen, und dann von dem Eise abwärts laufen," sagte Konrad.

„Ja," ſagte Sanna, und klammerte ſich an ihn an.

Sie ſchlugen von dem Eiſe eine Richtung durch den Schnee abwärts ein, die ſie in das Thal führen ſollte. Aber ſie kamen nicht weit hinab. Ein neuer Strom von Eis, gleichſam ein rieſenhaft aufgethürmter und aufgewölbter Wall lag quer durch den weichen Schnee, und grif gleichſam mit Armen rechts und links um ſie herum. Unter der weißen Deke, die ihn verhüllte, glimmerte es ſeitwärts grünlich und bläulich und dunkel und ſchwarz und ſelbſt gelblich und röthlich heraus. Sie konnten es nun auf weitere Streken ſehen, weil das ungeheure und unermüdliche Schneien ſich gemildert hatte, und nur mehr wie an gewöhnlichen Schneetagen vom Himmel fiel. Mit dem Starkmuthe der Unwiſſenheit kletterten ſie in das Eis hinein, um den vorgeſchobenen Strom desſelben zu überſchreiten, und dann jenſeits weiter hinab zu kommen. Sie ſchoben ſich in die Zwiſchenräume hinein, ſie ſezten den Fuß auf jedes Körperſtük, das mit einer weißen Schneehaube verſehen war, war es Fels oder Eis, ſie nahmen die Hände zur Hilfe, krochen, wo ſie nicht gehen konnten, und arbeiteten ſich mit ihren leichten Körpern hinauf, bis ſie die Seite des Walles überwunden hatten, und oben waren.

Jenſeits wollten ſie wieder hinabklettern.

Aber es gab kein Jenſeits.

So weit die Augen der Kinder reichen konnten, war lauter Eis. Es ſtanden Spizen und Unebenheiten und Schollen empor wie lauter furchtbares überſchneites Eis. Statt ein Wall zu ſein, über den man hinüber gehen könnte, und der dann wieder von Schnee abgelöst würde, wie ſie ſich unten dachten, ſtiegen aus der Wölbung neue Wände von Eis empor, geborſten und geklüftet, mit unzähligen blauen geſchlängelten Linien verſehen, und hinter ihnen waren wieder ſolche Wände, und hinter dieſen wieder ſolche, bis der Schneefall das Weitere mit ſeinem Grau verdekte.

„Sanna, da können wir nicht gehen," ſagte der Knabe.

„Nein," antwortete die Schweſter.

„Da werden wir wieder umkehren, und anderswo hinab zu kommen ſuchen."

„Ja Konrad."

Die Kinder verſuchten nun von dem Eiswalle wieder da hinab zu kommen, wo ſie hinauf geklettert waren, aber ſie kamen nicht hinab. Es war lauter Eis, als hätten ſie die Richtung, in der ſie gekommen waren, verfehlt. Sie wandten ſich hierhin und dorthin, und konnten aus dem Eiſe nicht heraus

kommen, als wären ſie von ihm umſchlungen. Sie kletterten abwärts, und kamen wieder in Eis. Endlich da der Knabe die Richtung immer verfolgte, in der ſie nach ſeiner Meinung gekommen waren, gelangten ſie in zerſtreutere Trümmer, aber ſie waren auch größer und furchtbarer, wie ſie gerne am Rande des Eiſes zu ſein pflegen, und die Kinder gelangten kriechend und kletternd hinaus. An dem Eiſesſaume waren ungeheure Steine, ſie waren gehäuft, wie ſie die Kinder ihr Leben lang nicht geſehen hatten. Viele waren in Weiß gehüllt, viele zeigten die unteren ſchiefen Wände ſehr glatt und fein geſchliffen, als wären ſie darauf geſchoben worden, viele waren wie Hütten und Dächer gegen einander geſtellt, viele lagen auf einander wie ungeſchlachte Knollen. Nicht weit von dem Standorte der Kinder ſtanden mehrere mit den Köpfen gegen einander gelehnt, und über ſie lagen breite gelagerte Blöke wie ein Dach. Es war ein Häuschen, das gebildet war, das gegen vorne offen, rükwärts und an den Seiten aber geſchüzt war. Im Innern war es troken, da der ſteilrechte Schneefall keine einzige Floke hinein getragen hatte. Die Kinder waren recht froh, daß ſie nicht mehr in dem Eiſe waren, und auf ihrer Erde ſtanden.

Aber es war auch endlich finſter geworden.

„Sanna," sagte der Knabe, „wir können nicht mehr hinab gehen, weil es Nacht geworden ist, und weil wir fallen, oder gar in eine Grube gerathen könnten. Wir werden da unter die Steine hinein gehen, wo es so troken und so warm ist, und da werden wir warten. Die Sonne geht bald wieder auf, dann laufen wir hinunter. Weine nicht, ich bitte dich recht schön, weine nicht, ich gebe dir alle Dinge zu essen, welche uns die Großmutter mitgegeben hat."

Sie weinte auch nicht, sondern nachdem sie beide unter das steinerne Überdach hinein gegangen waren, wo sie nicht nur bequem sizen, sondern auch stehen, und herumgehen konnten, sezte sie sich recht dicht an ihn, und war mäuschenstille.

„Die Mutter," sagte Konrad, „wird nicht böse sein, wir werden ihr von dem vielen Schnee erzählen, der uns aufgehalten hat, und sie wird nichts sagen; der Vater auch nicht. Wenn uns kalt wird — weißt du — dann mußt du mit den Händen an deinen Leib schlagen, wie die Holzhauer gethan haben, und dann wird dir wärmer werden."

„Ja Konrad," sagte das Mädchen.

Sanna war nicht gar so untröstlich, daß sie heute nicht mehr über den Berg hinab gingen, und nach Hause liefen, wie er etwa glauben mochte; denn die

unermeßliche Anſtrengung, von der die Kinder nicht einmal gewußt hatten, wie groß ſie geweſen ſei, ließ ihnen das Sizen ſüß unſäglich ſüß erſcheinen, und ſie gaben ſich hin.

Jezt machte ſich aber auch der Hunger gelten. Beide nahmen faſt zu gleicher Zeit ihre Brode aus den Taſchen, und aßen ſie. Sie aßen auch die Dinge — kleine Stükchen Kuchen Mandeln und Nüſſe und andere Kleinigkeiten — die die Großmutter ihnen in die Taſche geſtekt hatte.

„Sanna, jezt müſſen wir aber auch den Schnee von unſern Kleidern thun," ſagte der Knabe, „daß wir nicht naß werden."

„Ja, Konrad," erwiederte Sanna.

Die Kinder gingen aus ihrem Häuschen, und zuerſt reinigte Konrad das Schweſterlein von Schnee. Er nahm die Kleiderzipfel, ſchüttelte ſie, nahm ihr den Hut ab, den er ihr aufgeſezt hatte, entleerte ihn von Schnee, und was noch zurük geblieben war, das ſtäubte er mit einem Tuche ab. Dann entledigte er auch ſich, ſo gut es ging, des auf ihm liegenden Schnees.

Der Schneefall hatte zu dieſer Stunde ganz aufgehört. Die Kinder ſpürten keine Floke.

Sie gingen wieder in die Steinhütte, und ſezten

ſich nieder. Das Aufſtehen hatte ihnen ihre Müdigkeit erſt recht gezeigt, und ſie freuten ſich auf das Sizen. Konrad legte die Taſche aus Kalbfell ab. Er nahm das Tuch heraus, in welches die Großmutter eine Schachtel und mehrere Papierpäkchen gewikelt hatte, und that es zu größerer Wärme um ſeine Schultern. Auch die zwei Weisbrode nahm er aus dem Ränzchen, und reichte ſie beide an Sanna: Das Kind aß begierig. Es aß eines der Brode und von dem zweiten auch noch einen Theil. Den Reſt reichte es aber Konrad, da es ſah, daß er nicht aß. Er nahm es, und verzehrte es.

Von da an ſaßen die Kinder, und ſchauten.

So weit ſie in der Dämmerung zu ſehen vermochten, lag überall der flimmernde Schnee hinab, deſſen einzelne winzige Täfelchen hie und da in der Finſterniß ſeltſam zu funkeln begannen, als hätte er bei Tag das Licht eingeſogen, und gäbe es jezt von ſich.

Die Nacht brach mit der in großen Höhen gewöhnlichen Schnelligkeit herein. Bald war es ringsherum finſter, nur der Schnee fuhr fort, mit ſeinem bleichen Lichte zu leuchten. Der Schneefall hatte nicht nur aufgehört, ſondern der Schleier an dem Himmel fing auch an, ſich zu verdünnen, und zu vertheilen; denn die Kinder ſahen ein Sternlein blizen. Weil der Schnee wirklich gleichſam ein Licht von ſich gab, und

weil von den Wolken kein Schleier mehr herab hing, ſo konnten die Kinder von ihrer Höhle aus die Schneehügel ſehen, wie ſie ſich in Linien von dem dunkeln Himmel abſchnitten. Weil es in der Höhle viel wärmer war, als es an jedem andern Plaze im ganzen Tage geweſen war, ſo ruhten die Kinder enge aneinander ſizend, und vergaßen ſogar die Finſterniß zu fürchten. Bald vermehrten ſich auch die Sterne, jezt kam hier einer zum Vorſcheine jezt dort, bis es ſchien, als wäre am ganzen Himmel keine Wolke mehr.

Das war der Zeitpunkt, in welchem man in den Thälern die Lichter anzuzünden pflegt. Zuerſt wird eines angezündet und auf den Tiſch geſtellt, um die Stube zu erleuchten, oder es brennt auch nur ein Span, oder es brennt das Feuer auf der Leuchte, und es erhellen ſich alle Fenſter von bewohnten Stuben, und glänzen in die Schneenacht hinaus — aber heute erſt — am heiligen Abende — da wurden viel mehrere angezündet, um die Gaben zu beleuchten, welche für die Kinder auf den Tiſchen lagen, oder an den Bäumen hingen, es wurden wohl unzählige angezündet; denn beinahe in jedem Hauſe in jeder Hütte jedem Zimmer war eines oder mehrere Kinder, denen der heilige Chriſt etwas gebracht hatte, und wozu man Lichter ſtellen mußte. Der Knabe hatte geglaubt,

daß man ſehr bald von dem Berge hinab kommen könne, und doch, von den vielen Lichtern, die heute in dem Thale brannten, kam nicht ein einziges zu ihnen herauf; ſie ſahen nichts als den blaſſen Schnee und den dunkeln Himmel, alles andere war ihnen in die unſichtbare Ferne hinab gerükt. In allen Thälern bekamen die Kinder in dieſer Stunde die Geſchenke des heiligen Chriſt: nur die zwei ſaſſen oben am Rande des Eiſes, und die vorzüglichſten Geſchenke, die ſie heute hätten bekommen ſollen, lagen in verſiegelten Päkchen in der Kalbfelltaſche im Hintergrunde der Höhle.

Die Schneewolken waren ringsum hinter die Berge hinab geſunken, und ein ganz dunkelblaues faſt ſchwarzes Gewölbe ſpannte ſich um die Kinder voll von dichten brennenden Sternen, und mitten durch dieſe Sterne war ein ſchimmerndes breites milchiges Band gewoben, das ſie wohl auch unten im Thale aber nie ſo deutlich geſehen hatten. Die Nacht rükte vor. Die Kinder wußten nicht, daß die Sterne gegen Weſten rüken und weiter wandeln, ſonſt hätten ſie an ihrem Vorſchreiten den Stand der Nacht erkennen können; aber es kamen neue und gingen die alten, ſie aber glaubten, es ſeien immer dieſelben. Es wurde von dem Scheine der Sterne auch lichter um die Kin=

der; aber ſie ſahen kein Thal keine Gegend, ſondern überall nur Weiß — lauter Weiß. Blos ein dunkles Horn ein dunkles Haupt ein dunkler Arm wurde ſichtbar, und ragte dort und hier aus dem Schimmer empor. Der Mond war nirgends am Himmel zu erbliken, vielleicht war er ſchon frühe mit der Sonne untergegangen, oder er iſt noch nicht erſchienen.

Als eine lange Zeit vergangen war, ſagte der Knabe: „Sanna, du mußt nicht ſchlafen; denn weißt du, wie der Vater geſagt hat, wenn man im Gebirge ſchläft, muß man erfrieren, ſo wie der alte Eſchenjäger auch geſchlafen hat, und vier Monate todt auf dem Steine geſeſſen iſt, ohne daß jemand gewußt hatte, wo er ſei.“

„Nein, ich werde nicht ſchlafen,“ ſagte das Mädchen matt.

Konrad hatte es an dem Zipfel des Kleides geſchüttelt, um es zu jenen Worten zu erweken.

Nun war es wieder ſtille.

Nach einer Zeit empfand der Knabe ein ſanftes Drüken gegen ſeinen Arm, das immer ſchwerer wurde. Sanna war eingeſchlafen, und war gegen ihn herüber geſunken.

„Sanna, ſchlafe nicht, ich bitte dich, ſchlafe nicht,“ ſagte er.

„Nein," lallte ſie ſchlaftrunken, „ich ſchlafe nicht."

Er rükte weiter von ihr, um ſie in Bewegung zu bringen, allein ſie ſank um, und hätte auf der Erde liegend fortgeſchlafen. Er nahm ſie an der Schulter, und rüttelte ſie. Da er ſich dabei ſelber etwas ſtärker bewegte, merkte er, daß ihn friere, und daß ſein Arm ſchwerer ſei. Er erſchrak, und ſprang auf. Er ergrif die Schweſter, ſchüttelte ſie ſtärker, und ſagte: „Sanna, ſtehe ein wenig auf, wir wollen eine Zeit ſtehen, daß es beſſer wird."

„Mich friert nicht, Konrad," antwortete ſie.

„Ja, ja, es friert dich, Sanna, ſtehe auf," rief er.

„Die Pelzjake iſt warm," ſagte ſie.

„Ich werde dir empor helfen," ſagte er.

„Nein," erwiederte ſie, und war ſtille.

Da fiel dem Knaben etwas anderes ein. Die Großmutter hatte geſagt: Nur ein Schlükchen wärmt den Magen ſo, daß es den Körper in den kälteſten Wintertagen nicht frieren kann.

Er nahm das Kalbfellränzchen, öffnete es, und grif ſo lange, bis er das Fläſchchen fand, in welchem die Großmutter der Mutter einen ſchwarzen Kaffeh-abſud ſchiken wollte. Er nahm das Fläſchchen heraus, that den Verband weg, und öffnete mit Anſtrengung den Kork. Dann bükte er ſich zu Sanna, und ſagte:

„Da iſt der Kaffeh, den die Großmutter der Mutter ſchikt, koſte ihn ein wenig, er wird dir warm machen. Die Mutter gibt ihn uns, wenn ſie nur weiß, wozu wir ihn nöthig gehabt haben.“

Das Mädchen, deſſen Natur zur Ruhe zog, antwortete: „Mich friert nicht.“

„Nimm nur etwas,“ ſagte der Knabe, „dann darfſt du ſchlafen.“

Dieſe Ausſicht verlokte Sanna, ſie bewältigte ſich ſo weit, daß ſie das faſt eingegoſſene Getränk verſchlukte. Hierauf trank der Knabe auch etwas.

Der ungemein ſtarke Auszug wirkte ſogleich, und zwar um ſo heftiger, da die Kinder in ihrem Leben keinen Kaffeh gekoſtet hatten. Statt zu ſchlafen, wurde Sanna nun lebhafter, und ſagte ſelber, daß ſie friere, daß es aber von innen recht warm ſei, und auch ſchon ſo in die Hände und Füſſe gehe. Die Kinder redeten ſogar eine Weile mit einander.

So tranken ſie troz der Bitterkeit immer wieder von dem Getränke, ſobald die Wirkung nachzulaſſen begann, und ſteigerten ihre unſchuldigen Nerven zu einem Fieber, das im Stande war, den zum Schlummer ziehenden Gewichten entgegen zu wirken.

Es war nun Mitternacht gekommen. Weil ſie noch ſo jung waren, und an jedem heiligen Abende in höchſtem

Drange der Freude ſtets erſt ſehr ſpät entſchlummerten, wenn ſie nehmlich der körperliche Drang übermannt hatte, ſo hatten ſie nie das mitternächtliche Läuten der Gloken, nie die Orgel der Kirche gehört, wenn das Feſt gefeiert wurde, obwohl ſie nahe an der Kirche wohnten. In dieſem Augenblike der heutigen Nacht wurde nun mit allen Gloken geläutet, es läuteten die Gloken in Millsdorf, es läuteten die Gloken in Gſchaid, und hinter dem Berge war noch ein Kirchlein mit drei hellen klingenden Gloken die läuteten. In den fernen Ländern draußen waren unzählige Kirchen und Gloken, und mit allen wurde zu dieſer Zeit geläutet, von Dorf zu Dorf ging die Tonwelle, ja man konnte wohl zuweilen von einem Dorfe zum andern durch die blätterloſen Zweige das Läuten hören: nur zu den Kindern herauf kam kein Laut, hier wurde nichts vernommen; denn hier war nichts zu verkündigen. In den Thalkrümmen gingen jezt an den Berghängen die Lichter der Laternen hin, und von manchem Hofe tönte das Hausglöklein, um die Leute zu erinnern; aber dieſes konnte um ſo weniger herauf geſehen und gehört werden, es glänzten nur die Sterne, und ſie leuchteten und funkelten ruhig fort.

Wenn auch Konrad ſich das Schikſal des erfrornen Eſchenjägers vor Augen hielt, wenn auch die Kinder

das Fläſchchen mit dem ſchwarzen Kaffeh faſt ausgeleert hatten, wodurch ſie ihr Blut zu größerer Thätigkeit brachten, aber gerade dadurch eine folgende Ermattung herbei zogen: ſo würden ſie den Schlaf nicht haben überwinden können, deſſen verführende Süſſigkeit alle Gründe überwiegt, wenn nicht die Natur in ihrer Größe ihnen beigeſtanden wäre, und in ihrem Innern eine Kraft aufgerufen hätte, welche im Stande war, dem Schlafe zu widerſtehen.

In der ungeheueren Stille, die herrſchte, in der Stille, in der ſich kein Schneeſpizchen zu rühren ſchien, hörten die Kinder dreimal das Krachen des Eiſes. Was das Starrſte ſcheint, und doch das Regſamſte und Lebendigſte iſt, der Gletſcher, hatte die Töne hervorgebracht. Dreimal hörten ſie hinter ſich den Schall, der entſezlich war, als ob die Erde entzwei geſprungen wäre, der ſich nach allen Richtungen im Eiſe verbreitete, und gleichſam durch alle Aderchen des Eiſes lief. Die Kinder blieben mit offenen Augen ſizen, und ſchauten in die Sterne hinaus.

Auch für die Augen begann ſich etwas zu entwikeln. Wie die Kinder ſo ſaßen, erblühte am Himmel vor ihnen ein bleiches Licht mitten unter den Sternen, und ſpannte einen ſchwachen Bogen durch dieſelben. Es hatte einen grünlichen Schimmer, der ſich ſachte

nach unten zog. Aber der Bogen wurde immer heller und heller, bis ſich die Sterne vor ihm zurük zogen, und erblaßten. Auch in andere Gegenden des Himmels ſandte er einen Schein, der ſchimmergrün ſachte und lebendig unter die Sterne floß. Dann ſtanden Garben verſchiedenen Lichtes auf der Höhe des Bogens wie Zaken einer Krone, und brannten. Es floß helle durch die benachbarten Himmelsgegenden, es ſprühte leiſe, und ging in ſanftem Zuken durch lange Räume. Hatte ſich nun der Gewitterſtoff des Himmels durch den unerhörten Schneefall ſo geſpannt, daß er in dieſen ſtummen herrlichen Strömen des Lichtes ausfloß, oder war es eine andere Urſache der unergründlichen Natur. Nach und nach wurde es ſchwächer und immer ſchwächer, die Garben erloſchen zuerſt, bis es allmählich und unmerklich immer geringer wurde, und wieder nichts am Himmel war als die tauſend und tauſend einfachen Sterne.

Die Kinder ſagten keines zu dem andern ein Wort, ſie blieben fort und fort ſizen, und ſchauten mit offenen Augen in den Himmel.

Es geſchah nun nichts Beſonderes mehr. Die Sterne glänzten, funkelten, und zitterten, nur manche ſchießende Schnuppe fuhr durch ſie.

Endlich, nachdem die Sterne lange allein geſchie-

nen hatten, und nie ein Stükchen Mond an dem Himmel zu erbliken geweſen war, geſchah etwas anderes. Es fing der Himmel an, heller zu werden, langſam heller, aber doch zu erkennen; es wurde ſeine Farbe ſichtbar, die bleichſten Sterne erloſchen, und die anderen ſtanden nicht mehr ſo dicht. Endlich wichen auch die ſtärkeren, und der Schnee vor den Höhen wurde deutlicher ſichtbar. Zulezt färbte ſich eine Himmelsgegend gelb, und ein Wolkenſtreifen, der in derſelben war, wurde zu einem leuchtenden Faden entzündet. Alle Dinge waren klar zu ſehen, und die entfernten Schneehügel zeichneten ſich ſcharf in die Luft.

„Sanna, der Tag bricht an," ſagte der Knabe.

„Ja, Konrad," antwortete das Mädchen.

„Wenn es nur noch ein bischen heller wird, dann gehen wir aus der Höhle, und laufen über den Berg hinunter."

Es wurde heller, an dem ganzen Himmel war kein Stern mehr ſichtbar, und alle Gegenſtände ſtanden in der Morgendämmerung da.

„Nun jezt gehen wir," ſagte der Knabe.

„Ja, wir gehen," antwortete Sanna.

Die Kinder ſtanden auf, und verſuchten ihre erſt heute recht müden Glieder. Obwohl ſie nichts geſchla-

fen hatten, waren sie doch durch den Morgen gestärkt, wie das immer so ist. Der Knabe hing sich das Kalbfellränzchen um, und machte das Pelzjäkchen an Sanna fester zu. Dann führte er sie aus der Höhle.

Weil sie nach ihrer Meinung nur über den Berg hinab zu laufen hatten, dachten sie an kein Essen, und untersuchten das Ränzchen nicht, ob noch Weißbrode oder andere Eßwaaren darinnen seien.

Von dem Berge wollte nun Konrad, weil der Himmel ganz heiter war, in die Thäler hinab schauen, um das Gschaider Thal zu erkennen, und in dasselbe hinunter zu gehen. Aber er sah gar keine Thäler. Es war nicht, als ob sie sich auf einem Berge befänden, von dem man hinab sieht, sondern in einer fremden seltsamen Gegend, in der lauter unbekannte Gegenstände sind. Sie sahen heute auch in größerer Entfernung furchtbare Felsen aus dem Schnee empor stehen, die sie gestern nicht gesehen hatten, sie sahen das Eis, sie sahen Hügel und Schneelehnen empor starren, und hinter diesen war entweder der Himmel, oder es ragte die blaue Spize eines sehr fernen Berges am Schneerande hervor.

In diesem Augenblike ging die Sonne auf.

Eine riesengroße blutrothe Scheibe erhob sich an dem Schneesaume in den Himmel, und in dem Augen-

blike erröthete der Schnee um die Kinder, als wäre er mit Millionen Rosen überstreut worden. Die Kuppen und die Hörner warfen sehr lange grünliche Schatten längs des Schnees.

„Sanna, wir werden jezt da weiter vorwärts gehen, bis wir an den Rand des Berges kommen, und hinunter sehen," sagte der Knabe.

Sie gingen nun in den Schnee hinaus. Er war in der heiteren Nacht noch trokener geworden, und wich den Tritten noch besser aus. Sie wateten rüstig fort. Ihre Glieder wurden sogar geschmeidiger und stärker, da sie gingen. Allein sie kamen an keinen Rand, und sahen nicht hinunter. Schneefeld entwikelte sich aus Schneefeld, und am Saume eines jeden stand alle Male wieder der Himmel.

Sie gingen deßohngeachtet fort.

Da kamen sie wieder in das Eis. Sie wußten nicht, wie das Eis daher gekommen sei, aber unter den Füssen empfanden sie den glatten Boden, und waren gleich nicht die fürchterlichen Trümmer, wie an jenem Rande, an dem sie die Nacht zugebracht hatten, so sahen sie doch, daß sie auf glattem Eise fortgingen, sie sahen hie und da Stüke, die immer mehr wurden, die sich näher an sie drängten, und die sie wieder zu klettern zwangen.

Aber sie verfolgten doch ihre Richtung.

Sie kletterten neuerdings an Blöken empor. Da ſtanden ſie wieder auf dem Eisfelde. Heute bei der hellen Sonne konnten ſie erſt erbliken, was es iſt. Es war ungeheuer groß, und jenſeits ſtanden wieder ſchwarze Felſen empor, es ragte gleichſam Welle hinter Welle auf, das beſchneite Eis war gedrängt, gequollen, empor gehoben, gleichſam als ſchöbe es ſich noch vorwärts, und flöße gegen die Bruſt der Kinder heran. In dem Weiß ſahen ſie unzählige vorwärts gehende geſchlängelte blaue Linien. Zwiſchen jenen Stellen, wo die Eiskörper gleichſam wie aneinandergeſchmettert ſtarrten, gingen auch Linien wie Wege, aber ſie waren weiß, und waren Streifen, wo ſich feſter Eisboden vorfand, oder die Stüke doch nicht gar ſo ſehr verſchoben waren. In dieſe Pfade gingen die Kinder hinein, weil ſie doch einen Theil des Eiſes überſchreiten wollten, um an den Bergrand zu gelangen, und endlich einmal hinunter zu ſehen. Sie ſagten kein Wörtlein. Das Mädchen folgte dem Knaben. Aber es war auch heute wieder Eis, lauter Eis. Wo ſie hinüber gelangen wollten, wurde es gleichſam immer breiter und breiter. Da ſchlugen ſie ihre Richtung aufgebend den Rükweg ein. Wo ſie nicht gehen konnten, griffen ſie ſich durch die Mengen des Schnees hindurch, der oft dicht vor ihrem Auge

wegbrach, und den ſehr blauen Streifen einer Eisſpalte zeigte, wo doch früher alles weiß geweſen war; aber ſie kümmerten ſich nicht darum, ſie arbeiteten ſich fort, bis ſie wieder irgend wo aus dem Eiſe heraus kamen.

„Sanna," ſagte der Knabe, „wir werden gar nicht mehr in das Eis hinein gehen, weil wir in demſelben nicht fortkommen. Und weil wir ſchon in unſer Thal gar nicht hinab ſehen können, ſo werden wir gerade über den Berg hinab gehen. Wir müſſen in ein Thal kommen, dort werden wir den Leuten ſagen, daß wir aus Gſchaid ſind, die werden uns einen Wegweiſer nach Hauſe mitgeben."

„Ja, Konrad," ſagte das Mädchen.

So begannen ſie nun in dem Schnee nach jener Richtung abwärts zu gehen, welche ſich ihnen eben darbot. Der Knabe führte das Mädchen an der Hand. Allein nachdem ſie eine Weile abwärts gegangen waren, hörte in dieſer Richtung das Gehänge auf, und der Schnee ſtieg wieder empor. Alſo änderten die Kinder die Richtung, und gingen nach der Länge einer Mulde hinab. Aber da fanden ſie wieder Eis. Sie ſtiegen alſo an der Seite der Mulde empor, um nach einer andern Richtung ein Abwärts zu ſuchen. Es führte ſie eine Fläche hinab, allein die wurde

nach und nach so steil, daß sie kaum noch einen Fuß einsezen konnten, und abwärts zu gleiten fürchteten. Sie klommen also wieder empor, um wieder einen andern Weg nach abwärts zu suchen. Nachdem sie lange im Schnee empor geklommen, und dann auf einem ebenen Rüken fortgelaufen waren, war es wie früher: entweder ging der Schnee so steil ab, daß sie gestürzt wären, oder er stieg wieder hinan, daß sie auf den Berggipfel zu kommen fürchteten. Und so ging es immer fort.

Da wollten sie die Richtung suchen, in der sie gekommen waren, und zur rothen Unglüksäule hinab gehen. Weil es nicht schneit, und der Himmel so helle ist, so würden sie, dachte der Knabe, die Stelle schon erkennen, wo die Säule sein solle, und würden von dort nach Gschaid hinab gehen können.

Der Knabe sagte diesen Gedanken dem Schwesterchen, und diese folgte.

Allein auch der Weg auf den Hals hinab war nicht zu finden.

So klar die Sonne schien, so schön die Schneehöhen da standen, und die Schneefelder da lagen, so konnten sie doch die Gegenden nicht erkennen, durch die sie gestern herauf gegangen waren. Gestern war alles durch den fürchterlichen Schneefall verhängt

gewesen, daß sie kaum einige Schritte von sich gesehen hatten, und da war alles ein einziges Weiß und Grau durch einander gewesen. Nur die Felsen hatten sie gesehen, an denen und zwischen denen sie gegangen waren: allein auch heute hatten sie bereits viele Felsen gesehen, die alle den nehmlichen Anschein gehabt hatten, wie die gestern gesehenen. Heute ließen sie frische Spuren in dem Schnee zurük; aber gestern sind alle Spuren von dem fallenden Schnee verdekt worden. Auch aus dem bloßen Anblike konnten sie nicht errathen, welche Gegend auf den Hals führe, da alle Gegenden gleich waren. Schnee lauter Schnee. Sie gingen aber doch immer fort, und meinten, es zu erringen. Sie wichen den steilen Abstürzen aus, und kletterten keine steilen Anhöhen hinauf.

Auch heute blieben sie öfter stehen, um zu horchen; aber sie vernahmen auch heute nichts, nicht den geringsten Laut. Zu sehen war auch nichts als der Schnee, der helle weiße Schnee, aus dem hie und da die schwarzen Hörner und die schwarzen Steinrippen empor standen.

Endlich war es dem Knaben, als sähe er auf einem fernen schiefen Schneefelde ein hüpfendes Feuer. Es tauchte auf, es tauchte nieder. Jezt sahen sie es, jezt sahen sie es nicht. Sie blieben stehen, und blikten

unverwandt auf jene Gegend hin. Das Feuer hüpfte immer fort, und es ſchien, als ob es näher käme; denn ſie ſahen es größer und ſahen das Hüpfen deutlicher. Es verſchwand nicht mehr ſo oft und nicht mehr auf ſo lange Zeit wie früher. Nach einer Weile vernahmen ſie in der ſtillen blauen Luft ſchwach ſehr ſchwach etwas wie einen lange anhaltenden Ton aus einem Hirtenhorne. Wie aus Inſtinkt ſchrieen beide Kinder laut. Nach einer Zeit hörten ſie den Ton wieder. Sie ſchrieen wieder, und blieben auf der nehmlichen Stelle ſtehen. Das Feuer näherte ſich auch. Der Ton wurde zum drittenmale vernommen, und dieſes Mal deutlicher. Die Kinder antworteten wieder durch lautes Schreien. Nach einer geraumen Weile erkannten ſie auch das Feuer. Es war kein Feuer, es war eine rothe Fahne, die geſchwungen wurde. Zugleich ertönte das Hirtenhorn näher, und die Kinder antworteten.

„Sanna," rief der Knabe, „da kommen Leute aus Gſchaid, ich kenne die Fahne, es iſt die rothe Fahne, welche der fremde Herr, der mit dem jungen Eſchenjäger den Gars beſtiegen hatte, auf dem Gipfel aufpflanzte, daß ſie der Herr Pfarrer mit dem Fernrohre ſähe, was als Zeichen gälte, daß ſie oben ſeien, und welche Fahne damals der fremde Herr dem

Herrn Pfarrer geſchenkt hat. Du warſt noch ein recht kleines Kind."

„Ja, Konrad."

Nach einer Zeit ſahen die Kinder auch die Menſchen, die bei der Fahne waren, kleine ſchwarze Stellen, die ſich zu bewegen ſchienen. Der Ruf des Hornes wiederholte ſich von Zeit zu Zeit, und kam immer näher. Die Kinder antworteten jedes Mal.

Endlich ſahen ſie über den Schneeabhang gegen ſich her mehrere Männer mit ihren Stöken herabfahren, die die Fahne in ihrer Mitte hatten. Da ſie näher kamen, erkannten ſie dieſelben. Es war der Hirt Philipp mit dem Horne, ſeine zwei Söhne, dann der junge Eſchenjäger, und mehrere Bewohner von Gſchaid.

„Gebenedeit ſei Gott," ſchrie Philipp, „da ſeid ihr ja. Der ganze Berg iſt voll Leute. Laufe doch einer gleich in die Sideralpe hinab, und läute die Gloke, daß die dort hören, daß wir ſie gefunden haben, und einer muß auf den Krebsſtein gehen, und die Fahne dort aufpflanzen, daß ſie dieſelbe in dem Thale ſehen, und die Pöller abſchießen, damit die es wiſſen, die im Millsdorfer Walde ſuchen, und damit ſie in Gſchaid die Rauchfeuer anzünden, die in der Luft geſehen werden, und alle, die noch auf dem

Berge ſind, in die Sideralpe hinab bedeuten. Das ſind Weihnachten!“

„Ich laufe in die Alpe hinab,“ ſagte einer.

„Ich trage die Fahne auf den Krebsſtein,“ ſagte ein anderer.

„Und wir werden die Kinder in die Sideralpe hinab bringen, ſo gut wir es vermögen, und ſo gut uns Gott helfe,“ ſagte Philipp.

Ein Sohn Philipps ſchlug den Weg nach abwärts ein, und der andere ging mit der Fahne durch den Schnee dahin.

Der Eſchenjäger nahm das Mädchen bei der Hand, der Hirt Philipp den Knaben. Die andern halfen, wie ſie konnten. So begann man den Weg. Er ging in Windungen. Bald gingen ſie nach einer Richtung, bald ſchlugen ſie die entgegengeſezte ein, bald gingen ſie abwärts bald aufwärts. Immer ging es durch Schnee, immer durch Schnee, und die Gegend blieb ſich beſtändig gleich. Über ſehr ſchiefe Flächen thaten ſie Steigeiſen an die Füſſe, und trugen die Kinder. Endlich nach langer Zeit hörten ſie ein Glöklein, das ſanft und fein zu ihnen heraufkam, und das erſte Zeichen war, das ihnen die niederen Gegenden wieder zuſandten. Sie mußten wirklich ſehr tief herab gekommen ſein; denn ſie ſahen ein

Schneehaupt recht hoch und recht blau über ſich ragen. Das Glöklein aber, das ſie hörten, war das der Sideralpe, das geläutet wurde, weil dort die Zuſammenkunft verabredet war. Da ſie noch weiter kamen, hörten ſie auch ſchwach in die ſtille Luft die Pöllerſchüße herauf, die in Folge der ausgeſtekten Fahne abgefeuert wurden, und ſahen dann in die Luft feine Rauchſäulen aufſteigen.

Da ſie nach einer Weile über eine ſanfte ſchiefe Fläche abgingen, erblikten ſie die Sideralphütte. Sie gingen auf ſie zu. In der Hütte brannte ein Feuer, die Mutter der Kinder war da, und mit einem furchtbaren Schrei ſank ſie in den Schnee zurük, als ſie die Kinder mit dem Eſchenjäger kommen ſah.

Dann lief ſie herzu, betrachtete ſie überall, wollte ihnen zu eſſen geben, wollte ſie wärmen, wollte ſie in vorhandenes Heu legen; aber bald überzeugte ſie ſich, daß die Kinder durch die Freude ſtärker ſeien, als ſie gedacht hatte, daß ſie nur einiger warmer Speiſe bedurften, die ſie bekamen, und daß ſie nur ein wenig ausruhen mußten, was ihnen ebenfalls zu Theil werden ſollte.

Da nach einer Zeit der Ruhe wieder eine Gruppe Männer über die Schneefläche herabkam, während das Hüttenglöklein immer fortläutete, liefen die Kinder

ſelber mit den andern hinaus, um zu ſehen, wer es ſei. Der Schuſter war es, der einſtige Alpenſteiger, mit Alpenſtok und Steigeiſen, begleitet von ſeinen Freunden und Kameraden.

„Sebaſtian, da ſind ſie,“ ſchrie das Weib.

Er aber war ſtumm, zitterte, und lief auf ſie zu. Dann rührte er die Lippen, als wollte er etwas ſagen, ſagte aber nichts, riß die Kinder an ſich, und hielt ſie lange. Dann wandte er ſich gegen ſein Weib, ſchloß es an ſich, und rief: „Sanna, Sanna!“

Nach einer Weile nahm er den Hut, der ihm in den Schnee gefallen war, auf, trat unter die Männer, und wollte reden. Er ſagte aber nur: „Nachbarn, Freunde, ich danke euch.“

Da man noch gewartet hatte, bis die Kinder ſich zur Beruhigung erholt hatten, ſagte er: „Wenn wir alle beiſammen ſind, ſo können wir in Gottes Namen aufbrechen.“

„Es ſind wohl noch nicht alle,“ ſagte der Hirt Philipp, „aber die noch abgehen, wiſſen aus dem Rauche, daß wir die Kinder haben, und ſie werden ſchon nach Hauſe gehen, wenn ſie die Alphütte leer finden.“

Man machte ſich zum Aufbruche bereit.

Man war auf der Sideralphütte nicht gar weit

von Gschaid entfernt, aus dessen Fenstern man im Sommer recht gut die grüne Matte sehen konnte, auf der die graue Hütte mit dem kleinen Glokenthürmlein stand; aber es war unterhalb eine fallrechte Wand, die viele Klaftern hoch hinab ging, und auf der man im Sommer nur mit Steigeisen im Winter gar nicht hinab kommen konnte. Man mußte daher den Umweg zum Halse machen, um von der Unglükſäule aus nach Gschaid hinab zu kommen. Auf dem Wege gelangte man über die Siderwiese, die noch näher an Gschaid ist, so daß man die Fenster des Dörfleins zu erbliken meinte.

Als man über diese Wiese ging, tönte hell und deutlich das Glöklein der Gschaider Kirche herauf, die Wandlung des heiligen Hochamtes verkündend.

Der Pfarrer hatte wegen der allgemeinen Bewegung, die am Morgen in Gschaid war, die Abhaltung des Hochamtes verschoben, da er dachte, daß die Kinder zum Vorscheine kommen würden. Allein endlich, da noch immer keine Nachricht eintraf, mußte die heilige Handlung doch vollzogen werden.

Als das Wandlungsglöklein tönte, sanken alle, die über die Siderwiese gingen, auf die Knie in den Schnee, und betheten. Als der Klang des Glökleins aus war, standen sie auf und gingen weiter.

Der Schuster trug meistens das Mädchen, und ließ sich von ihm alles erzählen.

Als sie schon gegen den Wald des Halses kamen, trafen sie Spuren, von denen der Schuster sagte: „Das sind keine Fußstapfen von Schuhen meiner Arbeit.“

Die Sache klärte sich bald auf. Wahrscheinlich durch die vielen Stimmen, die auf dem Plaze tönten, angelokt, kam wieder eine Abtheilung Männer auf die Herabgehenden zu. Es war der aus Angst aschenhaft entfärbte Färber, der an der Spize seiner Knechte seiner Gesellen und mehrerer Millsdorfer bergab kam.

„Sie sind über das Gletschereis und über die Schründe gegangen, ohne es zu wissen,“ rief der Schuster seinem Schwiegervater zu.

„Da sind sie ja — da sind sie ja — Gott sei Dank“ antwortete der Färber, „ich weiß es schon, daß sie oben waren, als dein Bote in der Nacht zu uns kam, und wir mit Lichtern den ganzen Wald durchsucht und nichts gefunden hatten — und als dann das Morgengrau anbrach, bemerkte ich an dem Wege, der von der rothen Unglükſäule links gegen den Schneeberg hinan führt, daß dort, wo man eben von der Säule weg geht, hin und wieder mehrere Reiserchen und Rütchen geknikt sind, wie Kinder gerne

thun, wo ſie eines Weges gehen — da wußte ich es — die Richtung ließ ſie nicht mehr aus, weil ſie in der Höhlung gingen, weil ſie zwiſchen den Felſen gingen, und weil ſie dann auf dem Grat gingen, der rechts und links ſo ſteil iſt, daß ſie nicht hinab kommen konnten. Sie mußten hinauf. Ich ſchikte nach dieſer Beobachtung gleich nach Gſchaid, aber der Holzknecht Michael, der hinüber ging, ſagte bei der Rükkunft, da er uns faſt am Eiſe oben traf, daß ihr ſie ſchon habet, weßhalb wir wieder herunter gingen."

„Ja," ſagte Michael, „ich habe es geſagt, weil die rothe Fahne ſchon auf dem Krebsſteine ſtekt, und die Gſchaider dieſes als Zeichen erkannten, das verabredet worden war. Ich ſagte euch, daß auf dieſem Wege da alle herab kommen müſſen, weil man über die Wand nicht gehen kann."

„Und kniee nieder, und danke Gott auf den Knieen, mein Schwiegerſohn," fuhr der Färber fort, „daß kein Wind gegangen iſt. Hundert Jahre werden wieder vergehen, daß ein ſo wunderbarer Schneefall niederfällt, und daß er gerade niederfällt, wie naſſe Schnüre von einer Stange hängen. Wäre ein Wind gegangen, ſo wären die Kinder verloren geweſen."

„Ja, danken wir Gott, danken wir Gott," ſagte der Schuſter.

Der Färber, der seit der Ehe seiner Tochter nie in Gschaid gewesen war, beschloß, die Leute nach Gschaid zu begleiten.

Da man schon gegen die rothe Unglükſäule zu kam, wo der Holzweg begann, wartete ein Schlitten, den der Schuster auf alle Fälle dahin bestellt hatte. Man that die Mutter und die Kinder hinein, versah sie hinreichend mit Deken und Pelzen, die im Schlitten waren, und ließ sie nach Gschaid vorausfahren.

Die andern folgten, und kamen am Nachmittage in Gschaid an.

Die, welche noch auf dem Berge gewesen waren, und erst durch den Rauch das Rükzugszeichen erfahren hatten, fanden sich auch nach und nach ein. Der lezte, welcher erst am Abende kam, war der Sohn des Hirten Philipp, der die rothe Fahne auf den Krebsstein getragen, und sie dort aufgepflanzt hatte.

In Gschaid wartete die Großmutter, welche herüber gefahren war.

„Nie nie," rief sie aus, „dürfen die Kinder in ihrem ganzen Leben mehr im Winter über den Hals gehen."

Die Kinder waren von dem Getriebe betäubt. Sie hatten noch etwas zu essen bekommen, und man hatte sie in das Bett gebracht. Spät gegen Abend, da sie sich ein wenig erholt hatten, da einige Nachbarn und

Freunde ſich in der Stube eingefunden hatten, und dort von dem Ereigniſſe redeten, die Mutter aber in der Kammer an dem Bettchen Sannas ſaß, und ſie ſtreichelte, ſagte das Mädchen: „Mutter, ich habe heute Nachts, als wir auf dem Berge ſaſſen, den heiligen Chriſt geſehen.“

„O du mein geduldiges, du mein liebes, du mein herziges Kind,“ antwortete die Mutter, „er hat dir auch Gaben geſendet, die du bald bekommen wirſt.“

Die Schachteln waren ausgepakt worden, die Lichter waren angezündet, die Thür in die Stube wurde geöffnet, und die Kinder ſahen von dem Bette auf den verſpäteten hell leuchtenden freundlichen Chriſtbaum hinaus. Troz der Erſchöpfung mußte man ſie noch ein wenig ankleiden, daß ſie hinaus gingen, die Gaben empfingen, bewunderten, und endlich mit ihnen entſchliefen.

In dem Wirthshauſe in Gſchaid war es an dieſem Abende lebhafter als je. Alle, die nicht in der Kirche geweſen waren, waren jezt dort, und die Andern auch. Jeder erzählte, was er geſehen und gehört, was er gethan, was er gerathen, und was für Begegniſſe und Gefahren er erlebt hat. Beſonders aber wurde hervorgehoben, wie man alles hätte anders und beſſer machen können.

Das Ereigniß hat einen Abſchnitt in die Geſchichte von Gſchaid gebracht, es hat auf lange den Stoff zu Geſprächen gegeben, und man wird noch nach Jahren davon reden, wenn man den Berg an heitern Tagen beſonders deutlich ſieht, oder wenn man den Fremden von ſeinen Merkwürdigkeiten erzählt.

Die Kinder waren von dem Tage an erſt recht das Eigenthum des Dorfes geworden, ſie wurden von nun an nicht mehr als Auswärtige ſondern als Eingeborne betrachtet, die man ſich von dem Berge herab geholt hatte.

Auch ihre Mutter Sanna war nun eine Eingeborne von Gſchaid.

Die Kinder aber werden den Berg nicht vergeſſen, und werden ihn jezt noch ernſter betrachten, wenn ſie in dem Garten ſind, wenn wie in der Vergangenheit die Sonne ſehr ſchön ſcheint, der Lindenbaum duftet, die Bienen ſummen, und er ſo ſchön und ſo blau wie das ſanfte Firmament auf ſie hernieder ſchaut.

II.

Katzensilber.

In einem abgelegenen aber sehr schönen Theile unsers Vaterlandes steht ein stattlicher Hof. Er steht auf einem kleinen Hügel, und ist auf einer Seite von seinen Feldern und seinen Wiesen und auf der andern von seinem kleinen Walde umgeben. Man sollte eigentlich auch einen Garten hieher rechnen; aber es würde doch eine unrechte Benennung sein; denn Gärten der Art, wie sie in allen Ländern im Brauche sind, gibt es in jenem hochgelegenen mit Hügeln und Waldesspizen besezten Landestheile nicht, weil die Stürme des Winters und die Fröste des Frühlings und Herbstes allen jenen Gewächsen übel mit spielen, die man vorzugsweise in Gärten hegt; aber der Besizer des Hofes hat gegen eine Sandlehne hin, die steil abfällt, und in den warmen Lagen die Sonnenstrahlen recht heiß zurük wirft, Bäume gepflanzt, die auf weichem

schönen Rasen stehen, vor den Abend- Mitternacht- und Morgenwinden geschüzt sind, durch die höhere und eingeschlossene Lage vor dem Reife bewahrt werden, und auf ihrem warmen Plaze so schnell gewachsen sind, daß sie auf ihren Edelreisern, die ihnen eingesezt worden, und zu bedeutenden Ästen gediehen sind, jährlich die großen schwarzen Kirschen, die Weichseln die Birnen und die rothwangigen Äpfel tragen. Von den kleineren Gewächsen als Johannisbeeren Stachelbeeren Erdbeeren rede ich nicht. Sogar Pfirsiche und Aprikosen reifen an einer an der Sandlehne aufgeführten Mauer dann, wenn sich ein heißer Sommer ereignet, und wenn man das Zuhüllen durch eine Rohrmappe an kühlen Frühlingsabenden nicht vergessen hat. Seine Blumen hegt der Besizer in verschiedenen gläsernen Häusern, stellt sie an schönen Tagen und in den warmen Sommermonaten auf die hölzernen Gestelle vor dem Hause oder in die Fenster. Selbst in den Zimmern sieht man die schönsten auf dazu eingerichteten Tischen stehen. Diejenigen, welche für die Luft und das Wetter des Landes eingerichtet sind, stehen in dem freien Grunde.

Wenn man über die Sandlehne empor gegangen ist, steigt noch ein Felsen auf, der dem Berge Festigkeit gibt, dessen Geschiebe nicht gegen den Garten absinken

läßt, und zur Vermehrung der Wärme nicht wenig beiträgt. Der Beſizer des Hofes hat einen Weg mit feſtem Geländer durch die Sandlehne und um den Felſen empor anlegen laſſen, weil man von dort recht ſchön auf das Haus auf den Garten und auf die Landſchaft nieder ſieht. Er hat an einigen Stellen Bänkchen anbringen laſſen, daß man da ſizen, und die Dinge mit Ruhe betrachten kann. Hinter dem Felſen gegen mitternachtwärts geht Gebüſch, dann folgen noch auf dem immer anſteigenden Boden einzelne Eichen und Birken, dann der Nadelwald, der den Gipfel einnimmt, und das Schauſpiel beſchließt.

Um das Haus liegen, wie es in jenem Lande immer vorkömmt, in nähern und fernern Kreiſen Hügel, die mit Feldern und Wieſen bedekt ſind, manches Bauerhaus manchen Meierhof zeigen, und auf dem Gipfel jedes Mal den Wald tragen, der wie nach einem verabredeten Geſeze alle Gipfel jenes hügligen Landes beſezt. Zwiſchen den Hügeln, die oft, ohne daß man es ahnt, in ſteile Schluchten abfallen, gehen Bäche ja zuweilen Giesbäche, über welche Stege und in abgelegenen Theilen gar nur Baumſtämme führen. Regelmäßige Brüken haben nur die Fahrwege, wo ſie über einen ſolchen Bach gehen müſſen. Das ganze Land geht gegen Mitternacht

immer mehr empor, bis die größeren düsteren weitgedehnten Wälder kommen, die den Beginn der böhmischen Länder bezeichnen. Gegen Mittag sieht man die freundliche blaue Kette der Hochgebirge an dem Himmel dahin streichen.

Der Besizer des Hofes war einmal als ein sehr junger Mensch in die Welt gegangen, und hatte viele Dinge erfahren, und viele Menschen kennen gelernt. Als er herangereift, als ihm der Vater gestorben war, und er von ihm und zwei unverehlichten Oheimen eine hinreichende Habe geerbt hatte, ging er mit der Erbschaft und dem, was er sich selber erworben hatte, auf beständig in das Land seiner Geburt zurük, das er früher nur zuweilen besucht hatte, und baute dort die Gebäude des Vaterhauses um, und noch so viel daran, bis der liebliche Hof da stand. Dann holte er sich aus der entfernten Hauptstadt ein sehr schönes Mädchen, und wurde mit demselben in der kleinen Pfarrkirche eingesegnet. Er wollte lieber in der traulichen Einöde seiner Heimath als beständig unter dem Geräusche der vielen und fremden Menschen der Hauptstadt leben. Wenn es aber Winter wurde, dann ging er mit der Gattin in ihre Geburtsstadt, um eine Weile dort zu sein, und zu sehen, was die Menschen indessen wieder gefördert, was auf geistigem

Felde sich zugetragen und im Zusammenleben sich geändert hat. Mit der Rükkehr der Sonne kam er wieder auf seinen Hof.

Auf demselben lebte auch seine Mutter, welche nie aus ihrer Heimath entfernt gewesen war, nur die nächsten Orte kannte, und blos ein einziges Mal in der Hauptstadt des Landes gewesen war. Sie nahm die Tochter liebreich auf, und es war reizend, wenn die schöne junge Gattin neben der ältlichen Frau ging, die die Tracht des Landes trug. Während des Aufenthaltes der Eheleute in der Hauptstadt hüthete sie den Hof, und besorgte und ordnete alles. Wenn sie kommen sollten, sandte sie den Knecht mit den Pferden entgegen, und sah ihm nach, wenn der Wagen den Hügel hinab fuhr.

Sogleich ging der thätige Sohn wieder an die unterbrochene Arbeit. Anlagen wurden erweitert, neue begonnen, das Haus verbessert, und verschönert, und die Geschäfte des Feldes geführt. Man sah ihn unter seinem Gesinde und unter seinen Leuten.

Nach zwei Jahren schikte der Himmel einen Zuwachs der Familie, es erschien das Töchterlein Emma. Gatte und Gattin, die bisher Sohn und Tochter geheißen hatten, wurden jezt Vater und Mutter, und die Mutter wurde Großmutter.

Sie nahm das Kindlein, und lehrte die Tochter manche Dinge, wie es zu behandeln sei.

Als dem Mädchen die Härlein auf dem Haupte sich zu ringeln begannen, und in schöner blonder Farbe herab fielen, erschien das zweite dunkle Schwesterlein Clementia, dessen Haupt schon bei der Geburt beschattet war, und an dem sich bald die schwarzen Ringlein bildeten.

Wenn nun nicht mehr der Vater und die Mutter allein im Winter wegfuhren sondern auch die Kindlein, hatte die Großmutter nun mehr zu sorgen, sie hatte für viere zu fürchten, und wenn sie kamen, fanden sie die Gelasse für viere noch wohnlicher eingerichtet.

Die Kindlein wuchsen empor. Sie hatten einen unschuldigen Mund rothe Wänglein große Augen und eine reine Stirne, und das eine hatte um dieselbe die blonden seidenweichen Loken des Vaters, das andere die schwarzen der Mutter.

Großmutter war ihre Gespielin, sie lokte sie in ihr Gemach, sie siedelte sich mit ihnen im Garten an, in der schattigen Laube am Stamme des Apfelbaumes oder in den Glashäusern oder an der Lehne des Sandes.

Da sie schon größer waren, da sie mit den Füßlein über Hügel und Thäler gehen konnten, da die Kör-

perchen ſchlanker und behender empor zielten, gingen ſie mit der Großmutter auf den hohen Nußberg. Wenn der Haber bleichte, und das Korn und die Gerſte in der Scheune zur Ruhe war, dann färbten ſich die Haſelnüſſe mit braunen oder roſenfarbenen Wänglein.

Die Kinder hatten breite Strohhüte auf, ſie hatten Kleider, aus deren Ärmeln die Arme hervor gingen, ſie hatten weiße Höschen und hatten Schuhe, die ſo ſtark waren, daß ſie das Gerölle des Berges nicht empfanden. An der Hand trugen ſie ein Körblein, in der andern eine weiße Ruthe mit einem Haken, daß ſie die Haſelzweige herab beugen konnten. Die Ruthe war ſelber von einem Haſelſtrauche genommen, und war abgeſchält worden. Sie gingen unter den Obſtbäumen hin, ſie gingen hinter den Glashäuſern in der Saudlehne empor, ſie hielten ſich mit den Händchen an dem Geländer, und ſie raſteten auf den Sizen. Wenn ſie in den Felſen hinauf gekommen waren, ſaſſen ſie auf einem Bänklein oder auf einem Stüke Stein, nahmen eine Steknadel aus den Bändern ihres Hutes, oder bathen die Großmutter um ein ſpizes Meſſerlein, das ſie in ihrer Armtaſche hatte, und gruben die kleinen feinen Blättchen und Flinſerchen aus den Steinen, die da ſtaken, und ſo funkelten und glänzten. Sie thaten dieſelben in ein Papierchen, und

hoben ſie im Schürzenſäkchen oder in der Armtaſche der Großmutter auf. Die Großmutter wartete auf ſie, oder half ihnen, oder erzählte Geſchichten. Wenn ſie noch höher hinauf kamen, da war wieder die Erde, und auf ihr war das Haidekraut und die Gräſer und Kräuter, und da ſtand auch ein Wachholderſtrauch oder der Strunk einer Birke oder eine Diſtel. Und bei denſelben ſaſſen ſie wieder nieder, und ruhten wieder. Sie waren die einzigen weißen Punkte, und um ſie waren die Hügel, die von den lichten Stoppeln der Ernte glänzten oder von den gepflügten Feldern braunten, oder von dem Grün der Gewächſe, die man nach der Ernte gebaut hatte, mannigfach gefärbt waren, da lagen die Thäler die Wieſen mit dem zweiten Grün oder ein glänzendes Waſſer, es erklommen die Wäldchen die Gipfel der Hügel, ein Erdbruch leuchtete, ein Häuschen oder ein Gemäuer von Höfen ſchimmerte, und weit weit draußen lagen die blauen Berge, die mit den ſchwachen Felſen durchwirkt waren, und die kleinen Täfelchen von Schnee zeigten.

Da ſie einmal in dem dürren Graſe ſaſſen, und die hohen Halme wankten, erzählte die Großmutter folgende Geſchichte: „Wo dort hinter dem ſpizigen Walde die weißen Wolken ziehen, liegt das Hagenbucher Haus. Der Hagenbucher war ein ſtrenger

Mann, und es konnte kein Dienſtbote bei ihm aus=halten, und kein Knecht und keine Magd konnte die Arbeit verrichten, die das große Haus verlangte. Sie gingen immer davon, oder er ſchikte ſie fort. Einmal erſchien eine große Magd mit braunem Angeſichte und ſtarken Armen, und ſagte, ſie wolle ihm dienen, wenn er ihr nur die Nahrung gäbe, und manchmal ein Tuch auf einen Rok und ein Linnen auf ein Hemd. Der Bauer dachte, er könne es verſuchen. Die braune Magd waltete und wirthſchaftete nun, als ob zwei gekommen wären, und aß doch nur für eine, und lernte immer beſſer ſchaffen und arbeiten. Der Bauer dachte, er habe es getroffen, und die Magd war Jahre in dem Hauſe. Einmal, da der Bauer zwei Ochſen zu verkaufen hatte, und da er ſie in einem Joche den Gallbrunerwald hinunter nach Roh=rach auf den Viehmarkt getrieben, und verkauft hatte, nahm er das ledige Joch auf ſeine Schultern, und ging durch den Wald nach Hauſe zurük. Da hörte er eine Stimme, die rief: »Jochträger, Jochträger, ſag' der Sture Mure, die Rauh=Rinde ſei todt — Joch=träger, Jochträger, ſag' der Sture Mure, die Rauh=Rinde ſei todt.« Der Bauer ſah unter die Bäume, er konnte aber nichts ſehen und erbliken, und da fürchtete er ſich, und fing ſo ſchnell zu gehen an, als er konnte,

und kam nach Hauſe, da ihm der Schweiß über die Stirne rann. Als er beim Abendeſſen die Sache erzählte, heulte das große Mädchen, lief davon, und wurde niemals wieder geſehen."

Ein anderes Mal erzählte die Großmutter: „Sehet ihr Kinder, wo der Gallbrunerwald aufhört, da geht ein fahles Ding empor, das ſind die Karesberge, und dort ſind die Karesbergerhäuſer auf dem Graſe und zwiſchen den Steinen."

„Zu den Karesbergern kam einmal ein Wichtelchen, und ſagte, es wolle ihnen die Ziegen hüten, ſie dürften ihm keinen Lohn geben; aber Abends, wenn die Ziegen im Stalle wären, müßten ſie ihm ein weißes Brot auf den hohlen Stein legen, der außerhalb der Karesberge iſt, und es werde es ſich holen. Die Karesberger willigten ein, und das Wichtelchen wurde bei ihnen Gaißer. Die Ziegen liefen des Morgens fort, ſie liefen auf die Weide hinaus, und holten ſich das Futter, ſie kamen Mittags mit den gefüllten Eutern, und liefen wieder fort, und kamen am Abend mit gefüllten Eutern, und gediehen, und wurden immer ſchöner, und vermehrten ſich ſowohl weiße als ſchwarze ſowohl ſchekige als braune. Die Karesberger freuten ſich und legten das weiße Brot, das ſie eigens baken ließen, auf den Stein. Da dachten ſie,

ſie müßten dem Gaißer eine Freude machen, und ließen ihm ein rothes Röklein machen. Sie legten das Röklein Abends auf den Stein, da die Ziegen ſchon zu Hauſe waren. Das Wichtelchen legte das rothe Röklein an, und ſprang damit, es ſprang wie toll vor Freude unter den grauen Steinen, ſie ſahen es immer weiter abwärts ſpringen, wie ein Feuer, das auf dem grünen Raſen hüpft, und da der andere Morgen gekommen war, und die Ziegen auf die Weide liefen, war das Wichtelchen nicht da, und es kam gar nie wieder zum Vorſcheine."

So erzählte die Großmutter, und wenn ſie aufgehört hatte, ſo ſtanden ſie auf, und gingen wieder weiter. Sie gingen an den Gebüſchen der Schlehen und Erlen dahin: da waren die Käfer die Fliegen die Schmetterlinge um ſie, es war der Ton der Ammer zu hören oder das Zwitſchern des Zaunkönigs und Goldhähnchens. Sie ſahen weit herum, und ſahen den Hühnergeier in der Luft ſchweben. Dann kamen ſie zu den weißen Birken, die die ſchönen Stämme haben, von denen ſich die weißen Häutchen löſen, und die braune feine Rinde zeigen, und ſie kamen endlich zu den Eichen, die die dunkeln ſtarren Blätter und die knorrigen ſtarken Äſte haben, und ſie kamen zulezt in den Nadelwald, wo die Föhren ſauſen, die Fichten mit

den herabhängenden grünen Haaren stehen, und die Tannen die flachzeiligen glänzenden Nadeln auseinander breiten. Am Rande des Waldes sahen sie zurük, um das Haus und den Garten zu sehen. Diese lagen winzig unter ihnen, und die Scheiben der Glashäuser glänzten wie die Täfelchen, die sie mit einer Steknadel oder mit dem spizigen Messerlein der Großmutter aus dem Steine gebrochen hatten.

Dann gingen sie in den Wald, wo es dunkel war, wo die Beeren und Schwämme standen, die Moossteine lagen, und ein Vogel durch die Stämme und Zweige schoß. Sie pflükten keine Beeren, weil sie nicht Zeit hatten, und weil schon der Sommer so weit vorgerükt war, daß die Heidelbeere nicht mehr gut war, die Himbeere schon aufgehört hatte, die Brombeere noch nicht reif war, und die Erdbeere auf dem Erdbeerenberge stand. Sie gingen auf dem sandigen Wege fort, den der Vater an vielen Stellen hatte ausbessern lassen. Und als sie bei dem Holze vorbei waren, das im Sommer geschlagen worden war, und noch ein Weilchen auf dem Sandwege gegangen waren, kamen sie wieder aus dem Walde hinaus.

Sie sahen nun einen grauen Rasen vor sich, auf dem viele Steine lagen, dann war ein Thal, und dann stand der hohe Nußberg empor.

Da gingen ſie nun auf dem Raſen abwärts, der eine Mulde hatte, in dem ein Wäſſerlein floß. Sie gingen zwiſchen den grauen Steinen, auf denen ein verdorrtes Reis oder eine Feder lag, oder die Bachſtelze hüpfte, und mit den Steuerfedern den Takt ſchlug. Und als ſie zu dem Bächlein gekommen waren, in welchem die grauen flinken Fiſchlein ſchwimmen und um welches die blauen ſchönen Waſſerjungfern flattern, und als ſie über den breiten Stein gegangen waren, den ihnen der Vater als Brüke über das Bächlein hatte legen laſſen, kamen ſie gegen den hohen Nußberg empor.

Sie gingen auf den Nußberg, der ringsherum rund iſt, der eine Spize hat, an deſſen Fuſſe die Steine liegen, der die vielen Gebüſche trägt — die Krüpelbirke die Erle die Eſche und die vielen vielen Haſelnußſtauden — und der weit herum ſieht auf die Felder, auf denen fremde Menſchen akern, und auf weitere unbekannte Gegenden.

Großmutter hatte Schwarzköpfchen an der Hand. Blondköpfchen ging allein, und ſprang über die Steine. Da ſie zu dem Nußberge kamen, gingen ſie unter das Gehege hinein, die Großmutter bükte ſich, Blondköpfchen bükte ſich auch, es bükte ſich ſogar Schwarzköpfchen, und ſie kamen zu den Gebüſchen der Nüſſe. Da waren nun ſie und viele andere Dinge auf dem Berge.

Es waren die röthlichen Mäuslein, die auch Nüſſe freſſen, die unter den Wurzeln die trokenen Gänge bohren, in welche ſie die Sämereien des Berges und andere Dinge zu Malzeiten tragen, in welche ſie Halme und Heu für die Neſter der Jungen tragen, und in welchen ſie die Nüſſe mit den Zähnen benagen, um zu dem ſüſſen kräftigen Kerne zu gelangen — da war der flüchtige Heher, der mit den Flügeln, in die er die blaugeſtreiften Täfelchen eingeſezt hat, durch die Äſte dahin flog — da war das Eichhörnchen, das über den Raſen ſchlüpfte, und auf einem hohen diken Äſte hielt, die Vorderpfoten an den Mund nahm, und emſig nagte, — und wer weiß, was noch da war, ſeine Freude und Luſt auf dem hohen Nußberge zu ſuchen, was Flügel hat, oder wie die Wieſel und Iltiſſe in der Sandgrube lief.

Es ſtanden die grünen Äſte zu dem blauen Himmel empor, und Blätter und Nüſſe ſtarrten an ihnen, bald einzeln bald zwei bald drei bald zu großen Knöpfen vereinigt, und hatten blaſſe oder grünliche oder bräunliche oder röthliche Wangen. Die Kinder langten mit den Händlein in die Zweige, oder ſie faßten dieſelben mit dem Haken, und zogen ſie nieder, um die Nüſſe zu pflüken. Und wenn ſie ſich geirrt, und einen tauben Zweig herab gebogen hatten, ließen

ſie ihn gleich wieder los, und ſuchten nach einem andern. So waren ſie emſig und fleißig. Und wenn die Äſte zu hoch waren, oder wenn ſie zu ſtark waren, daß ſie durch die Kraft der Kinder nicht gebogen werden konnten, ſo half die Großmutter, ſie langte den Zweig herunter, und hielt ihn ſo lange, bis die Hände der Kinder die Nüſſe gefunden und gepflükt hatten. Sie führte ſie auch in Gegenden, wo die Zweige recht gefüllt waren, und von Nüſſen an Nüſſen prangten. Wenn dann die Kinder recht viel geleſen hatten, wenn ſie ihre Körblein voll hatten, wenn ſie auch in ihre Täſchlein noch geſtekt, ja ſogar in ihre Tüchlein gebunden hatten, ſo blieben ſie noch auf dem Berge, ſie gingen herum, ſie gingen auf den Gipfel empor, und ſezten ſich an einer diken und veralteten Haſelwurzel, die ſehr einladend war, nieder, und verweilten in der weiten glänzenden Luft.

Die Großmutter ſagte ihnen, da ſei es auch geweſen, wo das Hähnlein und das Hühnlein auf den Nußberg gegangen ſeien, wo das Hühnlein ſo viel gedurſtet und das Hähnlein ihm Waſſer gebracht habe, und wo auch noch andere Dinge geſchehen ſeien. Sie zeigte ihnen dann herum, und ſagte ihnen die wunderlichen Namen der Berge, ſie nannte manches Feld, das zu erbliken war, und erklärte die weißen

Pünktlein, die kaum zu sehen waren, und ein Haus oder eine Ortschaft bedeuteten. Und wenn gar reine schöne Himmelsferne war, und die Gebirge deutlich standen, enträthselte sie die seltsamen Spizen, die hinauf ragten, und erzählte von manchem Rüken, der sich dehnte, und wenn schwache Wolken über dem Gebirge waren, so sagte sie, sie gleichen wirklichen Pallästen oder Städten oder Ländern oder Dingen die niemand kennt. Und gegen Mitternacht sahen sie auf den Gallbrunerwald und die Karesberge und dahinter auf den Streifen des Sesselwaldes, über dem oft eine lange matte Wolke war, die nicht so schön glänzte, wie die gegen Mittag über dem Gebirge.

Und wenn sie recht viel in das Land gesehen hatten, erzählte ihnen die Großmutter auch von den Männern, die in demselben gelebt hatten, von den Rittern, die herum geritten, von den schönen Frauen und Mädchen, die auf Zeltern gesessen seien, von den Schäfern mit den klugen Schafen, und von den Fischern und von den Jägern.

Dann gingen sie zurük. Sie ordneten die zerdrükten Kleidchen, nahmen Korb und Ruthe, und gingen auf dem nehmlichen Wege hinab, auf dem sie gekommen waren.

Sie gingen an den Haselstauden abwärts, sie gin-

gen über die Steine, sie gingen über das Bächlein mit den grauen Fischlein und den blauen Wasserjungfern, sie gingen über den Rasen, sie gingen durch den Wald, sie gingen in dem Felsen in dem Gebüsche und in der Sandlehne nieder, und kamen von den Glashäusern auf dem Rasen gegen den Hof vorwärts, wo die Mutter oft in ihrem schönen Gewande und mit dem Sonnenschirme wandelte, und ihnen entgegen ging.

Dann bekamen sie ein Essen, weil sie sehr hungerte. Sie hatten zwei Nußknaker, Blondköpfchen einen größeren und ernsteren, Schwarzköpfchen einen kleineren und närrischeren, der einen drolligen Muud hatte, und fürchterliche Augen machte. In die Mäuler der Nußknaker thaten sie die Nüsse, die sie gebracht, und von den grünen Hülsen befreit hatten, drükten mit den Zünglein, und zerbrachen die Nüsse, indem die Knaker gewaltig die Kinnladen zusammen thaten, und erschrekliche Gesichter erzeugten. Sie gaben von den Kernen und von den Nüssen dem Vater und der Mutter und auch der Großmutter, die selten Nüsse von dem hohen Nußberge mitbrachte, und dann immer nur wenige, die sie stets auf das Tischlein der Kinder legte, so wie sie auch die geschenkten ihnen immer wieder zurük schenkte.

Als Blondköpfchen schon recht groß geworden

war, und zu lernen anfing, als Schwarzköpfchen auch ſchon lernte, und ein freundlicher Lehrer aus der Stadt gekommen war, und mit ihnen auf einem Tiſche in der Kinderſtube die ſchönen Bücher aufmachte, und die Dinge in denſelben deutete: wurde auch ein Brüderlein geboren, Sigismund. Und wie Blondköpfchen der Vater Schwarzköpfchen die Mutter war, ſo war Sigismund Vater und Mutter, er war Blondköpfchen und Schwarzköpfchen; denn wie ſich ſeine Haare zu entwikeln begannen, ſo wurden ſie Anfangs licht, und bildeten ſich dann zu braunen Ringeln, die Augen waren nicht blau oder ſchwarz ſondern braun.

Jezt konnten ſie nicht mehr mit der Großmutter auf den hohen Nußberg gehen, weil ſie bei dem kleinen Brüderlein bleiben mußte. Mit jemand andern durften ſie nicht gehen, und mußten bei dem Hauſe verweilen. Da gingen ſie nun in dem Garten herum, ſchauten die Obſtbäume an, oder ſie waren in den Glashäuſern und betrachteten die Blumen.

Als aber das Brüderlein zweimal in dem Winter im großen Wagen mit in die Stadt gefahren, und zweimal im Sommer wieder gekommen war, ſo war es ſchon ſo ſtark geworden, daß es mit den Schweſterlein und mit der Großmutter herum gehen konnte.

Sie gingen durch die Felder, sie gingen in den Wald und übten die Füsse. Dann gingen sie wieder auch auf den hohen Nußberg.

Die Schwesterlein hatten weiße Kleider an, sie hatten gelbe Strohhüte auf, von denen der eine sich mit Blondköpfchens Loken unkenntlich vermischte, der andere sich von Schwarzköpfchens Haupte wie ein Schein abhob, sie hatten rothe Bänder an den Hüten und Kleidern, sie trugen Körblein an dem Arme und die weiße Haselruthe mit dem Haken in der Hand. Der Knabe hatte weiße Höslein ein blaues Jäkchen auch ein Strohhütchen auf den braunen Loken und eine kleinere weiße Ruthe mit einem Haken. Statt des Körbleins hatte er ein Täschchen von gelbem Leder an grünen Bändern über seine Schulter hängen. Sie gingen viel langsamer, sie rasteten öfter, und die Schwesterlein zeigten dem Bruder viele Dinge an dem Wege die sie schon kannten, und sie zeigten auch, wie schnell sie gehen könnten, wenn sie wollten, indem sie auf dem Rasen hüpften, auf den Steinen hüpften, vorwärts und wieder rükwärts liefen. Sie gingen durch die Sandlehne das Gestrippe durch die Felsen den Wald über die graue Mulde und den hohen Nußberg hinan. Sie pflükten sich die Nüsse in ihre Körblein, das Brüderlein langte auch mit seinem kleinen

Häklein, und alle halfen zuſammen, bis es auch ſein Täſchchen voll hatte.

Als ſie an der diken veralteten Haſelwurzel ſaßen, erzählte die Großmutter wieder eine Geſchichte. Sie ſagte: „Bei dem Seſſelwalde an ſeinem ſteilen Mittagsfalle, war einſtens auch ein Wald, aber er war nicht dicht, es ſtanden Birken und Ahorne auf dem Raſen. Da war ein Schäfer, der die Schafe in das Gehölz führte, daß ſie auf dem Raſen weideten, und daß ſie ihm Milch und Wolle gaben. Da kam aus dem Seſſelwalde ein ſchwarzer Mann herunter, der ſagte, daß in der Harthöhle wo das Silber rinne, das blutige Licht ſei. Der Schäfer wußte nicht wer der Mann ſei, und was das Silber und das blutige Licht ſei, und konnte ihn auch nicht fragen, weil er gleich fort ging. Aber er wartete bis er wieder käme. Allein der Mann kam nicht mehr. Da der Schäfer eines Tages ein verlorenes Lamm ſuchte, ging er dem Bache entgegen, wo er herab fließt, daß er die ſpringenden Wellen in den Augen hatte. Da er das Lamm immer wieder weiter oben blöken hörte, ging er fort und fort. Er ging ſo weit hinauf, daß der Wald ſchon ſehr dik war, daß der Bach über Steine und Kugeln floß, und daß an den beiden Seiten harte Felſenwände ſtanden. Da

ſah er aus einem Steine ein Waſſer heraus fließen, und herab fallen, als ob lauter ſilberne Bänder und Franſen über die Steine herab gebreitet wären. Da ſtieg er an dem Steine empor, und ſuchte ſich an dem glatten Felſen mit Füſſen und Händen zu halten. Als er oben war, ſah er, daß das Waſſer aus einer Höhle heraus rinne, und daß die Höhle ſehr glänzend hart ſei, als wäre ſie aus einem kunſtreichen Steine gehauen worden. Er ging in die Höhle hinein. Sie wurde immer enger, und wurde immer finſterer, und das Wäſſerlein floß aus ihr hervor. Da ſah er es plözlich in einem Winkel leuchten, als ob ein rother blutiger Tropfen dort läge. Er ging näher, und es leuchtete fort. Da gab es ihm ein, er ſolle die Hand ausſtreken, und den Tropfen nehmen. Er nahm den Tropfen, aber es war ein kalter rauher Stein, den er in der Hand ſpürte, und der Stein war ſo groß, daß er ihn kaum mit der Hand faſſen konnte. Er trug den Stein hervor, bis er an das Tageslicht kam, und da ſah er, daß es ein Feldſtein war, wie man viele Tauſende findet, und daß aus dem Feldſteine ein rothes Äuglein hervor ſchaue, wie wenn es von den Lidern der harten Steinrinde bedekt wäre, und nur roſenfarb blinzen könne. Wenn man den Stein drehte, warf er Funken auf die Dinge.

Der Schäfer ſtieg eilig die Felſenwand herab, er ging den fließenden Bach entlang, und ſputete ſich, bis er zu ſeiner Heerde kam. Das Lamm, das er verloren, und nicht gefunden hatte, war zu Hauſe, und trank an ſeiner Mutter. Er wikelte den Stein in ein Tuch, und bewahrte ihn ſorgſam. Da kam einmal ein Hochbauer, und er verkaufte ihm den Stein um fünf Schafe. Und der Hochbauer verkaufte ihn einem Arzte um ein Pferd, und der Arzt verkaufte ihn einem Lombarden um hundert Goldſtüke, und der Lombarde ließ ihn von dem gemeinen Geſteine befreien und ſchleifen, und jezt tragen ihn Fürſten und Könige in ihren Kronen, er iſt ſehr groß und leuchtend, und iſt ein Karfunkel oder ein anderer rother Stein, ſie beneiden ſich darum, und wenn ſie das Land erobern, wird der Stein ſorgſam fort getragen, als ob man eine eroberte Stadt in einem Schächtelchen davon trüge."

Zu einem anderen Male ſagte die Großmutter: „In unſern Wäſſern, die braun und glänzend ſind, weil ſie den Eiſenſtaub aus den Bergen führen, iſt nicht blos das Eiſen enthalten, es glänzet der Sand, als ob er lauter Gold wäre, und wenn man ihn nimmt, und wenn man ihn mit Waſſer vorſichtig abſchwemmt, ſo bleiben kleine Blättchen und Körner zurük, die eitel

und wirkliches Gold sind. In früheren Jahren haben seltsame Menschen, die weit von der Ferne gekommen sind, das Gold in unsern Bächen gewaschen, und sind reich von dannen gezogen; es haben dann auch mehrere von uns in den Wässern gewaschen, und manches gefunden; aber jezt ist es wieder vergessen worden, und niemand achtet das Wasser weiter, als daß er sein Vieh darin tränkt. Dann liegen noch köstlichere Sachen in demselben. Wenn man eine Muschel findet, und sie die rechte ist, so liegt in ihr eine Perle, die so kostbar ist, daß man sie durchbohrt, und mit mehreren vereinigt an einer Schnur gefaßt den schönen Frauen als sanften Schmuk um den Hals thut, oder Heiligenbilder umwindet, und heilige Gefäße einfaßt."

Wenn die Kinder und die Großmutter lange gesessen waren, standen sie wieder auf, und gingen nach Hause.

Aber auch auf andere Stellen gingen die Kinder mit der Großmutter, sie gingen auf die Wiesen, wo die Schmalz- und Butterblumen waren, und besonders die Vergißmeinnicht, die wie klare Fischäuglein aus den Wellen schauen, und auf einem Gefäße mit Wasser lange auf dem Tische der Mutter blühen. Sie gingen auf den Erdbeerenberg, wo die würzigen Erdbeeren standen, die kleiner aber besser waren, als die der

Vater in Beeten an der Sandlehne zog. Sie gingen in die Felder, wo der brennende Mohn die blauen Kornblumen und die hellgelben Frauenschühlein blühten.

Für sich allein standen die Kinder gerne am Bache, wo er sanft fließt, und allerlei krause Linien zieht, und blikten auf den Sand, der wohl wie Gold war, wenn die Sonne durch das Wasser auf ihn schien, und der glänzende Blättchen und Körner zeigte. Wenn sie aber mit einem Schäufelchen Sand heraus holten, und gut wuschen, und schwemmten, so waren die Blättchen Kazensilber, und die Körner waren schneeweiße Stükchen von Kiesel. Muscheln waren wenige zu sehen, und wenn sie eine fanden, so war sie im Innern glatt, und es war keine Perle darin.

Als Blondköpfchen und Schwarzköpfchen schon schöner und wunderbarer geworden waren, als Sigismund schon groß geworden war, und sie wieder einmal auf dem hohen Nußberge an der diken veralteten Haselwurzel sassen, kam aus dem Gebüsche ein fremdes braunes Kind heraus. Es war ein Mädchen, es war fast so groß und noch schlanker als Blondköpfchen, hatte nakte Arme, die es an der Seite herab hängen ließ, hatte einen nakten Hals, und hatte ein grünes Wams und grüne Höschen an, an welchem viele rothe Bänder waren. In dem Angesichte hatte

es ſchwarze Augen. Es blieb an dem Gebüſche der Haſeln ſtehen, und ſah auf die Großmutter und auf die Kinder. Die Großmutter ſagte nichts, und fuhr fort, zu reden. Die Kinder aber ſahen auf das Mädchen. Als die Großmutter geendet hatte, redete ſie das Mädchen an, und ſagte:

„Wer biſt du denn?“

Das Mädchen aber antwortete nicht, es ſprang in die Gebüſche, und lief davon, daß man die Zweige ſich rühren ſah.

Die Großmutter und die Kinder gingen von dem hohen Nußberge, ohne weiter von dem Mädchen etwas zu ſehen oder zu hören.

Als ſie wieder ein Mal an der diken veralteten Haſelwurzel ſaßen, und die Großmutter redete, kam das braune Mädchen wieder, trat wieder aus den Gebüſchen, blieb ſtehen, und ſah die Kinder an. Als man es fragte, lief es nicht davon wie das erſte Mal, zog ſich aber gegen das Gebüſch zurük, daß die Blätter ſeine nakten Arme dekten, und ſah auf die Kinder. Da man ſich erhob, um weg zu gehen, lief es wieder über den hohen Nußberg hinunter.

Die Kinder verlangten nun öfter nach dem hohen Nußberge, um das braune Mädchen zu ſehen.

Die Großmutter ging mit ihnen hinauf. Sie

gingen wohl öfter, ohne das braune Mädchen zu erbliken, aber einmal, als ſie ihre Körbchen mit Nüſſen gefüllt hatten, und an der Haſelwurzel ſaſſen, kam das Mädchen wieder aus den Gebüſchen, blieb wieder ſtehen, und ſah auf Blondköpfchen hin. Es mochte wohl hinſehen, da es ſelber nicht die langen blonden Loken ſondern kurz abgeſchnittene ſchwarze Haare hatte. Als man es nach langer Weile freundlich anredete, wich es nur ein wenig zurük, lächelte, zeigte wunderbare weiße Zähne, antwortete aber nicht. Die Kinder blieben länger ſizen, die Großmutter ſprach allerlei, und das braune Mädchen ſtand, und ſah zu. Da man fortging, lief es nicht ſo eilig davon, wie die zwei erſten Male, ſondern ging auch langſam auf einem Wege, der den Kindern nahe war, den Berg hinunter, und konnte einige Male in den Gebüſchen geſehen werden. Es hatte immer die nehmlichen Kleider an, die es das erſte Mal angehabt hatte.

Der Vater erlaubte den Kindern gerne, daß ſie auf den hohen Nußberg gingen, ſagte aber, daß ſie dem fremden Kinde nichts zu Leide thun ſollten. Wenn ſie oben waren, kam das Kind, blieb an dem Rande der Gebüſche ſtehen, und ſah zu. Es lächelte recht freundlich, wenn man zu ihm ſprach, antwortete aber

nicht. Wenn man fortging, ging es hinterher bis an das Ende der Gebüſche.

Einmal erſchien es auch mit einer weißen abgeſchälten Haſelruthe wie die Kinder hatten, und hielt die Ruthe hoch empor.

Ein anderes Mal, da die Kinder herab gingen, und es hinter ihnen ging, und die Kinder etwas langſamer gingen, näherte es ſich ihnen immer mehr, und berührte endlich Blondköpfchen mit der Ruthe.

Nach und nach legte es ſich auch in das Gras, wenn die Großmutter erzählte, es ſtüzte den braunen Arm auf den Ellbogen, das Haupt auf die Hand, und richtete die ſchwarzen Augen auf die Großmutter. Es verſtand die Worte, weil es in dem Angeſichte die Empfindungen ausdrükte. Die Kinder hatten es recht lieb.

Sie brachten ihm Spielzeug und Äpfel, legten ſie zu ihm in das Gras, und es nahm dieſelben, und ſtekte ſie zu ſich.

Da es nach und nach tief in den Herbſt gegangen war, da keine Nüſſe mehr an den Zweigen hingen, da die Zweige ſich ſchon mit Gelb färbten, die geakerten Felder der Ferne ſchon das Grün der Winterſaaten angenommen hatten und die Tage kurz waren, daß man bald nach Hauſe gehen mußte, war einmal ein gar heißer ſchöner Herbſttag, wie kaum

seit Menschengedenken einer gewesen sein mochte. Die Kinder sassen wieder auf dem hohen Nußberge, das braune Mädchen saß in dem Grase, und die Großmutter saß auf einem Steine.

Es war ihnen wohl, in der späten warmen Sonne sizen zu können. Die Züge der alten Frau waren beleuchtet, die Steine glänzten, an den Zaken und Hervorragungen hingen gespannte silberne Fäden, und die rothen Bänder des braunen Mädchens schimmerten, wenn sie die Sonne an einer Stelle traf, und sie hingen herab wie glühende Streifen.

Die Großmutter erzählte wieder von einer schönen Gräfin, die auf dem Walle gestanden war, und sich allein gegen die Bauern im Bauernkriege vertheidigte, als dieselben mit Gabeln Dreschflegeln Morgensternen und anderen Dingen das Schloß erbrechen und anzünden wollten, bis endlich von fernen Landen ihr Mann kam, und wie ein Sturmwind die Aufrührer zerschmetterte und vertilgte.

An dem Himmel, da sie sprach standen Wolken, die eine Wand machten, und mit den Bergen verschmolzen, daß alles in einem lieblichen Dufte war, und die Stoppelfelder noch heller und glänzender schimmerten und leuchteten.

Die Kinder blieben auf dem Berge. Sie spielten,

und hatten dem fremden Mädchen liebliche Dinge mitgebracht.

Die Wolken aber wurden nach und nach immer deutlicher, und an ihren oberen Rändern waren sie von der Sonne beschienen, und glänzten, als ob geschmolzenes Silber herab flöße.

Die Hize wurde immer größer, und weil man in ihr im Herbste müder wird als im Sommer, so blieben sie noch immer auf dem Berge sizen.

Die Großmutter schaute nach den Wolken. Wenn es Sommer gewesen wäre, würde sie gedacht haben, daß ein Gewitter kommen könnte; aber in dieser Jahreszeit war das nicht möglich, und es war daran nicht zu denken. Das braune Mädchen sah auch nach den Wolken.

Wenn im üblen Falle ein leichter Herbststaubregen käme, dachte die Großmutter, so macht das nichts, da die Kinder gewohnt seien, naß zu werden, und da dies ihrer Gesundheit eher zuträglich ist.

Aber bald sollte sie anders denken. Man hörte aus den Wolken schwach donnern.

Man wartete noch ein Weilchen und der Donner wiederholte sich.

Die Großmutter überlegte nun, was zu thun sei. Zwischen dem hohen Nußberge und dem Hofe ihres

Sohnes war kein Haus und keine Hütte, man konnte also nirgends eine Unterkunft finden. In dem Walde könnten wohl die Bäume einen Schuz vor dem Regen gewähren, aber dafür waren sie desto gefährlicher wegen des Blizes, und man durfte dort keine Zuflucht suchen. Ob sie mit den Kindern noch vor Ausbruch des Gewitters nach Hause kommen könnte, war zweifelhaft. Aber sie dachte, wenn auch das Gewitter erschiene, so könne es auf keinen Fall in der späten Jahreszeit stark sein, der Regen werde nicht in Strömen herabfließen wie im Sommer, und so würde er leicht zu überstehen sein.

Indessen hatte sich die Gestalt der Wolken verändert. Sie bildeten eine dunkle Wand, und auf dem Grunde dieser Wand zeigten sich weißliche leichte Floken, die dahin zogen. Es wurden auch schon Blize in den Wolken gesehen, aber die Donner, die ihnen folgten, waren noch so ferne, als wären sie hinter den Bergen. Die Sonne schien noch immer auf den hohen Nußberg und die umringende Gegend.

Die Kinder fürchteten sich nicht. Sie hatten schon starke Gewitter gesehen, wie sie in ihrem Hügellande vorkommen, und da Vater und Mutter ihre Geschäfte ruhig fort thaten, so waren ihnen Gewitter nicht entsezlich.

Das braune Mädchen war in der Nähe der Stelle, auf welcher ſie geſeſſen waren, hin und her gegangen. Es hatte unter manche Haſelbüſche hinein geſehen, es hatte unter Wurzelgeflechte geblikt, oder in kleine Erdhöhlungen geſchaut.

Die Wolken hatten nach und nach die Sonne verſchlungen. Die vielen Haſeln auf dem Berge lagen im Schatten, die anſtoßende Gegend war im Schatten, und nur noch die fernen Stoppeln gegen Morgen waren beleuchtet und ſchimmerten.

„Ich weiß nicht, liebe Kinder,“ ſagte die Großmutter, „ob es nun auch wirklich wahr iſt, was meine Mutter oft erzählt hat, daß die heilige Mutter Maria, als ſie zu ihrer Baſe Eliſabeth über das Gebirge ging, unter einer Haſelſtaude untergeſtanden ſei, und daß deßhalb der Bliz niemals in eine Haſelſtaude ſchlage; aber wir wollen uns doch eine dichte Haſelſtaude ſuchen, deren Zweige gegen Morgen hängen, und ein Überdach bilden, und deren Stämme gegen Abend ſtehen, und den von daher kommenden Regen abhalten. Unter derſelben wollen wir ſizen, ſo lange der Regen dauert, daß er uns nicht ſo ſchaden kann, und daß wir nicht zu naß werden. Dann gehen wir nach Hauſe.“

„Ja, ſo thun wir, Großmutter,“ riefen die Kinder, „ſo thun wir.“

Sie gingen nun daran, eine ſolche Staude zu ſuchen.

Das braune Mädchen aber ſchoß in die Gebüſche und lief davon.

Nach einem Weilchen kam es wieder, und trug ein Reiſigbündel in den Händen, wie man ſie aus dünnern und dikern Zweigen und Stäben macht, aufſchlichtet, troken werden läßt, und gegen den Winter zum Brennen nach Hauſe bringt.

Es lief nun wieder fort, und brachte zwei Bündel. Und ſo fuhr es mit großer Schnelligkeit fort, daß die braunblaſſen Wangen glühten, und der Schweis von der Stirne rann.

Während das braune Mädchen die Bündel trug, und die Kinder und die Großmutter eine Haſelſtaude ſuchten, waren die Wolken, die früher ſo langſam geweſen waren, nun viel ſchneller näher gekommen, und der Donner rollte klarer und deutlicher.

Das braune Mädchen hörte endlich mit dem Herbeitragen von Bündeln auf, und begann aus denſelben gleichſam ein Häuschen zu bauen. Es ſuchte eine Stelle aus, die gegen Abend mit dichten Haſeln umſtanden war, ſtellte Bündel gleichſam als Säulen auf, legte quer darüber Stangen und Stäbe, die es von dem Bündelſtoße herbei getragen hatte, bedekte

dieſelben wieder mit Bündeln, und häufte immer mehr und mehr Bündel auf, daß im Innern eine Höhlung war, die Unterſtand both.

Da es fertig war, und da die Großmutter und die Kinder auch bereits eine taugliche Haſelſtaude gefunden hatten, unter derſelben ſaſſen, und auf das Gewitter warteten, ging es zu ihnen hin, und ſagte etwas, das ſie nicht verſtanden. Darauf machte es ein Zeichen, weil es die Sache nicht mit Worten ſagen konnte: es hielt die linke Hand flach auf, hob die rechte hoch, machte eine Fauſt, und ließ dieſelbe auf die geöffnete Hand niederfallen. Dann ſchaute es auf die Großmutter, und zeigte auf die Wolken.

Die Großmutter ging unter der Haſelſtaude hervor, und ſtellte ſich auf einen Plaz, wo ſie die Wolken ſehen konnte. Dieſelben waren grünlich und faſt weißlich licht, aber troz dieſes Lichtes war unter ihnen auf den Hügeln eine Finſterniß, als wollte die Nacht anbrechen. So wogten ſie näher, und bei der Stille des Nußberges hörte man in ihnen ein Murmeln, als ob tauſend Keſſel ſötten.

„Heiliger Himmel, Hagel!“ ſchrie die Großmutter.

Sie begrif nun ſogleich, was das Mädchen wollte, ſie begrif die Kenntniß und Vorſicht des

braunen Mädchens, die es mit den Reisigbündeln gezeigt hatte, sie lief gegen die Haselstaude, riß die Kinder hervor, bedeutete ihnen zu folgen, das fremde Mädchen lief voran, die Großmutter eilte mit den Kindern hinterher, sie kamen zu den Bündeln, das Mädchen zeigte, daß man hinein kriechen sollte, Sigismund wurde zuerst hinein gethan, dann folgte Clementia, dann folgten Emma und die Großmutter neben einander, und am äußersten Rande schmiegte sich das braune Mädchen an, und hielt die blonden Loken Emmas in der Hand.

Die Kinder hatten kaum Zeit gehabt, sich unter die Bündel zu legen, und eben wollten sie lauschen, was geschehen würde, als sie in den Haselstauden einen Schall vernahmen, als würde ein Stein durch das Laub geworfen. Sie hörten später das noch einmal, dann nichts mehr. Endlich sahen sie wie ein weißes blinkendes Geschoß einen Hagelkern vor ihrem Bündelhause auf das Gras nieder fallen, sie sahen ihn hoch empor springen, und wieder niederfallen, und weiter kollern. Dasselbe geschah in der Nähe mit einem zweiten. Im Augenblike kam auch der Sturm, er faßte die Büsche, daß sie rauschten, ließ einen Athemzug lang nach, daß alles todtenstill stand, dann faßte er die Büsche neuerdings, legte sie um, daß das

Weiße der Blätter ſichtbar wurde, und jagte den Hagel auf ſie nieder, daß es wie weiße herabſauſende Blize war. Es ſchlug auf das Laub, es ſchlug gegen das Holz, es ſchlug gegen die Erde, die Körner ſchlugen gegen einander, daß ein Gebrülle wurde, daß man die Blize ſah, welche den Nußberg entflammten, aber keinen Donner zu hören vermochte. Das Laub wurde herab geſchlagen, die Zweige wurden herab geſchlagen, die Äſte wurden abgebrochen, der Raſen wurde gefurcht, als wären eiſerne Eggenzähne über ihn gegangen. Die Hagelkörner waren ſo groß, daß ſie einen erwachſenen Menſchen hätten tödten können. Sie zerſchlugen auch die Haſeln, die hinter den Bündeln waren, daß man ihren Schlag auf die Bündel vernahm.

Und auf den ganzen Berg und auf die Thäler fiel es ſo nieder. Was Widerſtand leiſtete, wurde zermalmt, was feſt war, wurde zerſchmettert, was Leben hatte, wurde getödtet. Nur weiche Dinge widerſtanden, wie die durch die Schloſſen zerſtampfte Erde und die Reiſigbündel. Wie weiße Pfeile fuhr das Eis in der finſtern Luft gegen die ſchwarze Erde, daß man ihre Dinge nicht mehr erkennen konnte.

Was die Kinder fühlten, weiß man nicht, ſie wußten es ſelber nicht. Sie lagen enge an einander

gedrükt, und drükten ſich noch immer enger aneinander, die Bündel waren bereits durch den Hagelfall nieder geſunken und lagen auf den Kindern, und die Großmutter ſah, daß bei jedem heftigeren Schlag, den eine Schloſſe gegen die Bündel that, ihre leichten Körperchen zukten. Die Großmutter bethete. Die Kinder ſchwiegen, und das braune Mädchen rührte ſich nicht.

Die Stumpfen der Haſelnußſtauden, die hinter den Bündeln waren, machten, daß der Wind nicht in die Bündel fahren, und ſie aus einander werfen konnte.

Nach längerer Zeit hörte es ein wenig auf, daß man den Donner wieder hören konnte, der jezt als ein mildes Rollen erſchien. Die Schloſſen fielen dichter, waren aber kleiner, und endlich kam ein Regen, der ein Wolkenbruch war. Er fiel nicht wie gewöhnlich in Tropfen oder Schnüren, ſondern es war, als ob ganze Tücher von Waſſer nieder gingen. Dasſelbe drang durch die Fugen und Zwiſchenräume der Bündel auf die Kinder hinein.

Nach und nach milderte es ſich, der Wind wurde leichter, und der Donner war entfernter zu hören. Das braune Mädchen kroch aus den Bündeln hervor, ſtand auf, und ſah mit den ſchwarzen Augen unter die Bündel hinein.

Die Großmutter ſtand auch auf, und ſah nach dem Himmel. Die Wolken hatten ſich gegen Aufgang gezogen, dort war es finſter, und man hörte das Niederfallen des Waſſers und Eiſes herüber. Aber auf den Bergen gegen Untergang war es lichter, lichtere graue Wolken zogen herüber, und zeigten, daß der Hagel nicht mehr zurükkehren werde.

Die Großmutter zog nun zuerſt Blondköpfchen hervor, dann Schwarzköpfchen, dann Braunköpfchen.

Die naſſen Kinder gingen unter den Bündeln hervor, und die Kleider klebten an ihren Körpern. Das braune Mädchen hatte auch ſein ſchönes Gewand verdorben, es war naß und beſchmuzt an ſeinem Körper. Das Mädchen blutete an dem nakten rechten Arme. Weil es ſich nicht ganz unter das Reiſig hatte hinein legen können, ſo war es von einem Eisſtüke geſtreift und gerizt worden. Da die Kinder hinzu gingen, um es zu betrachten, da die Großmutter es unterſuchen wollte, wandte es ſich ab, und machte eine Bewegung, als ob es ſagen wollte, daß die Sache keiner Mühe werth ſei.

Man richtete ſich zum Fortgehen.

Die Großmutter nahm die zwei Körbchen der Mädchen und das Ledertäſchchen des Knaben, band alles mit einem naſſen Tuche zuſammen, und trug es

ſelber, damit die Kinder leichter wären, damit ſie ſich beim Fortgehen an ſie anhalten, und ihre Kleidchen aufheben konnten. Sie hielt ſie bei ſich, daß ſie nicht auf der naſſen Erde und in den Hagelkörnern ausgleiten und fallen könnten. Das braune Mädchen ging mit ihnen.

Die Kinder ſahen, wie der Wind das dürre Gras die Blätter und andere Dinge in die Stämme der Haſeln hinein geblaſen hatte, ſie ſahen, wie keine Büſche mehr auf dem Berge ſtanden, ſondern nur lauter dike Strünke, ſie ſahen, wie ſchier kein Gras war ſondern nur beinahe ſchwarze Erde, die mit dem Waſſer einen Brei machte. Und wo die Erde nicht zu ſehen war, dort lagen lauter weiße Haufen von Schloſſen, wie im Frühlinge die Schneelehnen liegen, wenn er auf den ſonnigeren Stellen ſchon weggeſchmolzen war. Wenn die Kinder eine Schloſſe anrührten, war ſie ſehr kalt, und wenn ſie dieſelbe genau anſahen, war ſie ſo ſchön wie eine Glaskugel, und hatte im Innern eine kleine Floke von Schnee. Auf allen Seiten des Berges rannen die Waſſer des Regens nieder.

Die Großmutter gab ſehr acht, daß die Kinder nicht gleiteten.

Der Regen hatte aufgehört, und es fiel nur mehr ein naſſer Staub von dem Himmel.

Sie kamen an den Rand des hohen Nußberges, und das braune Mädchen ging dieſes Mal mit ihnen auf den grauen Raſen hinaus.

Aber es war kein grauer Raſen mehr. Er war zerſchlagen worden, und war ſchwarze Erde, ſo wie die Steine, die durch den Regen naß geworden waren, ſchwarz erſchienen. Da lagen große weiße Streken vom Hagel.

Als ſie zu dem Bächlein gekommen waren, war kein Bächlein da, in welchem die grauen Fiſchlein ſchwimmen, und um welches die Waſſerjungfern flattern, ſondern es war ein großes ſchmuziges Waſſer, auf welchem Hölzer und viele viele grüne Blätter und Gräſer ſchwammen, die von dem Hagel zerſchlagen worden waren. Es ſtanden ſonſt immer kleine Geſträuche an dem Bache, die im Sommer rothe Blüthen hatten, und dann, wenn die Blüthen abgefallen waren, ſchöne weiße Käzchen bekamen. Von dieſen Geſträuchen ſchauten die Spizen aus dem Waſſer.

Die Großmutter ging zu dem kleinen ſteinernen Brüklein, allein dasſelbe war nicht zu ſehen, und man konnte die Stelle nicht erkennen, an welcher es ſei.

Da die Großmutter zauderte, und ſich bemühte, den Plaz des Brükleins aufzufinden, zeigte das braune

Mädchen auf eine Stelle, und als man noch immer zögerte, ging es ruhig und entschlossen gegen das Wasser. Es ging in dasselbe hinein, ging durch dasselbe hindurch, und ging wieder zurük, gleichsam, um den sichtbaren Beweis zu geben, daß man hindurch gelangen könne. Weil ihm das Wasser nur gegen die Hüften reichte, sah man deutlich, daß es auf dem Brüklein gehe.

Da es zurük gekommen war, bükte es sich sanft und freundlich gegen Sigismund, und strekte ihm die Arme entgegen. Der Knabe verstand die Bewegung, er ließ die Hand der Großmutter los, und begab sich in den Schuz des braunen Mädchens. Dieses nahm ihn auf den Arm, er schlug beide Ärmchen um den Hals desselben, und es trug ihn fest und sicher schreitend auf das jenseitige Ufer.

Die Großmutter hatte Schwarzköpfchen auf den Arm genommen, hatte Blondköpfchen fest an der Hand gefaßt, und ging hinter dem braunen Mädchen. Sie empfand bald an den Füssen, daß sie das Brüklein unter sich habe, und kam auch an das andere Ufer.

Als das fremde Mädchen Sigismund und die Großmutter Schwarzköpfchen auf die Erde gestellt hatten, mußten sie weiter gehen. Sie sahen auf das Wasser zurük. Die Spizen der Gesträuche waren nicht

mehr zu ſehen, und das Waſſer war viel breiter geworden. Es eilte mit dem Holze mit dem Laube und mit den fremden ſchwarzen Dingen, die auf ihm ſchwammen, dahin.

Sie gingen nun auf dem Raſen aufwärts gegen den Wald. Sie mußten den weißen Haufen von Schloſſen ausweichen, ſie mußten den Wäſſern ausweichen, die in den Vertiefungen ſtanden, und ſie mußten den Bächen ausweichen, die überall herab floßen. Daher mußten ſie öfter von einem Steine auf den andern ſpringen, um fort zu kommen, und öfter durch ein fließendes Wäſſerlein gehen. Die Großmutter ließ ihre eigenen Gewänder dem Waſſer und dem Schmuze der Erde preis, um die der Kinder zu wahren, und zu helfen, daß die Kleinen leichter fortkommen könnten. Das braune Mädchen ging mit.

Als ſie in die Nähe des Waldes kamen, ſahen ſie aus demſelben Männer heraus treten, und über den Raſen herab eilen. Da dieſelben gegen ſie heran kamen, erkannten ſie den Vater, der an der Spize aller ſeiner Knechte und Männer daher kam. Sie trugen Stangen Strike und trokene Kleider.

Als der Vater näher kam, rief er: „Da ſind ja die Kinder, Gott ſei gedankt, ſie leben. Mutter, wo habt ihr ſie denn geborgen?“

„Unter Bündeln dürren Reisigs," antwortete die Großmutter.

Schwarzköpfchen und Braunköpfchen gingen in ihrem durch und durch nassen Anzuge zu ihm hin, wie sie es am Morgen vor ihrem Frühmale zu thun gewohnt waren, und küßten ihm die Hand. Blondköpfchen blieb stehen, weil es schon begrif, daß das sich hier nicht schike.

Der Vater nahm die Kinder zu sich auf, küßte sie auf die Wangen, untersuchte sie, und sagte: „Ihr armen Dinge!"

Das fremde Mädchen stand in der Ferne, wie es sonst an dem Rande der Haselbüsche zu stehen gewohnt war, aufrecht und steif.

„Mutter," sagte der Vater, „wir haben geglaubt, daß ihr in dem Walde hinter einem diken Stamme oder hinter einem Holzstoße werdet Sicherheit gesucht haben. Darum gingen wir gleich nach dem Hagel in den Wald, wir hatten trokene Kleider in einem Bündel mit, um die Kinder umzukleiden, und suchten auch an allen Stellen neben dem Wege, und riefen nach euch. Da wir euch nicht fanden, und da keine Stimme antwortete, sandte ich schnell einige Knechte um Stangen und Strike zurük, weil ich dachte, ihr könntet etwa jenseits des Baches sein, der bei solchen Anläßen immer

ſehr anſchwillt, und wir könnten die Werkzeuge zum Durchdringen des Waſſers brauchen. Da die Knechte gekommen waren, gingen wir weiter. Ich hatte große Angſt, aber ich hatte auch große Hoffnung zu euch, liebe Mutter, daß ihr werdet eine Stelle gefunden haben, euch alle zu ſichern."

„Ich werde dir gleich erzählen, wie es gekommen iſt," ſagte die Mutter, „aber laß uns weiter gehen. Die Kinder können hier nicht umgekleidet werden, und in den naſſen Kleidern dürfen ſie nicht ſtehen bleiben. Wenn ſie gehen, wird ihnen wärmer, und die Näſſe ſchadet nicht."

„Und auch ihr ſeid durchnäßt, liebe Mutter," ſagte der Vater.

„Ich bin ein Weib aus den alten Bergen unſres Landes," antwortete die Großmutter, „mir ſchadet die Näſſe nicht. Ich bin naß geworden, mein Kind, da ich kaum einige Jahre zählte, ich bin durchnäßt geweſen, da ich ein Mädchen war, und wie oft habe ich Tage lang naſſe Kleider gehabt, da ich ſchaffen mußte, weil du noch klein warſt, und der Vater ſchon kränkelte. Aber ſchike ſogleich einen Knecht ab, daß er laufe, was er kann, und die arme Frau zu Hauſe beruhige, die um die Kinder in Angſt vergehen wird."

Der Vater that es sogleich. Die Knechte waren bisher in einem dichten Kreise um den Vater die Kinder und die Großmutter gestanden. Nachdem einer abgeschikt worden war, sezte man sich in Bewegung. Der Vater die Kinder und die Großmutter gingen voran, dann folgten die Knechte. Der Vater führte Blondköpfchen und Braunköpfchen an der Hand, die Großmutter Schwarzköpfchen. Sie erzählte ihm nun, was sich auf dem Nußberge begeben hatte, und wie sie bis zu der Stelle gelangt seien, an der er sie gefunden habe.

„Aber du bist ja selber ganz naß," schloß sie.

„Weil wir während des Wolkenbruches in den Wald hinauf gegangen sind," antwortete er, „da nur einmal der Hagel nachgelassen hatte."

Sie kamen nun in den Wald, und hier sah es zum Erschreken aus.

Wie man eine Streu aus Tannenreisern macht, wenn in einem Jahre wegen Dürre oder andern Unglüksfällen die Halme nicht gerathen, so lagen auf dem ganzen Boden die Tannenzweige gehäuft, mancher starke Ast lag mehrere Male getroffen und also gebrochen darunter, an den Stämmen waren Risse der Rinde sichtbar, daß hie und da das weiße Holz hervor stand, und durch den Wald war ein feiner

Harzgeruch verbreitet, wie er ist, wenn Nadelholz gesägt oder gespalten wird. Die Schlossen lagen mit der Tannenstreu untermischt und von ihr bedekt, und hauchten eine unsägliche Kälte unter den Stämmen aus, welche im Freien draußen nicht so empfunden worden war. Der Vater und die Knechte mußten den Weg suchen, weil er mit Streu bedekt, und nicht zu sehen war.

Aus dem Walde kam man wieder in das Freie, und ging bis zu den Felsen nieder, von denen aus man das Haus und die Felder sehen konnte.

Der Garten war verschwunden, nur einzelne Stämme mit verstümmelten Armen standen empor. Das Grün war dahin, und die Felder jenseits des Gartens sahen aus, als wären sie schlecht geeggt worden.

Der Vater ging mit den Kindern in der Sandlehne nieder.

Da sahen sie, daß alle Fenster der Glashäuser zerstört waren, und daß im Innern an der Stelle, wo die Blumen in Töpfen und Kübeln gestanden waren, weiße Haufen von Schlossen lagen. Die Fenster des Hauses, welche gegen Abend schauten, waren zertrümmert, die Ziegeldächer und die Schindeldächer waren zerschlagen, daß sie theils wie ein

Sieb ausſahen, theils große ausgebrochene Stellen hatten, durch die das innere Bauholz hervor ſah. Die Verzierungen und der Anwurf der Mauern waren an der Wetterſeite herunter geſchlagen, daß die Mauern nicht etwa wie neu, ehe der Anwurf geſchieht, ſondern wie mit Hämmern ausgeſchlagen da ſtanden.

Als ſie gegen das Ende der Sandlehne kamen, ſahen ſie eine weiße Geſtalt durch den ehemaligen Garten eilen, durch naſſes Gras durch Schloſſen über die herab geſtürzten Baumäſte laufen, und ihnen an der Eke der Glashäuſer begegnen.

Es war die Mutter.

Sie lief gegen die Kinder und ſah ſie an.

Auf den Wangen der Kinder war durch das Gehen ein ſchöner roſiger Hauch erblüht, und ihre Haare lagen wohl naß und zuſammengeklebt aber wunderſchön um ihr Antliz.

„Vater, Vater,“ ſchrie ſie, „du haſt ſie mir gebracht.“

„Ja, ohne Makel ohne Beſchädigung,“ erwiederte er.

„Mein Gott, mein Gott, du biſt gütig, daß du ſie mir gegeben haſt. O Clementia, o Emma, o Sigismund!“ rief die Frau.

Sie rieß die Kinder an ſich, ſie drükte ſie, herzte ſie, und hatte alle drei in ihren Armen.

„Mutter, wir haben keine Nüſſe gebracht," ſagte der Knabe.

„Aber dich ſelbſt, du kleines unvernünftiges Kind," ſagte die Mutter, „das mir lieber iſt als goldene Nüſſe."

„Schauerlich war es und beinahe prächtig," ſagte Emma.

„Laſſe mir das Bild nicht vor die Augen, Vater, ich bitte dich, — — was hätte werden können!" ſagte die Mutter.

„Sie lagen unter Reiſigbündeln," antwortete der Vater, „aber laſſe uns in das Haus gehen, ich werde dir alles erzählen, gib ihnen trokene Kleider und etwas zu eſſen, daß ihr Blut wieder in gleichmäſſige Bewegung komme."

„So kommt, ihr Kinder," ſagte die Mutter.

Sie wendete ſich, um durch den Garten in das Haus zu gehen. Die Kinder ſchloßen ſich an. Sie führte alle drei, ſo weit dies möglich iſt, an der Hand. Dann folgte die Großmutter und der Vater, dann die Knechte.

Als man zu dem Haupteingange des Hauſes gekommen war, wandte ſich der Vater zu den Knechten um, dankte ihnen, entließ ſie, ſagte, ſie ſollten das, was ſie tragen, an die rechte Stelle thun, ſollen ſich

umkleiden, ſollen alle Arbeit ruhen laſſen, und er werde ihnen ein Glas Wein zu ihrem Abendeſſen ſenden.

„Und ich danke euch auch,“ ſagte die Mutter, die mit den Kindern bei den Worten ihres Gatten vor dem Hauſe ſtehen geblieben war, und ſich umwendete, „ich danke euch auch, und werde es euch gewiß vergelten.“

„Es iſt nicht nöthig,“ ſagte der Altknecht, „wir haben nichts beſonderes gethan, als was unſere Schuldigkeit geweſen iſt.“

Die Knechte fingen nun an ſich zu zerſtreuen.

Als ſie auseinander gegangen waren, und man die Ausſicht auf den Weg hatte, auf dem man her gekommen war, ſah man das braune Mädchen in einiger Entfernung im Garten ſtehen.

Man hatte es bei dem erſten Anblike des Vaters und bei ſeinem Empfange, da man von den Knechten umſtanden war, nicht beachtet, man hatte es im Nachhauſegehen, da die Knechte gerade hinter dem Vater den Kindern und der Großmutter gingen, nicht geſehen, und hatte geglaubt, daß es nach ſeiner Art ſchon längſtens umgekehrt ſein werde. Als die Kinder es ſahen, ließen ſie von den Händen der Mutter los, hatten große Freude, daß das fremde Kind in ihrem

Garten ſtehe, liefen zu ihm hin, und ſprachen zu ihm.

Die Mutter aber fragte: „Wer iſt denn das?“

Der Vater ſagte ihr, daß es das braune Mädchen von dem hohen Nußberge ſei, und erzählte ihr, was es heute zu dem Schuze der Großmutter und der Kinder gethan habe.

Dann wendete er ſich zu der Gruppe der Kinder, und ſagte: „Komme her, du liebes Kind, wir werden dir ſehr viel Gutes thun.“

Das Mädchen zog ſich bei dieſen Worten langſam von den Kindern zurük, und da es ein Stükchen entfernt war, fing es zu laufen an, es lief durch den Garten zurük, es lief um die Glashäuſer herum, und in dem nächſten Augenblike ſah man es ſchon in der Sandlehne empor laufen.

Die Kinder gingen wieder zu ihren Eltern zurük.

„Schade, daß das Kind nicht näher kommt, und ſo ſcheu iſt,“ ſagte der Vater.

„Ich fange das Ding,“ ſagte ein Knecht.

Alle drei Kinder thaten auf dieſe Äußerung einen Angſtſchrei der Abwehrung.

„Laſſe das,“ ſagte der Vater, „das Mädchen hat meiner Mutter und meinen Kindern heute den größten Dienſt erwieſen. Darf man es überhaupt nicht rauh

behandeln, ſo darf man es jezt um ſo weniger, ſo lange es ſich nicht ſchädlich erweist. Wir werden es ſchon auszukundſchaften und zu finden wiſſen, dann muß es gut behandelt werden, daß es Zutrauen gewinnt, und wir werden die Art ſchon finden, wie wir das Kind belohnen, und ihm ſein Leben vielleicht nüzlicher machen können, als es jezt ahnt.

Indeſſen war das Mädchen ſchon wie ein Hirſch auf die höchſte Höhe gekommen, war noch einen Augenblik in den Klippen ſichtbar, und war dann verſchwunden.

Der Tag neigte ſich ſchon gegen den Abend, und man war nicht ohne Beſorgniß um das Kind, beſonders, da die Großmutter erzählt hatte, daß es an dem rechten Arme blute. Aber der Himmel war lichter, ein ſchweigender Nebel ſtand an demſelben, und es war kein Regen mehr zu befürchten. Man mußte der Anſicht des Vaters beipflichten, daß das Mädchen am beſten aufgehoben ſei, wenn man es ſeinem eigenen Ermeſſen überlaſſe, daß es ein Waldgeſchöpf ſei, dem Berge und Hügel nichts anhaben, und daß ihm, wenn man es ſuchen oder beobachten ließe, ein größeres Ungemach zuſtieße, als ihm ſo bevorſtehen könne.

Man ging nun in das Haus. Die Mutter hatte

die Kinder in ein an der Morgenseite des Hauses gelegenes gut erhaltenes und gut verwahrtes Zimmer gebracht, das sie auf die Nachricht des vorausgeschikten Knechtes in Anbetracht der eingetretenen Kälte sogar schwach hatte heizen lassen. Dort wurden die Kinder entkleidet, auf wenige Augenblike in ein warmes Bad gethan und hierauf mit wohlgetrokneten und durchwärmten Kleidern angethan. Weil sie durch die vorangegangene Begebenheit aufgeregt waren, so gingen sie troz der Müdigkeit selbst bei Kerzenscheine und, als sie das Abendmahl eingenommen hatten, noch nicht zu Bette; und als die Großmutter sich umgekleidet hatte, und wieder zu ihnen herein kam, saßen sie um den Tisch, und knakten mit ihren drei Nußknakern die Nüsse auf, die sie noch vorräthig hatten, und die ihnen die Großmutter gegeben hatte. Sie erzählten auch von dem Gewitter, und erzählten so, daß man sah, daß sie auch nicht die entfernteste Ahnung von der Gefahr hatten, in der sie geschwebt waren. Sie nahmen die Reisigbündel als etwas an, das sich von selber verstehe, und das so da sei, wie im Winter das warme Haus, daß sie nicht erfrieren.

Als man die Großmutter fragte, ob sie das Gewitter nicht hätte kommen gesehen, antwortete sie:

„Ich habe die Wolken nicht für ein Gewitter gehalten, und da es zu regnen anfing, war es zu spät, den Wald zu erreichen.“

Auf die Frage, ob ſie die Wolken als Hagelwolken erkannt habe, antwortete ſie: „Ich habe wohl eine kleine Vermuthung gehabt, daß aus den Wolken Hagel kommen könnte; aber ich habe eine ſo dichte Haſelſtaude ausgeſucht, daß ein gewöhnlicher Hagel nicht durch gedrungen wäre. Nur das braune Mädchen hat die Reiſigbündel herbei getragen.“

„Ich will den Anblik und das Bild deſſen, was ſich hätte zutragen können, wenn die Bündel früher nach Hauſe geführt worden wären, in den Hintergrund und in die Ferne rüken,“ ſagte der Vater zu der Mutter, „da die Kinder den hohen Nußberg ſo lieben, da die Großmutter ſie gerne dahin begleitet, und da es hart wäre, ihnen dieſe Freude zu rauben, ſo werde ich ein Stükchen Landes dort kaufen, und werde auf demſelben ein winziges kleines Häuschen zum Schuze bauen. Wenn es auch faſt gewiß iſt, daß die Kinder ſchon erwachſene Perſonen, ja vielleicht ſchon Greiſe ſein werden, ehe ſich ein Hagelwetter wiederholt, wie das heutige war, ja wenn auch in mehreren Menſchenaltern, wie zu vermuthen iſt, kein

ſolches mehr kommen wird, ſo wie in den vergangenen Menſchenaltern keines verzeichnet iſt, das ſo entſezlich geweſen wäre, ſo würden in deinem und meinem Gemüthe doch immer Hagelwolken herauf ſteigen, ſo oft die Kinder auf dem hohen Nußberge wären. Bei einer Überraſchung finden ſie in dem Häuschen Schuz, und wenn ſie auf dem Heimwege ein Gewitter ſehen, ſo gibt auch der Wald die nothdürftige Unterkunft, und wir dürfen beruhigt ſein, wenn ſie auf jenem Wege gehen, beſonders, wenn man fleißig auf die Wolken, und den Himmel blikt."

„Es iſt häufig geblikt worden," erwiederte die Großmutter, „aber wenn Gott zur Rettung kleiner Engel ein ſichtbares Wunder thun will, daß wir uns daran erbauen, ſo hilft alle menſchliche Vorſicht nichts. Ich habe in ſiebenzig Jahren alle Wolken geſehen, die in dieſem Lande ſind; aber wenn es heute nicht wie ein Nebel ausgeſehen hat, der in dem Herbſte blau auf allen fernen Wäldern liegt, an den Rändern weiß funkelt, gegen Abend in die Thäler und auf das Land herunter ſteigt, und Morgens doch wieder weg geht, und die helle Sonne ſcheinen läßt: ſo will ich eine ſehr harte Strafe hier und dort erdulden. Und ſind in dieſer Zeit des Jahres ſchon öfter Gewitter geweſen. Ein altes Wort ſagt: Um das Feſt der

Geburt der heiligen Jungfrau ziehen die Wetter heim, und heute ist es sechs Wochen nach jenem Feste. Dein alter Vater wird sich in der Ewigkeit wundern, wenn er es weiß, oder wenn ich komme, und es ihm sage, daß nach Gallus ein so großes außerordentliches Gewitter gewesen sei, und daß es die Bäume und die Häuser zerschlagen habe. Es ist ein Wunder, wie Gott in dem Haupte des braunen wilden Kindes die Gedanken wekte, daß es die Wolken sah, und daß es die Bündel herbei trug."

„Ihr habt Recht, theure Mutter," antwortete der Vater, „es war das nicht zu erwarten, was gekommen ist. Kein Mensch konnte errathen, was geschehen würde, und es ist ein Glük, daß sich alles so gewendet hat. Wir waren in dem Garten, die Knechte arbeiteten in den nächsten Gemarken, als es donnerte. Da die ersten Hagelkörner fielen, konnten die Knechte nur verwundert in die Scheune springen und wir in das Haus, und als es mit Getose nieder ging, die Fenster die Mauern und das Dach zerschlagen wurde, fiel die Mutter ohnmächtig auf den Teppich des Fußbodens."

„Der Mensch ist eine Blume," sagte die Großmutter, „zuerst ist er ein Veilchen dann eine Rose dann eine Nelke, bis er eine Zeitlose wird. Und wer

eine Zeitlose werden soll, der kann nicht als ein Veilchen zu Grunde gehen, darum war die dunkle Blume da, daß die lichten leben."

„Nur die Annahme, daß es fast gewiß sei, daß ihr alle den dichten Wald als Schuz gesucht habt, und hinter einem diken Stamme desselben geborgen seid," sagte der Vater, „konnte der Mutter und mir Trost geben, und die Verzweiflung abhalten."

„Es wäre die dichte Haselstaude hinreichend gewesen," antwortete die Mutter, „aber weil sie nicht hinreichend war, waren die Bündel da, und es war die Hand schon bestimmt gewesen, welche sie einst schneiden mußte."

„Als wir euch in dem Walde nicht errufen konnten," sagte der Vater, „da faßte auch mich das Entsezen."

„Ich sage dir ja," erwiederte die Mutter, „daß die Hand schon bestimmt war die Bündel zu tragen, so wie einmal der Fuß schon bestimmt war, daß er durch den Wald zwischen Jericho und Jerusalem gehe, damit der verwundete und geschlagene Mann, der dort lag, gepflegt und geheilt werde."

„Amen, theure Schwiegermutter," sagte die Frau, „das ist ein trostreicher herzlindernder Glaube."

„Gib dich ihm hin, und du wirst dein Leben lang gut fahren," antwortete die alte Frau.

Die Kinder waren unterdeſſen in ihrem Geplauder fortgefahren, ſie ſagten allerlei zu den Erwachſenen und unter ſich, und verſtanden nichts von dem ernſthaften Geſpräche, das ihretwillen ſtattgefunden hatte.

Als es ſpäter geworden war, als doch ſchon der Sand in die ſchönen Äuglein zu kommen anfing, wurden ſie zu Bette gebracht. Blondköpfchen hatte ſein Schlafgemach neben dem der Eltern, Braunköpfchen hatte es auf der entgegengeſezten Seite, und Schwarzköpfchen hatte ſich noch von der Großmutter nicht trennen können; es ſchlief in dem Gemache derſelben, und entſchlummerte, wenn das Auge der alten Frau ſein Bett behütete, und erwachte, wenn dasſelbe Auge auf ſeine Lider ſchaute, und ihr Öffnen erwartete. Die zwei erſten Kinder wurden in ihre Schlafkämmerlein geführt, Schwarzköpfchen wurde von der Großmutter auf den Arm genommen, und nachdem man gute Nacht geſagt hatte, über den Gang in die gemeinſchaftliche Schlafſtube getragen. Was die beiden Eltern vor dem Bilde des Gekreuzigten gebethet haben, weiß niemand, weil es nur ein eheliches Geheimniß iſt, wenn ſie ihre Freude oder ihren Schmerz vor Gott ausſchütten.

Am andern Morgen war ein kühler Tag. Wolkenhaufen zogen beſtändig von der Gegend des Son-

nenunterganges nach der des Sonnenaufgangs, und wenn man oft meinte, die Sonne werde jezt durchbrechen, die Wolken ſich zertheilen, und dem blauen Himmel Plaz machen, ſo entſtanden wieder neue, dekten wieder die früher lichteren Stellen, und zogen wieder gegen Morgen. Es regnete aber nicht. Die ungeheuern Mengen von Schloſſen, welche auf die Gegend nieder gefallen waren, verbrauchten Wärme, die Kälte verdichtete daher beſtändig die in der Luft befindlichen Dünſte und erzeugte die unaufhörlichen Wolken.

Das erſte, was der Vater am Morgen vornehmen ließ, war, daß er das Innere der Glashäuſer reinigen ließ. Die Schloſſen wurden mit Schaufeln auf Karren gethan, und in eine Grube gefahren, aus der einſt Steine gebrochen worden waren, und die der Vater wieder dadurch ausfüllen wollte, daß er alle feſten Abfälle des Hauſes wie Geſchirrtrümmer oder des Feldes wie ausgeleſene Steine in dieſelbe werfen ließ. Der Hagel wurde dorthin geführt, weil nirgends ein paſſender Ort für ihn war. Die Gewächſe, von denen man hoffen konnte, daß ſie noch zu retten ſein könnten, wurden ausgeleſen, die übrigen und die Scherben der Töpfe wurden in obbeſagte Grube gebracht. Auch wurden Knechte auf den Boden des

Hauſes geſchikt, um den Schaden dort zu unterſuchen, und andere mußten in Verbindung mit Mägden das Reiſig von den zerſchlagenen Obſtbäumen aus dem Garten wegräumen. Ein Bote wurde nach dem Glasarbeiter geſchikt. Der Vater beſah die Bäume, ob manchen aus ihnen noch zu helfen ſei. Wenn dieſes wäre, ſo müßte bald dazu geſchritten werden, weil ſonſt der Herbſt zu weit vorrükte, und die Kälte die Wiederbelebungskraft der Bäume nicht wirkſam werden ließe.

Die Kinder gingen in der Kühle mit der Großmutter in die Luft. Die ungeheuer vielen kleinen Glastäfelchen, die an der Abendſeite des Hauſes lagen, waren wie die kleinen flimmernden Täfelchen, welche ſie gerne aus den Steinen der Sandlehne und aus anderen auslösten. Die Bäume des Gartens erkannten ſie aus den Stumpfen nicht, und konnten ſich nicht erinnern, was der Stamm einſt getragen habe. Im Freien ſahen ſie, wie Menſchen damit beſchäftigt waren, die noch immer hie und da liegenden Schloſſenhaufen von den Vertiefungen der Felder weg zu ſchaffen. An dem Wieſenbache, der zurük getreten war, deſſen Waſſer ſich aber noch immer nicht geklärt hatte, ſahen ſie, daß die Weidenruthen zerſchlagen und weggeſchwemmt waren, daß ſich

Schlamm und Steine auf den Wiesenrändern befanden, und daß todte Fische da lagen, die das Weiße des Bauches empor zeigten.

Am Tage zuvor war es wie Sommer gewesen, jezt war tiefer Herbst eingetreten.

Nachmittags ging der Vater zu dem eine halbe Stunde Wegs entfernten Pfarrer hinüber, dessen Pfarrhaus neben der kleinen Pfarrkirche war, und fragte ihn wegen des braunen Mädchens.

Der Pfarrer wußte nichts. Es war kein Ding dieser Art in die Pfarr- oder Schulbücher eingetragen, und war auch nie unter den Pfarrkindern zu sehen gewesen.

Der Vater ging nun zu dem Jäger, der oft durch Felder Wälder und Fluren strich, und alle Dinge derselben kennen mußte.

Allein auch dieser wußte nichts.

Es seien Banden gewesen, sagte er, aber sie seien immer in den höheren Wäldern, die gegen Baiern hinüber ziehen, gewesen, und hätten sich längs des Saumes aufgehalten, an dem sie durch die Länder gewandert sind. Sein Nachbar aus den jenseitigen Gegenden wisse auch nichts.

Der Vater kehrte unverrichteter Dinge wieder heim.

Die folgenden Tage waren eben so kalt und un-

freundlich wie der vergangene. Immer kamen Wolken, selten waren Sonnenblike, und der Wind wehte zwar nicht ſtark, aber rauh. Auf den Dächern waren die Arbeiter, und hämmerten die Latten und Schindeln feſt, oder ſezten die Ziegel ein. Die Glasarbeiter, die Anfangs durch die viele Arbeit verhindert waren, kamen endlich doch, und es wurde ihnen zur Herſtellung aller Fenſter des Hauſes und der Gewächshäuſer der große Saal eingeräumt. Die Maurer arbeiteten an der Außenſeite des Hauſes, damit noch alles in vollkommenen Stand geſezt würde, ehe die kalte Zeit käme, und die meiſten Hausbewohner fort zögen. Der Vater war mit Beihilfe von Arbeitern beſchäftigt, die verwundeten Bäume zu verbinden, oder die Stämme zu überſtreichen. Die Mägde mußten die Pläze vor dem Hauſe reinigen.

Endlich, da lange die Nachwehen des Gewitters angehalten hatten, kamen noch tief im Herbſte ſchönere Tage, die im Verhältniſſe zur Jahreszeit ſehr warm genannt werden konnten.

Der Vater munterte die Kinder ſelber auf, auf den hohen Nußberg zu gehen. Er ſagte, er werde mitgehen, um etwa das braune Mädchen zu ſehen. Er möchte ſich ihm gerne dankbar beweiſen.

Die Kinder gingen mit der Großmutter wie

immer auf den hohen Nußberg. Der Vater begleitete sie.

Sie gingen durch den Saum der Stumpfen hinein, die traurig da standen, und die wohl den ganzen Winter so bleiben würden.

Das braune Mädchen sahen sie nicht.

Sie gingen bis zu dem Gipfel, sie gingen zu der alten diken Haselwurzel, sie gingen endlich zur Stelle, wo sie Schuz vor dem Hagel gefunden hatten. Die Reisigbündel lagen noch da. Der Vater schlug vor, die Bündel mit vereinten Kräften auf den Plaz zurük zu tragen, von dem sie genommen worden waren. Er fand den Plaz nach einigem Suchen, und man schaffte die Bündel wieder zu denen, von denen sie genommen worden waren. Blondköpfchen konnte ein ganzes tragen, und Schwarzköpfchen und Braunköpfchen trugen eins mit einander, bei dem auch die Großmutter half. Als alles geschehen war, blieb man noch lange auf dem Berge, man ging zu dieser und jener Stelle, und wartete. Aber das braune Mädchen erschien nicht. Da ging man nach Hause.

Der Vater ging ein zweites Mal mit den Kindern auf den hohen Nußberg, er zeigte ihnen die Stelle, wo er das Schuzhäuschen bauen wollte und wartete; aber das braune Mädchen kam auch dieses Mal nicht.

Und so ging er mehrere Male; aber das braune Mädchen war nicht zu sehen.

Da gingen die Kinder allein auf den hohen Nußberg, und die Großmutter ging mit ihnen.

Die Sonne schien warm, der Himmel war blau, das Haidebächlein war klar, die grauen flinken Fischlein spielten darin, und da die Kinder zu der Grenze des Geheges kamen, lief das braune Mädchen durch die laub- und zweigelosen Stumpfen der Haseln Birken und Eschen daher, und gesellte sich zu den Kindern. Alle schauten sich mit freudigen Augen an, und da die Kinder hingingen und den Arm des Mädchens und seine Bänder berührten, da nahm es Blondköpfchens Haare in die Hände, und drükte sie fest, und nahm dann Schwarzköpfchens Loken, und hielt sie. Braunköpfchen, das mehr Muth bekommen hatte, weil es von dem braunen Mädchen getragen worden war, nahm dessen Finger, und hielt ihn, und das braune Mädchen ließ es geschehen, es nahm dessen Hand, und es ließ es auch geschehen. Es ging mit ihnen auf den hohen Nußberg empor, und sie schauten ins Weite und Breite, und die Großmutter erzählte. Es redete Worte, und die Kinder verstanden sie. Sie gaben ihm Kuchen Brot, und was sie sonst mit gebracht hatten. Das Mädchen

hatte ihnen nichts zu geben, und hielt die leeren Hände hin.

Das braune Mädchen hatte denſelben Anzug, den es immer gehabt hatte, aber er war in jenem Gewitter ſehr verdorben worden, er war unrein und verknittert.

Die Großmutter erzählte ihnen von den Bäumen, die von dem Berge herab gefallen waren, und doch nicht aufgehört hatten zu leben — dann erzählte ſie ihnen von den Königen mit den drei Seſſeln — dann von dem Weizen, der nicht hatte blühen können — dann ſprach ſie von den fernen Ländern, deren hohe Gebirge man gar nicht mehr ſehen könne — und endlich von den unbeſchlagenen Wägen und Akerwerkzeugen, mit denen man vor Zeiten die Felder beſtellt hatte.

Hierauf traten ſie den Rükweg nach Hauſe an.

Die Sonne ſchien auch im Herabgehen warm, der Himmel war blau, die Schatten waren lang, weil es ſchon tief in den Herbſt ging, die Gräſer wurden gelb, und die grauen flinken Fiſchlein in dem klaren Bächlein der Mulde ſpielten ſo luſtig wie im Sommer.

Das braune Mädchen war mit ihnen gegangen. Es war mit ihnen den hohen Nußberg herab gegangen, es war mit ihnen über das Bächlein der Mulde

gegangen, und ging mit ihnen über den grauen Raſen durch den Wald durch die Klippen und über die Sandlehne herab. Und da man zu den Glashäuſern des Gartens gekommen war, da ſagte es anmuthige Worte, und lief dann wieder über die Sandlehne empor, und ward nicht mehr geſehen.

Die Kinder erzählten den Eltern, daß das braune Mädchen nun da geweſen, und daß es mit ihnen gegangen ſei.

Sie gingen nun, ſo oft es möglich war, auf den hohen Nußberg, das fremde Mädchen kam immer, und ſie ſpielten und koſ'ten. Sie brachten dem braunen Mädchen ſchöne Sachen. Das braune Mädchen brachte ihnen auch bunte Steine, es brachte ihnen verſpätete Brombeeren, es trug in ſeinem Wamſe Haſelnüſſe herbei, die es im Sommer geſammelt hatte, oder brachte ihnen die geflekte Feder eines Geiers oder die ſchwarze eines Raben.

Wenn die Kinder nach Hauſe gingen, ſo ging das braune Mädchen immer mit ihnen bis zu den Glashäuſern, man hielt ſich bei den Händen, und ſcherzte. Bei den Glashäuſern liebkoſ'ten ſie ſich, und das fremde Mädchen lief dann immer über die Sandlehne zurük.

Wenn es Nacht war, und wenn die Kinder an

dem Tiſche mit den Lichtern ſaſſen, da ſprachen ſie von dem fremden Mädchen, und ſtritten, wer es lieber habe.

Die Großmutter erzählte den Eltern von dem braunen Mädchen, und Vater und Mutter achteten auf das, was ſie ſagte, und merkten es ſich in ihrem Sinne gar wohl.

Es wurde immer ſpäter und ſpäter im Jahre. Die Fäden, die auf dem Raſen und zwiſchen dem Wachholder geſponnen hatten, waren verſchwunden, die Beeren der Moore, die in dem Sumpfgraſe oder neben der ſchwarzen Erde ſo roth und weiß geglänzt hatten, waren vergangen, die ſpäte Preißelbeere, die unter dem Schuze eines Steines oder eines Baumes von dem Hagel verſchont worden war, war dahin, ihr Kraut und das kräftige der Heidelbeere war ein dürres Stengelbüſchlein, der Wald wurde ſehr durchſichtig, die Berge waren roth, an den Morgen lag der weiße Reif auf der Gegend, oder es war der lange Nebel da, und die Sonne, die ſpät kam, konnte ihn kaum zerſtreuen, die Hügelgipfel etwas bliken laſſen, und dann untergehen; oder es kamen die froſtigen Wolken, ſchütteten den Regen in kleinen Tröpflein herunter, und wenn ſie vergingen, war der hohe ferne Wald weiß beſtäubt.

Da wurde eines Tages der große Wagen heraus

geſchoben, er wurde gepakt, alles Nöthige hinein gethan, und in Mäntel und warme Kleider gehüllt ſtiegen der Vater und die Mutter ein, es ſtiegen die Kinder ein, und fuhren davon.

Die Kinder weinten, als ob ihnen ein tiefer Schmerz und ein tiefer Kummer angethan worden wäre.

Erſt als ſie ſchon weit gefahren waren, als ſie ſchon durch Dörfer Marktfleken und Städte gekommen waren, und Wälder und Flüſſe geſehen hatten, milderte ſich die Trauer, ſie ſprachen und redeten unter einander, bis ſie in die große Stadt einfuhren, die hohen Häuſer mit den glänzenden Fenſtern da ſtanden, dicht gedrängt die ſchön gekleideten Menſchen gingen, prächtige Wägen fuhren, und vor den Verkaufsläden die ſchönen Waaren und Kleinodien unter Glastafeln funkelten.

Da die weißen Hüllen über die Berge und Thäler vergangen waren, da der Himmel wieder öfter blau lächelte, als er trüb verhüllt war, da die Sonne ſchon höher ſtieg, und kräftiger nieder leuchtete, kam der Wagen wieder gegen den Hof in dem Hügellande gefahren, und Vater und Mutter und die Kinder ſtiegen aus.

Es war noch kein Gräslein, es war kein Blätt-

chen, die Felder waren nakt, nur die Winterſaaten, die ſich ſchon regten, legten grüne Tafeln auf die braune Erde, und an manchem Morgen war es noch ein wenig gefroren, daß der Weg zähe war, und an dem Rande vom Wäſſerlein Eisſpizen glänzten: aber die Sonne ſchien ſehr freundlich, ſie ſiegte alle Tage mehr, und füllte alle Tage ſchöner die Zimmer der Kinder und der Großmutter auf dem ländlichen Hofe mit Licht und mit Wärme.

Als man die Kleider der Stadt eingepakt hatte, als man die Kleider des Landes aus den Käſten des Hauſes hervor gethan hatte, fand ſich, daß manches geändert werden mußte. Die Säume der Kleider der Mädchen mußten aufgelaſſen werden, daß die Kleider tiefer reichten, die Jaken von Braunköpfchen mußten erweitert werden, und die Strohhütchen von Blondköpfchen von Schwarzköpfchen und von Braunköpfchen mußten weggethan und es mußte um neue geſchrieben werden.

Da die Sonne ſchon ſehr warm ſchien, da man ſchon begann, die Sommerfrucht in die geeggte Erde zu ſäen, da es ſchon troken war, und in der Frühlingsſonne die Flimmer der Steine und Felder funkelten, begehrten die Kinder auf den hohen Nußberg. Die Großmutter legte ihnen wärmere Kleider an,

als sie sonst im Sommer hatten, that selbst wärmere Gewänder an, und führte sie auf den hohen Nußberg. Sie hatten ihre Haselruthen mit den Haken nicht mit, wie sie dieselben überhaupt nie mit nahmen, als wenn die Nüsse reif waren. Sie trugen nur ihre Körbchen am Arme. Sie gingen über die Sandlehne empor, sie gingen durch die Felsen und den Wald. Als sie über die graue Haide gingen, lief ihnen das braune Mädchen von weitem entgegen. Sie freuten sich, sie jubelten, sie liebkos'ten sich, und Braunköpfchen schlang seine zwei Ärmlein um den Naken des braunen Mädchens, und hielt ihn fest.

Aber nicht blos an den Kindern war, während sie abwesend gewesen waren, eine Veränderung vorgegangen, sondern auch das braune Mädchen hatte sich verändert. So wie man bei ihnen die Säume der Kleider hatte auflassen müssen, daß sie ihnen wieder recht wären, so waren dem braunen Mädchen seine grünen Höschen zu kurz geworden; es war größer und schlanker geworden, und ließ seine nakten Arme dicht an seinem Körper hinab hängen. Die vielen schwarzen Haare, die ihm immer abgeschoren waren, trug es jezt nicht mehr so, sondern es hatte auch Loken bis auf den Naken hinab, wie sie die Kinder bisher gehabt hatten.

Sie gingen auf den Nußberg, ſie gingen weit und breit herum, ſie ſahen alle Stellen, und ſahen auf die Berge des Landes hinaus.

Auf der Erde war noch kein neues Gras, aber ſie war troken; an den zerſchlagenen Äſten war kein Laublein, aber die reine Luft war um ſie, und die Sonne ſchien hold auf ſie hernieder.

Als die Kinder nach Hauſe gingen, ging das fremde Mädchen bis zu den Glashäuſern mit ihnen, und lief dann zurük.

Die Kinder kamen nun wie immer oft auf den hohen Nußberg, und das fremde Mädchen erſchien häufig.

Nach und nach lokte die Sonne die grüne Farbe auf die Erde. Die Wieſen wurden grün, und die Unzahl der gelben weißen rothen blauen Blümlein miſchte ſich darunter. Die Felder wurden grün, weil die junge Saat hervor ſproßte, und die hellgrüne Farbe zeigte, und weil die Winterſaat weiter wuchs, und die dunkelgrüne beigeſellte. Der Vater hatte viele Pflanzen und Gewächſe kommen laſſen, und ſie ſtanden jezt neben den noch erhaltenen in den Glashäuſern, und es war, als ob nie ein Schaden angerichtet worden wäre. An den verſtümmelten Bäumen wuchſen zahlreiche kleine Zweige hervor, die ſo ſchön waren,

und ſo lebhaft wuchſen, als wäre das Abſchlagen der Zweige kein Unglük geweſen, ſondern als hätte ein weiſer Gärtner dieſelben beſchnitten, daß ſie nur deſto beſſer empor trieben. An den Zweiglein, die der Vater vielen abgeſchnittenen Äſten eingepfropft, und die er mit Pflaſtern verbunden hatte, prangten zwei oder vier große Blätter. Im Walde im Geſtrippe oberhalb der Sandlehne ja ſogar auf der grauen Haidemulde war alles thätig. Die Zweige ſproßten, als müßten ſie eine Verſäumniß einbringen, ſie drängten ſich, und ſtrebten empor. Endlich, da die Erde weithin grün war, da die Zweige ſich verlängert hatten, kamen auch Blüthen, ſie kamen ſpäter, und waren weniger als in andern Jahren, aber ſie waren da, und waren faſt noch zutraulicher und lieblicher als in früheren Zeiten.

Einmal in der Fülle des Frühlings, da alles blühte und duftete, und ſich das menſchliche Herz erfreute, da die Kinder von dem hohen Nußberge nach Hauſe gingen, das braune Mädchen ſie begleitete, und man bis zu den Glashäuſern gekommen war, hatte Blondköpfchen mit ernſten Augen die Hand des braunen Mädchens gefaßt. Braunköpfchen hatte es am Arme genommen. Blondköpfchen ſah dem braunen Mädchen in das Angeſicht, und ſagte: „Komme mit, komme mit.“

Braunköpfchen ſagte auch: „Komme mit, komme mit."

Das braune Mädchen ſah die Kinder an, und einen Schritt vorwärts.

Braunköpfchen war außerordentlich erfreut, es ging einen Schritt voraus, und ſagte lokend: „Komme mit, komme mit."

Das braune Mädchen ging zögernd nach. Es ging von den Glashäuſern gegen die Bäume vorwärts, es ging auf dem Kieswege durch das Grün des Gartens, es ging über den Sandplaz vor dem Hauſe, es ging über die Treppe empor, und ſtand auf dem Teppiche des Beſuchzimmers.

Es war in dem Zimmer niemand zugegen. Die Großmutter ging gleich, da man die Treppe empor gekommen war, in ein anderes Gemach.

Das fremde Mädchen ſtand, und öffnete ſeine großen Augen noch mehr, und ſchaute auf den Spiegel an der Wand auf die Uhr auf den Schrein, auf welchem ſchöne Gefäße ſtanden, auf Tiſche und Stühle und Seſſel und auf den wunderbaren Teppich.

Die Kinder liefen und brachten ſüſſe Milch in einer Schale, und brachten feines Weizenbrod und ſilberne Löfflein. Das fremde Kind trank die Milch

aus der Schale, nahm ein Stükchen Brot in die Hand, biß davon ab, und verzehrte es so.

Die Kinder brachten ihre Spielzeuge, und zeigten sie. Das braune Kind wußte damit nichts anzufangen. Die Kinder brachten auch ihre Nußknaker, ihre schöneren Kleider, und ihre Bänder.

Endlich kam auch die Mutter in einem feinen weißen Anzuge, und trug gezukerte eingemachte Früchte auf einer Tasse, und both dem fremden Mädchen davon an.

Das braune Mädchen wich zurük, bis es mit dem Rüken aufrecht an der Wand stand. Es rührte keine Hand, es blikte die Früchte an, und ließ die Arme an dem Körper herab hängen.

Da wendete sich die Mutter wieder um, und ging ohne weiter ein Wort zu reden aus dem Zimmer.

Die Kinder traten zu dem fremden Mädchen, liebkos'ten es, es gab die Liebkosungen zurük, und nachdem dies ein Weilchen gedauert hatte, nachdem man geredet, nachdem das fremde Kind geantwortet hatte, und da es die Augen immer auf die Thür geheftet hielt, liefen alle zur Thür hinaus, liefen über die Treppe hinab, liefen durch den Garten, und hinter den Glashäusern lief das fremde Mädchen dann allein über die Sandlehne empor.

So wie es an dieſem Tage geweſen war, war es wieder einmal an einem andern. Da die Kinder auf dem Nußberge geweſen waren, da das fremde Mädchen zu ihnen gekommen war, da man nach Hauſe gegangen, und bei den Glashäuſern angekommen war, hielt Braunköpfchen das fremde Mädchen an dem Arme, zog es nach ſich, und bath, daß es mitgehen möchte. Das braune Mädchen ließ ſich ziehen, es folgte dem Knaben willig, man ging durch den Garten, man ging über die Treppen, und man ging dieſes Mal in das Spielzimmer der Kinder. Dort ließ ſich das braune Mädchen gar bewegen, ſich nieder zu ſezen. Es ſaß an der Seite des Knaben, es ließ ſich von ihm Kuchen gedörrte Pflaumen Milch Butter und Honig geben. Als man gegeſſen hatte, als man einen Kreiſel gezeigt, als man einen Federball verſucht, und ein Bilderbuch aufgeſchlagen hatte, ging man wieder fort, die Kinder begleiteten das braune Mädchen bis an die Glashäuſer, küßten und herzten es dort wie immer, nahmen Abſchied, und ließen es über die Sandlehne empor gehen.

Indeſſen war der Sommer vorgerükt. Der hohe Nußberg hatte ſich über und über mit grünen Zweigen bedekt. Wie es in dem Garten des Vaters geweſen war, ſo geſchah es auch hier. Die zerſchlagenen

Stämme der Haſeln der Birken der Eſchen der Erlen ſuchten durch ihren ſteigenden Saft die verlorenen Äſte zu erſezen, und trieben Zweige, die ſchnell wuchſen, dik wurden, und Blätter hatten, deren Größe und dunkle Farbe nie vorher auf dem Nußberge geſehen worden war. Die wenigen Äſte, welche von früher übrig geblieben waren, bedekten ſich mit Nüſſen, die in diken Knöpfen und enge geſchaart an den Zweigen ſaßen, als müßten dieſe die Pflicht der verloren gegangenen Äſte übernehmen, und ſo viel Nüſſe, als ſie nur immer könnten, auf die Welt bringen. Dieſelben waren noch grünlich und weißlich, fingen aber bereits an, ſich mit einem ſanften rothen Hauche zu färben.

In dieſer Zeit war auch das Schuzhäuschen des Vaters fertig geworden. Er hatte ein Stükchen Landes gekauft, das an der Morgenſeite des Berges gelegen war, woher am ſeltenſten ein Gewitter zu kommen pflegte. Er hatte das Häuschen ſo gebaut, daß es gegen Mittag und Abend ein Fenſter mit eiſernen Fenſterläden hatte, und daß gegen Morgen die Thür war. Im Innern ſtand an der Mitternachtſeite ein Bänklein an der Wand, davor ein Tiſchlein war. Es befanden ſich noch Stühle und Schemel in dem Häuschen.

Die Kinder waren öfter, wenn ſie auf dem Nuß-

berge waren, zu der Stelle gegangen, an der man arbeitete, und hatten zugeſchaut. Auch das braune Mädchen ſtand dabei, und betrachtete, was da wurde.

Es war von außen nicht angeſtrichen oder angeworfen worden, ſondern ſah ſo aus, wie die Steine oder die Steinhaufen ausſehen, die auf dem Nußberge liegen. Das Dach war mit dunkelbrauner Farbe bemalt. Im Innern hatte es der Vater ſehr ſchön grün machen, und hatte in jeder Eke ein Sträußlein von wilden Roſen von Kamillen und Cyanen malen laſſen. Da es fertig war, begleitete einmal der Vater die Kinder auf den hohen Nußberg, um das Häuschen einzuweihen. Sie traten hinein. Die Kinder waren außerordentlich erfreut, als ſie das nette Zimmerchen und alle die netten Dinge ſahen. Die Großmutter hatte in ihrer Taſche eine Flaſche mit Milch Kuchen in einer Doſe Butter und andere Dinge nebſt dem Tiſchgeräthe mit gebracht. Sie dekte wie das wohlthätige Weiblein den Knappen Rolands ein weißes Tuch über das Tiſchlein, das ſo glänzte wie die Blüthen des Kirſchbaumes, ſie legte an jedem Size ein Tellerchen auf das Tiſchlein, ſie that auf das Tellerchen ebenfalls ein weißes Tüchlein, und legte ein Löffelchen Meſſerlein und Gabel zu jedem Teller. Dann that ſie aus der Flaſche Milch in das Milch-

töpflein, und legte einen ſilbernen Schöpfer dazu, dann that ſie den reinen Honig auf die weißen Taſſen, daß er wie Gold in denſelben ſtand, dann legte ſie Butter auf einen Teller, und gab zu jedem Size ein feines weißes Brot. Die Kinder aſſen nun in ihrem Hauſe, und der Vater war ihr Gaſt. Da gegeſſen war, wurden die Reſte wieder weggeräumt und eingepakt. Die Kinder freuten ſich über dieſes Vesperbrot ſehr. Das braune Mädchen war an dieſem Tage nicht gekommen, und der Vater wunderte ſich, warum denn das Mädchen immer nicht komme, wenn er auf dem hohen Nußberge ſei.

Die Kinder gingen nun dem Häuschen zu lieb auf den Berg. Sie waren immer in demſelben, und wenn das braune Mädchen kam, mußte es mit in das Häuschen gehen, auf einem Stühlchen ſizen, und mit ihnen tafeln. Es waren in der Zwiſchenzeit die Erdbeeren gekommen, und wenn die Kinder in ihre Birkenrindentäſchchen im Walde an Rainen und oberhalb der Sandlehne Erdbeeren geleſen hatten, ſo that die Großmutter ſie im Häuschen auf einen der Teller, die in der Tiſchlade aufbewahrt wurden, und man verzehrte vergnügt das Nachmittagsmal.

Aber die Freude an dem Häuschen wurde nach und nach geringer. Die Kinder gingen ſtets weniger

hinein, und als eine Zeit vergangen war, ſchien es gar nicht mehr da zu ſtehen. Sie ſaſſen wieder an ihrer alten diken Haſelwurzel, und wenn ſie nicht da ſaſſen, ſo gingen ſie herum, waren in den Gebüſchen, laſen verſchiedene Dinge und Steinchen zuſammen, und ſprachen mit der Großmutter.

Wenn das braune Mädchen kam, ging man früher als gewöhnlich nach Hauſe, weil das Mädchen mit ging, weil es mit den Kindern in ihre Stube ging, und dort bei ihnen war, und aß und ſprach, und gegen Abend wieder fort zog.

Die Mutter ging bei ſolchem Anlaſſe öfter durch das Zimmer, aber ſie näherte ſich dem braunen Mädchen nicht, und ſprach nicht zu ihm. Sie hatte ein blaſſes Kleid angethan, wie Schwarzköpfchen eines an hatte, ihre Loken waren in den Naken gekämmt, wie Schwarzköpfchen hatte, ſo daß ſie ihm in allem glich, und ein großes Schwarzköpfchen war. In dieſer Weiſe brachte ſie einmal auf einem Teller viele große ſchöne Erdbeeren, die in dem Walde und auf der Haide nicht wachſen, ſondern die der Vater in eigenen Beeten, auf welche im Frühlinge Glas gelegt wird, zog. Die Mutter hatte früher auf alle Pläze der Kinder an dem Tiſche Tellerchen legen laſſen. Sie ging zu dem Tellerchen Blondköpfchens, that mit

einem Löffel Erdbeeren auf dasselbe, und Blondköpfchen begann zu essen. Sie ging zu dem Tellerchen Schwarzköpfchens, that Erdbeeren darauf, und Schwarzköpfchen fing an zu essen. Sie ging zu dem Tellerchen Braunköpfchens, that Erdbeeren darauf, und Braunköpfchen aß sie. Sie ging zu dem Tellerchen des braunen Mädchens, legte Erdbeeren darauf, und das braune Mädchen begann zu essen. Dann ging sie wieder zur Thür hinaus. Ein anderes Mal kam sie wieder, war wieder ein Schwarzköpfchen, brachte allerlei Dinge, und war unter den Kindern. So that sie nun öfter, bis das braune Mädchen auch mit ihr redete, sich immer mehr an das Haus gewöhnte, mit den Kindern in der Stube spielte, und mit ihnen auch im Garten war. Da bekam es von der Mutter auch ein Kleid, welches wie das frühere war, nur daß es viel schöner war, und daß es Ärmel hatte, die bis zu dem Ellbogen herab gingen.

Der Vater bekümmerte sich jezt wieder um die Herkunft des braunen Mädchens. Er fragte Nachbarn und Bekannte, sie wußten gar nichts von ihm. Er beschloß nun die Landleute die armen Häusler die Holzhauer die Pechbrenner die Waldhüttler zu fragen. Er ging deßhalb auf den Berg der Ahorne, der hinter der Grenze seiner Besizthümer empor steigt,

und wo eine Hütte mit zwei alten Leuten war, die einen jungen Sohn hatten, der Fäſſer und Bottiche machte, und viel in die Wälder kam. Sie wußten nichts. Er ging an dem Steingehege aufwärts, und fragte bei den Hütten der Steinbrecher. Das Kind wird wohl von weiter oben ſein, war die Antwort. Er ging weiter hinauf, und fragte. Das Mädchen könne zu den Haideleuten gehören, ſagten ſie. Er fragte an der Haide, ſie antworteten, das Mädchen komme etwa von den Moorhütten herab. Er fragte an den Mooren. Sie wußten dort nichts. Er kam nun zu den hohen Wäldern. Die Holzhauer und Pechbrenner ſagten, es gäbe allerlei Leute. Und wenn er das Mädchen beſchrieb, ſo ſagten ſie insgeſamt, ſie hätten es ſchon geſehen, und wenn ſie das Mädchen beſchrieben, ſo beſchrieb es der eine ſo, der andere anders, ein jeder auf ſeine Weiſe. Der Vater kehrte wieder nach Hauſe.

Wenn die Mutter das Mädchen ſelber leiſe fragte, ſo war es ſtill, und ſagte nichts. Die Kinder fragten nie. So verging nun die Zeit.

Das Mädchen kam jezt auch zuweilen allein zu dem Hauſe. Wenn man an einem Morgen die Lehnen der Fenſter öffnete, ſtand es naß in dem bethauten Graſe des Gartens, und wartete.

Wenn die Kinder lernen mußten, ſtand es dabei, und ſah zu. Plözlich konnte es einmal die Buchſtaben ſagen, und konnte dann leſen. Es wurde öfter um das Gelernte gefragt, und zu weiterem Lernen veranlaßt.

Wenn die Großmutter mit den Kindern fort ging, hing es ſich ſo gut an die Schürze derſelben wie die anderen Kinder, und ging mit. Einmal über die Nacht in dem Hauſe zu bleiben, und ſich in ein Bettlein zu legen, konnte es nicht bewogen werden.

Und wie der Sommer immer vorrükte, wie das Getreide reifte, und in die Scheunen geſammelt wurde, und wie der Haber goldig da ſtand, die leichten Fäden zitterten, und die Hülſe den weißen Schnabel aufſperrte, was immer auch die Zeit der Reife der Haſelnüſſe iſt, ſo gingen die Kinder im Sonnenſcheine mit ihren Haſelruthen auf den hohen Nußberg. Sie gingen nachmittags, wenn ſie ihre Aufgaben gelernt, und ihre Schriften geſchrieben hatten. Das braune Mädchen hatte einen langen Stab, an dem ein gut gerichteter Haken war. Sie gingen über die Sandlehne empor, ſie gingen durch die Felſen durch das Geſtrippe und Geniſte, ſie gingen durch den Wald über die graue Haide und durch die grauen Steine, wo wieder das Bächlein ſo lieb wie immer war,

die Fiſchlein ſpielten, die Waſſerjungfern flogen, und die rothen Blumen ſtanden, die ein Samenhaus voll weißer Wolle machen würden, ſie gingen über das Steingerölle in das Gehege der Nüſſe. Sie mußten heuer ſehr mühſam ſuchen, um die wenigen Stellen zu finden, an denen jezt Nüſſe waren, ſie riefen einander, wenn ſie ſie fanden, und ſie langten mit ihren Haken nach den bedekten Zweigen, und das braune Mädchen ſchwang ſich empor, und zog mit ſeinem Stabe die höchſten Äſte herab, daß Braunköpfchen die Nüſſe ſammeln, und in ſeine lederne Taſche thun konnte. Dann ſuchte man noch die lieben Stellen des Nußberges, wo allerlei Dinge im Geſteine im Sande und im Gebüſche waren, und ſaß dann noch wie gewöhnlich an der alten Wurzel.

Und wie der Haber endlich von den Feldern verſchwunden war, wie die Haſelſtauden ſich entfärbten, und die Blätter ſich runzelten und rollten, wie auf den Hügeln die weißen Fleke der Stoppeln ſich in braune verwandelten, wie auf den Feldern nichts mehr war als die Kartoffeln der Kohl und die Rüben, wie kein Apfel und keine Birne mehr in den Zweigen der Bäume war, ja wie die Blätter ſchon von dieſen Bäumen abfielen, wie die Blumen, die der Vater vor dem Hauſe in Töpfen ſtehen hatte, wieder in die

Glashäuſer geſammelt wurden, wie die blauen Wachholderbeeren an den Wachholderſträuchen immer blauer wurden, und die grünen ſchwollen und ſich mit einem Thaue überzogen, wie wieder der Fadenſommer ſpann, und die Großmutter immer trauriger wurde, und immer zärtlicher die Loken aller Kinder ſtreichelte: ſo wußten ſie, daß die Zeit da ſei, daß ſie bald ſcheiden mußten, daß der traurige Herbſt und die Nebel die Gegend bedeken werden, daß der Schnee und die Kälte kommen werde, und daß ſie lange nicht werden beiſammen ſein können.

Als dieſe Zeit gekommen, als der lezte Tag vergangen war, an dem ſie noch beiſammen ſein konnten, nahmen ſie, da das braune Mädchen fort ging, Abſchied, ſie umhalſeten es, und weinten, und Braunköpfchen ſchenkte dem fremden Mädchen ſeine Bilderbücher, und ſeine Trompete.

Und ſie fuhren wieder fort, da die Großmutter voll Kümmerniß bei dem Wagen ſtand, da die Knechte und Mägde bei dem Wagen waren, da der Vater noch mit weinenden Augen die faltenreichen Wangen der Großmutter küßte, ihre Hand küßte, wie er auch noch in ſeinen Mannestagen that, in den Wagen ſtieg, und die Pferde die Räder in Bewegung ſezten.

Es verging der lange Winter und das Schneege-

stöber, das das Haus den Garten die Glashäuser die Sandlehne den Wald die Felder den hohen Nußberg alle Berge und Wohnungen der Menschen eingehüllt hatte, hörte auf, die Sonne kam wieder, die harten Winde gingen in mildere Lüfte über, und der Vater die Mutter und die Kinder kehrten wieder in ihr Haus auf dem Lande zurük.

Sie fanden alles, wie sie es verlassen hatten. Die Großmutter war gesund, alle Knechte und Mägde waren gesund, und alle Thiere des Hauses lebten, und waren fröhlich.

Das braune Mädchen war wieder größer geworden, und die schönen schwarzen Haare gingen in noch größerer Fülle, und noch dichter auf den Naken hinab. Die Kinder liefen ihm entgegen, als es in das Haus kam, sie begrüßten es, und gaben ihm die vielen Sachen die sie ihm aus der Stadt mitgebracht hatten.

Es ging nun das Leben auf dem Lande wieder an, sie waren beisammen, sie lernten, sie arbeiteten, und da, wie es im vergangenen Jahre war, die Gräser auf den Wiesen und Rainen sproßten, da die Schwalben kamen, und mit ihren braunen Kehlchen und dem weißen Bauche tief an dem Wege dahin fuhren, und wieder hoch in die Lüfte schossen, da das Rothkehlchen in dem Gebüsche saß, mit dem Vorderleibe nikte, und

seine Stimme schmettern ließ, da alle Bäume mit Blüthen bedekt waren, kleine Laubbüschel bekamen, und nichts mehr von dem Unglüke des Hagels zu erbliken war, da die Felder grün waren, und die weißen Wolken darauf nieder leuchteten: da ging man wieder herum, und ergözte sich, wie man sich in früheren Zeiten ergözt hatte.

Das braune Mädchen war nun auch nicht scheu, wenn der Vater bei den Kindern war, und es wich vor den Knechten und den Mägden nicht zurük, welche im Hause im Garten und auf den Feldern herum gingen und arbeiteten.

Da auf diese Weise der Sommer sehr weit vorgerükt war, da eines Tages die Sonne schon gegen Untergang neigte, da die Kinder von ihrer Wanderung heimgekehrt waren, ihr Vesperbrot gegessen hatten, das fremde Mädchen schon fortgegangen war, und die Kinder mit der Mutter allein in der Stube gegen den Garten hinaus sassen, weil der Vater verreiset war: geschah es, daß Blondköpfchen wiederholt sagte, es rieche etwas unangenehm, als würden widrige Gegenstände verbrannt. Man sah überall nach. Auf dem Heerde war kein Feuer, in den Kaminen war auch keines, da man in der Hize des hohen Sommers keines brauchte. Auf den Feuerstellen der

Dienſtmädchen war ebenfalls kein Feuer, an dem ſie etwa Eiſen zum Glätten gehizt, oder irgend Wäſche oder dergleichen geſotten hätten. Man ſchaute aus den Fenſtern, alles lag ruhig und freundlich da, und nicht einmal ein Rauch ging aus nahen und fernen Schornſteinen empor.

Die Mutter ſprach mit den Kindern über die Sache, und man wunderte ſich, wie ſolche Eindrüke in die Sinne kommen können, Blondköpfchen vertheidigte ſich, andere griffen es an, und wie man ſo redete, geſchah draußen ein Schrei, es geſchahen ſogleich mehrere, und wie alle an die Fenſter liefen, um zu ſehen, was es gäbe, ſtieg ein diker qualmender Rauchknäuel als ſchwarze finſtere Säule von dem Scheuerdache empor, er wirbelte ſchnell, und gleich darauf ſchoß die blizende Flamme in ihn hinauf, und während die Kinder und die Mutter noch ſchauten, lief es geſchäftig und praſſelnd, als ob die Sommerhize alles vorbereitet hätte, in lichten kleinen Flämmchen von der Scheuer längs des Dachfirſtes der Stallungen und Wagenbehälter gegen das Haus hervor, mit eins geſchah ein Knall, wie wenn ein auf glühende Kohlen gelegtes Papier plözlich ſeiner ganzen Fläche nach Feuer fängt, und das ganze Dach der Ställe und Wagenbehälter ſtand unter einer einzigen

breiten nach aufwärts gehenden Flamme, das Scheuerdach aber war ein Körper von Glut und von Flamme. Knechte und Mägde rannten unten herum, und ſchrieen, und das Fichtenholz der Sparren und Latten krachte furchtbar unter dem Feuer.

„Kinder! um mich!“ ſchrie die Mutter.

„Mutter, Mutter, Großmutter, Sigismund, Clementia, Emma!“ ſchrieen die Kinder.

Sie ſchoßen in das Zimmer zurük, ſie ergriffen Dinge, ſie zu retten, und wußten nicht was ſie thaten. Sie nahmen eine Puppe, einen Lappen, oder ſonſt etwas, das ihnen in die Hände kam, ob es Werth hatte oder nicht. Die Mutter hatte ſchnell einen Schreibtiſch geöffnet, der in der Nebenſtube ſtand, hatte ein Käſtchen aus demſelben genommen, ſtürzte wieder in die Stube zurük, raffte die Kinder, die mit Verſchiedenem beladen waren, zuſammen, und führte ſie die Vordertreppe, die von dem Feuer weggewendet war, hinunter ins Freie. Da ſie die Hausthür hinter ſich hatten, hörten ſie erſt recht das Brüllen Wehen und Krachen der furchtbaren Macht, die hinter ihnen auf der andern Seite des Hauſes in ihrem Eigenthume herrſchte. Die ſtille Luft drükte den Rauch nieder, der ſich an der Abendſeite des Hauſes lagerte, und durch den die untergehende Sonne wie eine blu-

tige Scheibe ſchien. Viele Leute, man konnte nicht unterſcheiden, ob es eigene oder ſchon herzugelaufene waren, drängten ſich wild durch einander.

Die Mutter führte die Kinder nach der Morgenſeite des Gartens. Da die Hize den nach aufwärts ſtrebenden Wind erzeugt hatte, und derſelbe die feurigen Lappen, die aus brennenden Schindeln aus Stroh Heu oder Linnen und Gewändern der Leute herſtammten, wie frevelnde Geiſter in die Luft hinauf, und aus einander ſchleuderte, ſo mußte die Mutter die Kinder vor dem fallenden Feuer zu ſichern ſuchen, damit ſich ihre Kleidchen nicht entzündeten. Sie führte daher dieſelben unter dichten Bäumen und Gebüſchen weg. Sie führte ſie in die äußerſte Laube an der Morgenſeite des Gartens, vor der zwei reiche Linden ſtanden, die ſogar jeden Funken abhielten, der etwa in dieſer Richtung hätte fallen können.

„Kinder bleibt nun hier, entfernt euch ja nicht," ſagte die Mutter, „was ihr auch hören mögt. Hier geſchieht euch nichts, ich muß fort, ich komme aber bald wieder. Bewahrt indeſſen das Käſtchen."

„Ja," ſagten die Kinder, „wir werden bleiben."

Nach dieſen Worten lief die Mutter aus der Laube, und lief entſchloſſen in den Hof, und da ihr Gatte nicht anweſend war, übernahm ſie ſeine Stelle,

und drang bei den Knechten, die faſt den Verſtand verloren hatten, darauf, daß ſie in den Stall gingen, und die Pferde heraus zogen, damit ſie nicht etwa erſtiken, und daß ſie dieſelben an Bäume anbanden, daß ſie nicht wieder in das Feuer liefen. Ein Theil der Leute hatte es mit dem Rindviehe ſchon ſo gemacht. Man rettete aus dem brennenden Stalle ein Pferd nach dem andern, die Mutter leitete das Unternehmen, und gab die Stellen an, wo die Pferde angebunden werden ſollten. Den Haushund hatte jemand los gelaſſen. Er kam in großen Sprüngen auf die Frau zu, ſtrebte an ihr empor, und gab ſeine Freude zu erkennen, gleichſam als wüßte er, daß eine Gefahr vorhanden geweſen war, und daß die Frau ihr glüklich entronnen ſei.

In den Zwiſchenaugenbliken lief die Frau in den Garten, um nach den Kindern umzuſehen, und wenn ſie ſich überzeugt hatte, daß dieſelben in der Laube ſeien, kehrte ſie wieder zu dem Feuer zurük.

Endlich fand ſie eine Magd, die ſie zu den Kindern ſenden konnte, daß ſie bei denſelben in der Laube bliebe.

Die Knechte hatten indeſſen alle Thiere gerettet.

Die Tauben kreuzten in der Luft, und fielen wie die Müken, die um ein Licht flattern, mit verſengten Flügeln in die Flammen.

Die Wagenbehälter grenzten an die Holzlage, in welcher die großen Vorräthe von Winterholz und Kochholz aufgehäuft waren. Wenn dieſes Holz Feuer finge, ſo wären die Wägen ſamt dem Wagenbehälter verloren. Darum ließ die Frau auch die Wägen aus ihren Behältern ziehen, und ließ ſie in dem Garten unter den Bäumen in Sicherheit bringen.

Da die Leute bei dieſer Beſchäftigung waren, hörte man hoch oben ein neues plözliches Krachen und Praſſeln, und da man hinauf ſah, ſo erblikte man das Dach des Wohnhauſes von den Flammen ergriffen. Es war wohl eine Feuerſprize in dem Hauſe, es war auch Waſſervorrath theils im Hauſe theils in dem nahen Bache, die Sprize hatte immer auf das Hausdach geſpielt, die Hausleute und die Nachbarn, die ſchnell genug herbei geeilt waren, hatten das Waſſer ſtets in hinreichender Menge heran geſchafft: aber die Hize des Sommers hatte das Holzwerk zu ſehr ausgetroknet, die Gewalt des Feuers auf den angrenzenden Dächern war zu mächtig geweſen, der Waſſerſtrahl verdünſtete faſt in der Luft, die Tropfen auf dem Dache waren ohnmächtig, und da das Holzwerk einmal Feuer gefangen hatte, ſo war das ganze Dach bald ein ſauſender krachender brodelnder Feuerberg. Das Sprizen in die Flamme war nun

unnüz, ja es belebte dieſelbe nur noch mehr. Die Frau befahl daher, jezt die Feuerhaken zu gebrauchen, die vielfach in dem Hauſe vorhanden waren, und die brennenden Sparren von dem Dache ſoviel als möglich herunter zu reißen.

Für die Gemächer fürchtete die Frau nicht viel, weil ihre Deken mit ſehr dikem Eſtrich belegt waren, und weil die Glut, die von dem brennenden Dache auf das Eſtrich fiel, mittelſt der Haken und ſpäter durch Schaufeln eher entfernt werden konnte, ehe das Eſtrich ſo erhizt würde, daß die Tragbalken ergriffen würden, in Brand geriethen, und die Deke einſtürzen ließen. Daher hatte ſie aus den Gemächern nichts heraus räumen laſſen, außer was Mägde bereitwillig und aus unbefohlenem Eifer heraus getragen hatten.

Da nun die Feuerhaken angelegt waren, und die Männer an ihnen bereit ſtanden, um die Sparren, ſobald ſie durch das Feuer ein wenig geledigt wären, herunter zu reißen, ſo glaubte die Frau einen Augenblik für ſich gewinnen zu können, weil nun kein Haustheil mehr war, der von der Flamme ergriffen werden konnte, und ſie ging hinweg, um nach ihren Kindern in der Laube zu ſehen.

Als ſie zu der Laube kam, liefen ihr Emma und Clementia entgegen, und riefen: „Mutter, wir ſind

nicht fortgegangen, und haben das Käſtchen aufbewahrt."

„Wo iſt Sigismund?" rief die Mutter.

„Er wird bei der Großmutter ſein," ſagte Emma.

„War die Großmutter bei euch in der Laube hier?" fragte die Mutter.

„Nein," ſagten die Kinder.

„Iſt die Großmutter nicht bei euch hier in der Laube geweſen und hat Sigismund mit ſich fortgenommen?" fragte die Mutter noch einmal.

„Mutter, du haſt ja Sigismund gar nicht mit uns über die Stiege mit herab genommen," riefen die beiden Mädchen einſtimmig.

„Dann muß er ja bei der Großmutter ſein," ſagte die Mutter, und rief in den Garten hinaus: „Großmutter, Großmutter!"

Die Großmutter kam in dem Augenblike, da ſie ſo gerufen wurde, gegen die Laube herzu, entweder weil ſie den Ruf gehört hatte, oder weil ſie zu den Kindern gehen wollte.

„Wo iſt Sigismund?" rief ihr die Mutter entgegen.

„Iſt er nicht bei dir?" antwortete die Großmutter.

„Nein," ſagte die Mutter.

„Ich habe ihn in dem Augenblike, da Feuer geru-

fen wurde, gehört," sagte die Großmutter, „ich habe ihn vor meinem Zimmer Großmutter rufen gehört, und da ich in dem nehmlichen Augenblike auch deine Stimme vernahm, wie du die Kinder zusammen riefst, und da ich dich die vordere Treppe mit ihnen hinunter gehen hörte, so meinte ich, er sei bei dir, sperrte die Thür, die von dem Gange aus dem Kinderzimmer zu meinem Gemache führt, zu, ging durch die andere hinaus, sperrte sie ebenfalls hinter mir zu, und ging über die hintere Treppe herab."

Die Mutter durchzukte ein Strahl.

Von dem Kinderzimmer führte eine Thür auf einen Gang, der ganz allein zu dem Zimmer der Großmutter ging. Die Thür von dem Kinderzimmer in den Gang fiel gerne ins Schloß, und dasselbe konnte Sigismund mit seiner schwachen Kraft nicht öffnen. Es war daher wahrscheinlich, daß er von dem Kinderzimmer gegen das Zimmer der Großmutter geeilt war, sie zu warnen, daß hinter ihm das Schloß zugefallen war, daß er das Zimmer der Großmutter verschlossen fand, daß er zurük wollte, nicht mehr ins Kinderzimmer konnte, und nun auf dem Gange eingesperrt sei.

Als diese Gedanken plözlich durch den Kopf der Mutter liefen, schrie sie: „O du heilige himmlische

Barmherzigkeit, dann ist er durch den Gang zu Euch gelaufen, um Euch zu helfen, hat hinter sich die Thür ins Schloß geworfen, konnte in Euer Zimmer nicht hinein, und ist nun auf dem Gange eingeschlossen. Ich habe alle Kinder, wie sie mit ihren Lappen beladen waren, über die Treppe hinabgebracht, ohne zu achten, ob sie zwei oder drei seien. Er kann erstiken, es kann das Estrich einbrennen. Der Schlüssel stekt von innen in der Thür des Kinderzimmers, ich muß hinauf ihn zu befreien."

Nachdem sie diese Worte gerufen hatte, lief sie ohne auf die andern Kinder zu achten dem brennenden Hause zu. Sie lief gerade durch alle Pflanzen und mitten durch den Funkenregen hindurch. Die Großmutter folgte ihr. Die Magd, die bei den Kindern war, konnte dieselben nicht zurükhalten, sie liefen auch zu dem Feuer, und die Magd lief mit ihnen.

Als die Mutter bei der Feuerstätte angekommen war, war es dort bei weitem nicht so gefahrlos für die Zimmer, als sie gedacht hatte. Der Dachstuhl war beinahe zusammen gebrannt, wenigstens war er schon zusammen gestürzt. Ein furchtbarer Gluthaufen, der die Luft vor Hize zittern machte, lag auf der Deke der Zimmer. Von dieser Glut trennte nur eine Lage Estrich die Tragbalken, sie konnten sich erhizen, bren-

nen, und die Deke konnte einstürzen. Die Männer mit den Feuerhaken hatten außerordentlich gearbeitet. Einen großen Theil der Sparren hatten sie herab gerissen, und die Trümmer lagen um das Haus, und brannten, und rauchten; aber ein anderer Theil hing noch oben, und konnte aus der Verbindung nicht gerissen werden. Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, und in der düstern Finsterniß war das Leuchten des Feuers und des Rauches das Glühen der vorragenden Balken und das Glänzen der umstehenden Bäume doppelt unheimlich.

Die Mutter lief gerades Weges gegen die Thür zu, von welcher die Treppe gegen das Kinderzimmer empor führte. Sie wollte in das Zimmer gelangen, dort an der Thür zu dem Gange den Schlüssel umdrehen, und den Knaben befreien. Aber als sie gegen die Thür kam, lag ein Haufen herabgerissener Balken vor derselben, und brannte.

Es war unmöglich durchzukommen.

„Reißt das Holz weg, Sigismund ist in dem Hause," schrie sie zu den Männern, die da waren.

Die Männer verstanden sie. Sie näherten sich dem Feuerhaufen, schlugen die Haken ein, und suchten die Balken wegzubringen. Aber es war vergeblich. Die Balken waren theils noch in Verbindung, theils hat-

ten ſich andere herabgeſtürzte mit ihnen verſchlungen, ſo daß die angeſtrengteſte Kraft aller Männer nicht hinreichte, das zuſammenhängende Gewirr eher hinweg zu bringen, als bis es mehr ausgebrannt wäre, und die Verbindungen ſich gelöst hätten.

„Das geht nicht," rief die Mutter, „wir müſſen durch die hintere Treppe in Euer Zimmer hinauf, Großmutter, um von demſelben in den Gang zu kommen. Wo habt Ihr die Schlüſſel."

„Ich weiß es nicht, ich werde ſie in meiner Armtaſche haben, die ich vielleicht in den Glashäuſern nieder gelegt habe," antwortete die Großmutter, „ich werde ſie gleich holen."

„Um des Himmels willen, warum habt Ihr zugeſperrt?" rief die Mutter.

„Der Diebe wegen," rief die Großmutter, und eilte von einem Knechte begleitet davon.

Noch war es Zeit; denn alle Fenſter des Hauſes waren noch ſchwarz, zum Zeichen, daß das oberhalb herrſchende Feuer noch nirgends in die Zimmer hinein gebrochen war.

Aber es kam der Knecht gelaufen, und ſagte, daß die Schlüſſel der Großmutter nirgends zu finden ſeien.

Die Mutter änderte ihren Plan. Sie ging um die Eke des Hauſes, und kam zu einer Seite, die mit

Weingeländer bepflanzt war, die gegen den Garten sah, und in welcher ein offenes Fenster der Kinderstube war. Sie zeigte gegen das Fenster empor, und rief: „Eine Leiter, eine Leiter, da kann man in das Kinderzimmer einsteigen.“

Die Knechte liefen nach einer Leiter. Andere schlossen sich an. Die Leitern waren unter einem eichenen Dächlein auf einem eigenen Gestelle angehängt, das in der Nähe des Wagenbehälters war. Dort brannte aber jezt in einer entsezensvollen ruhigen Flamme, die majestätisch in die Höhe ging, der gesamte Vorrath des Holzes des Hauses. Es war unmöglich, sich zu nähern. Ein Mann, der in eine nasse Deke gehüllt es gewagt hatte, war durch den heißen Athem umgeworfen worden, und man konnte ihn nur mittelst eines Feuerhakens retten, mit dem man ihn aus der heißen Luft zog. Im nächsten Augenblike hatte auch das Leiterdächlein Feuer gefangen, und dasselbe und die Leitern brannten.

Die Knechte kamen zurük, und meldeten es der Mutter.

Da stürzte sie auf die Knie, breitete die Arme auseinander, und schrie: „So rette du ihn, der die Macht und das Vollbringen hat, und der ein unschuldvolles Leben nicht vernichten kann!“

In dieſem Augenblike tönte ein gellender Schrei: „Braunköpfchen, Braunköpfchen!“

Und ehe man ſichs verſah, huſchte eine dunkle Geſtalt gegen das Haus, und kletterte wie ein Eichhörnchen an dem Weingeländer empor, und war in dem nächſten Augenblike durch das Fenſter verſchwunden.

Alle vergaſſen ihre Arbeit oder, was ſie immer im Herzen hatten, und richteten ihre Augen auf das Fenſter.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen zwei Geſtalten am Fenſter an. Sie waren durch brennende Balken, die oberhalb ihrer über die Mauer des Hauſes hervorragten, wie von Fakeln beleuchtet. Es war das braune Mädchen und Sigismund.

Ein Schrei ertönte einſtimmig aus dem Munde aller Umſtehenden bei dieſem Anblike.

Emma und Clementia kreiſchten vor Entſezen und vor Freude.

Aber die Kinder konnten nicht herunter. Das braune Mädchen hätte es gekonnt; allein den Knaben konnte es nicht auf das Weingeländer bringen. Wie ein Nachtbild, das ein Künſtler gemalt, und mit der äußeren Glut beleuchtet hat, ſtanden ſie in dem ſchwarzen Rahmen des Fenſters.

„Leintücher, Leintücher, bindet Leintücher zuſammen," riefen mehrere Stimmen hinauf.

„Da iſt eine Leiter," hörte man unten rufen, „die Leiter wird reichen, ſie wird halten, für Kinder hält ſie ſchon."

In dem Augenblike drängten ſich der Altknecht und der Pferdeknecht durch die hier zuſammengepreßten Menſchen, und trugen eine Leiter herbei. Sie war von den Wägen, die aus Gottes Vorſicht und mit dem Willen der Frau gerettet worden waren, genommen, und aus zwei Leitern eines Erntewagens zuſammen gebunden worden.

Sie wurde angelehnt, und reichte.

Das braune Mädchen ſtieg zuerſt aus dem Fenſter. Es faßte feſten Fuß auf den Sproſſen, und half dann dem Knaben auch aus dem Fenſter heraus. Die beiden Kinder kletterten nun ſchnell und geſchikt über die Leiter herab.

Als ſie auf dem Graſe waren, kniete das braune Mädchen vor dem Knaben nieder, ſezte ſich auf ſeine eigenen Ferſen, und ſah den Knaben mit den ſchwarzen Augen an.

Man hätte in der dunkeln Nacht und bei dem Scheine des Feuers ſehen können, wie dieſe Augen freudeſprühend waren, daß er gerettet ſei.

Der Knabe konnte nicht reden, er ſchwindelte, und es war, als ſollte er umfallen.

Da eilte die Mutter herbei, nahm ihn in die Arme, wiſchte ihm die Stirne ab, und ſuchte ihn zu tröſten.

In dieſem Augenblike kam auch die Großmutter, ſo ſchnell ſie in ihrem Alter laufen konnte, in von der Haſt in Unordnung gerathenen Kleidern und mit den Schlüſſeln in der Hand herbei.

Da ſie den Knaben gerettet ſah, bemühte ſie ſich mit der Mutter um ihn. Die anderen Kinder ſtanden dabei, und viele Menſchen drängten ſich herzu.

Da das Kind noch immer im halben Bewußtſein war, ſo hoben es die Mutter und Großmutter auf, brachten es zum Brunnen im Garten und benezten dort mit friſchem Waſſer ſeine Stirne und Schläfe.

Da ſich der Knabe hierauf erholt hatte, brachten ſie ihn in die Laube, in welcher zu Anfang des Feuers die Kinder geweſen waren.

Während dort die Mutter mit dem Knaben beſchäftigt war, ihn zu unterſuchen, ob er keine Beſchädigung erlitten habe, ihn zu befragen, und zu beſänftigen, ſah man die alte Frau an dem Stamme eines Obſtbaumes knieen, und mit gefaltenen Händen bethen.

Das Kind ward nach und nach beruhigt. Die

Mutter richtete ihm die Kleider zurecht, und ſtreichelte ihm die Wangen und die Haare. Die zwei Schweſterlein ſtreichelten ihm auch Loken und Wangen, und gaben ihm Liebkoſungen.

Der Knabe hatte wirklich keine Beſchädigung erlitten. Er war in der That von der Kinderſtube in den Gang geeilt, der zu dem Zimmer der Großmutter führte, um zu ihr zu gehen, und ihr zu ſagen, daß Feuer in dem Hauſe ſei, und daß ſie fortgehen ſolle. Er hatte auch, wie es ihm öfter geſchah, die Gangthür hinter ſich zugeworfen, und der Riegel war in den Haken geſprungen. Da er bei der Thür der Großmutter nicht hinein konnte, als er ſie auch nicht zu errufen vermochte, wollte er zurük. Allein da ſah er erſt zu ſeinem Schrek, daß er die Thür zugeſperrt habe. Er verſuchte mit allen Kräften den Riegel aufzuziehen, aber die Feder war zu ſtark, und er konnte nichts ausrichten. Da klopfte er mit beiden Fäuſten bald an die Thür der Kinderſtube bald an die der Großmutter. Er ſchrie auch aus allen Kräften, damit er gehört würde. Allein da er dies eine Weile gethan, und ihn niemand vernommen hatte, ſezte er ſich in dem Gange auf den Boden nieder, und wartete, ob jemand kommen, und ihm öffnen würde.

Er hörte da das Krachen und Sauſen des Feuers oberhalb ſeiner.

Da kam das braune Mädchen, führte ihn fort, und ſtieg mit ihm die Leiter herab.

Als er ſich ſchon ganz von ſeiner Angſt erholt hatte, übergab ihn die Mutter der Großmutter und den Mägden, die in der Laube waren, und ging wieder fort, um bei dem Feuer nach zu ſehen.

Die Männer rießen die lezten Balken herab. Der Gluthaufe, der über den Zimmern des Herrn und der Seinigen ſtand, würde die Deke durchgebrannt haben, da alles Sprizen mit Waſſer nichts fruchtete: allein es war in der Zeit, als die Mutter in der Laube war, der Pfarrer mit den Kirchenleitern gekommen. Sie waren mit ihren eiſernen Haken an die Mauerränder des brennenden Hauſes gelegt worden, die Männer ſtiegen hinauf, und begannen mit Schürhaken die Glut hinab zu werfen. Sie wechſelten hiebei ab. Da die Glut immer weniger wurde, wurde das hinauf geſprizte Waſſer immer wirkſamer, indem es zum Theile die Glut dämpfte, zum Theile dem ausgedörrten und geklüfteten Eſtrich wieder Feuchtigkeit gab, daß es die Hize nicht ſo durchlaſſe, und den Tragbalken keinen Schaden zufüge. Auf dieſe Weiſe wurden die Zimmer gerettet.

Da man den Gesindezimmern nicht zugleich die nehmliche Hilfe zuwenden konnte, brannten wirklich einige ein. Als man aber die Herrnzimmer in Sicherheit wußte, wendete man sich jezt auch dorthin, und that dem Weitergreifen des Feuers Einhalt.

Hierauf wurden die Balken und Sparren, die rings um das Haus herum gestreut lagen, und brannten, bei Seite gebracht und gelöscht. Und ehe Mitternacht gekommen war, war die Hauptsache vorüber. Nur das vorräthige Brennholz brannte noch mit stiller aber heftiger Glut und Lohe weiter. Die Sprize vermehrte nur den Brand, da sich das Wasser zersezte, und das Brennen beförderte. Man hätte mit Schaufeln Erde auf das Feuer werfen können; aber die Hize erlaubte nicht, sich so weit zu nähern, daß man mit Werfen das Feuer hätte erreichen können. Es blieb daher nur übrig, das Feuer zu umstehen, es zusammen brennen zu lassen, und nur zu sorgen, daß es sich nicht neuerdings weiter verbreite. Auch um alle Theile des Hauses wurden Wachen gestellt, daß kein Funke sich neu belebe oder weiter getragen werde. Der in der niedergebrannten Scheune stehende und rauchende Stok von Heu konnte zwar nicht gelöscht werden, wurde aber durch die Sprize in einer

Grenze gehalten, daß das Feuer nicht lebhafter werde, und daß es endlich unter seiner Asche erstike.

Da nun alles so weit gesänftigt, und in eine Ordnung gebracht war, dachte die Mutter auch daran, die Kinder zur Ruhe zu bringen. Sie ging in die Laube, nahm ihr Käſtchen, nahm die Kinder bei der Hand, und führte dieselben nach rükwärts in die Glashäuser. Weil man den Zustand der verschont gebliebenen Zimmer nicht kannte, hatte die Mutter die Glashäuser gewählt. Da Sommer war, und ein Theil der Blumen im Freien stand, so war in einem der Glashäuser hinreichend Plaz. Die Mutter ließ durch die Mägde Betten Deken und alles Nothwendige aus den Zimmern bringen. Sogar Tischchen Stühle und Schemel wurden herbei geschafft.

Bei dieser Gelegenheit sah man auch nach dem braunen Mädchen. In der Verwirrung und Angst und in der Thätigkeit, die die Mutter noch bei dem Feuer anwenden mußte, hatte man auf das Mädchen nicht gedacht. Jezt aber war es nirgends zugegen. Man ängstete sich aber nicht weiter, es werde wieder fortgegangen sein, weil es nie in der Nacht in dem Hause geblieben war.

Es wurden nun die Betten theils auf den Bänken des Glashauses theils auf der Erde gemacht, und als

die Kinder gebethet hatten, wurde jedes unter sein Deklein gebracht, und sie sahen noch, wie das Feuer des Holzstosses in den Tafeln des Glashauses glänzte, und entschlummerten dann sanft und beruhigt.

Auch die Mutter und Großmutter suchten auf kurze Zeit die Ruhe.

Mit der Morgenröthe stand das braune Mädchen im Garten, und wartete. Die Kinder gingen zu ihm hinaus, und auch die Großmutter und die Mutter gesellten sich dazu. Man ging an alle Stellen. Der Garten war ein Viehstall; denn an den Bäumen waren Pferde Ochsen Kühe und Kälber angebunden, und hatten Heu vor sich; denn es waren schon vor Tages Anbruch Nachbarn und andere Leute mit Wägen gekommen, und hatten Heu Stroh und Lebensmittel gebracht; erschrekte Hühner liefen unter den Blumen und Gebüschen herum, und Schweine zerwühlten den Rasen. Die Mauern des Hauses waren schwarz und beschmuzt, der Sandplaz und der Rasen vor dem Hause waren schwarz wie ein Kohlenmeiler, die Stätte des Brennholzes war ein Haufen nasser Kohlen und Asche, und aus dem Heu stieg noch schwacher Rauch mit widrigem Geruche empor.

Als die Kinder alles gesehen hatten, ging die Mutter mit ihnen auf die Wiese hinaus, wo die

Wägen ſtanden, welche eine Beiſteuer gebracht hatten, und bei denen noch die Leute waren, welche die Wägen hergeführt hatten. Die Mutter bedankte ſich recht herzlich bei allen.

Dann machte ſie bei ihren Leuten und bei denen, die bereitwillig zu helfen gekommen waren, Anſtalten, was gethan werden ſollte.

Die Kinder hatten ihre Wohnung im Glashauſe, in welches man noch mehrere Sachen brachte, die geſtern nicht nothwendig geweſen waren.

Am Nachmittage kam der Vater. Er hatte in der Nacht die Feuerröthe am Himmel geſehen. Er hatte gedacht, daß es bei ihm ſein könnte, er gab ſeine Geſchäfte einem Bevollmächtigten, und reiſte ab. In der Nähe hatte er erfahren, daß ſein Hof abgebrannt ſei, und er miethete ein Pferd zum Reiten, daß er auf Fußwegen und näheren Feldwegen ſchneller nach Hauſe kommen könnte.

Als er ſeine Mutter die Gattin und die Kinder geſehen hatte, als er erfahren hatte, daß kein Menſch bei dem Brande verunglükt ſei, war er ſehr freudig, und fragte nicht, was er noch weiter verloren habe.

Er ſchritt nun zur Ausbeſſerung des Schadens.

Zuerſt mußten die Deken der Zimmer unterſucht werden. Da ſich die Tragbalken als gut auswieſen,

und da sich gezeigt hatte, daß sie durch die Hize und durch das zerklüftete Estrich nicht schadhaft geworden waren, noch auch durch Nässe gelitten hatten, zogen die Mutter die Kinder und die Großmutter wieder in ihre Zimmer ein. Am anderen Tage wurde zur einstweiligen Abhilfe ein Nothdach aus Brettern über das Haus gemacht.

Dann wurden alle Pläze vor dem Hause gereinigt, damit das Bild des Schmuzes und der Unordnung nicht mehr sichtbar wäre. Die Thiere wurden, da ihre wohlgewölbten und erhaltenen Ställe nun durch Lüftung vom Rauche und Gestanke befreit waren, wieder in dieselben gethan. Das Heu ließ er vollkommen löschen, und dann in einem abgelegenen Orte auf einen Haufen thun, damit es sich zum Dünger verwandle. Er ließ auch die gebrochenen Fensterscheiben sogleich einschneiden, und dem Gesinde ersezte er seinen Verlust reichlich, weil es sich so sehr zur Rettung seiner Wohnung hatte verwenden lassen.

Nachdem alles dieses geschehen war, fing man zu bauen an.

Auf dem Hause wurden Sparren aufgezogen, und auf demselben waren Zimmerleute, und hämmerten die Latten an, und waren Ziegeldeker, und hingen

die Ziegel ein. Der Vater ließ die Scheune völlig einwölben, und die Zugfenster und Öffnungen mit eisernen Thüren versehen, daß im Falle eines Feuers diese und die Thore geschlossen, und das Feuer erstikt werden könne. Die Außenmauern wurden gereinigt, frisch angeworfen, und getüncht. Das Weingelände, welches der Vater schon oft, weil die Reben in diesen Gegenden keine Trauben tragen, und die Ausschmükung des Hauses durch Weinlaub auch nicht so schön ist, wie in anderen Ländern, hatte wegthun wollen, wurde jezt nicht weggethan, sondern noch fester und schöner gemacht, und der Vorsaz gefaßt, die Reben recht zu pflegen. Das Schloß an der Thür der Kinderstube, welche auf den Gang geht, wurde mit einem neuen vertauscht, dessen Riegel nicht mehr vorspringen konnte. Die Holzlage wurde ebenfalls ein Gewölbe, das von allen Seiten mit eisernen Thüren und Fensterladen zu schließen war. Das Leiterhäuschen wurde an einer sehr zugänglichen Stelle in dem Garten aufgerichtet, sein Dächlein wurde roth angestrichen, und unter ihm hingen die neuen Leitern wagerecht in allen Abstufungen der Länge.

Der ganze Sommer verging mit Bauen, und als der Herbst gekommen war, stand das Haus schöner und stattlicher da, als es je gewesen war.

Wie das Feuer entſtanden war, konnte nicht ergründet werden. Wahrſcheinlich war irgend eine Unvorſichtigkeit Schuld, da es in der Scheune ausgebrochen war.

Sie gingen heuer früher als gewöhnlich in die Stadt, weil mehreres zu beſorgen war, und gingen unruhiger dahin als zu anderen Zeiten.

Aber keine Unruhe ging in Erfüllung. Als die Lenzlüfte wehten, kam man wieder zurük, und traf alles gut und wohlbehalten an.

Die Mutter hatte dem braunen Mädchen Stoffe gebracht, um es recht ſchön zu kleiden, und gab ihm dieſelben, indem ſie es mit liebevollen und zärtlichen Augen anſah.

Der Vater und die Mutter hatten beſchloſſen, das braune Mädchen zu erziehen, und es demjenigen Glüke zuzuführen, deſſen es nur immer fähig wäre. Man war ſehr vorſichtig, daß man es nicht verſcheuche, und man ließ es nur ſelbſt gewähren, daß es immer mehr Zutrauen gewinne.

Es kam recht oft mit den Kindern, es kam von ſelber, und da es die neuen Kleider hatte, die dem Schnitte nach wie die alten gemacht waren, blieb es auch manchmal über Nacht da, wozu man ihm ein eigenes Bettchen hergerichtet hatte.

Von den Eltern des Mädchens vermuthete man keinen Widerstand, weil man sah, daß sie sich so wenig um dasselbe kümmerten, weil sie es so in der Gegend herum gehen ließen, weil sie sich nie meldeten, da sie doch wissen mußten, daß das Kind oft in dem Hause sei, und da sie die neuen Kleider sehen mußten die man ihm gegeben hatte.

An das Haus hoffte man es zu binden, indem man wie bisher die sanften Fäden der Liebe und Nachsicht walten ließ, bis sein Herz von selber in dem Hause sein würde, bis es nicht mehr fort ginge, und sein Gemüth ohne Rükhalt hingäbe.

Das Mädchen hatte früher schon vieles mit den Kindern gelernt, und man hatte es gefragt, und es in das Gespräch gezogen, ohne daß es eine Absicht merkte, und hatte das Gelernte geordnet und erweitert. Jezt traf man die Einrichtung, daß der junge Priester, der den Religionsunterricht der Kinder besorgte, zwei Mal in der Woche von der Pfarre herüber kam, um das Mädchen Gott und die Gebräuche unserer heiligen Religion kennen zu lehren. Die Mutter wiederholte die Lehre, und erzählte dem Kinde von heiligen Dingen.

Das Mädchen lernte sehr feurig, und so wie es den Kindern in körperlicher Fertigkeit und Gewandt-

heit voraus war, und sie es nachahmten, besonders Sigismund, so lernte es von ihnen wieder andere Dinge, wenn sie in den Zimmern beschäftigt waren, oder wenn sie sich bei der Mutter befanden, oder wenn sie bei der Großmutter waren, oder mit ihr in der Gegend herum gingen.

So verflossen mehrere Jahre. Das braune Mädchen gewöhnte sich immer mehr an das Haus, es blieb immer da, und ging schier gar nicht mehr fort. Es lernte allerlei Arbeiten, wie sie die andern Mädchen machten, und verrichtete solche Dinge, wie sie.

In die Stadt mit zu gehen, konnte es nicht bewogen werden. Es blieb im Winter immer bei der Großmutter.

Endlich brachte man es auch dahin, daß es weibliche Kleider trug. Die Mutter hatte die Stoffe dazu gekauft, diese wurden zu Kleidern verarbeitet, und mit Bändern nach dem Gebrauche verziert.

Da es weibliche Kleider trug, war es scheuer, und machte kürzere Schritte.

Nach und nach wuchsen die Kinder heran, daß sie so groß wie die Eltern waren. Es waren nun drei Schwarzköpfchen. Da die Mutter ihre dunkeln Haare noch immer schön und glänzend bewahrt hatte, war

ſie das eine, Clementia war das zweite und das braune Mädchen das dritte. Blondköpfchen waren der Vater und Emma. Braunköpfchen war Sigismund allein. Auch ein Weißköpfchen war unter den Kindern vorhanden — die Großmutter. Ihre Haare, die grau waren, waren endlich ſo weiß geworden, daß, wenn eine Loke neben der Krauſe der weißen Haube zufällig hervor ſchaute, ſie von derſelben nicht zu unterſcheiden war.

Emma war eine ſchöne Jungfrau geworden, die ernſthaft blikte, blaue Augen im ſtillen Haupte trug, die Fülle der blonden Haare auf den Naken gehen ließ, und wie ein altdeutſches Bild war. Clementia war roſig und zart, und das ſüſſe Feuer der ſchwarzen Augen ſchaute unter den ſchwarzen Haaren aus der Tiefe der Seele. Sigismund war muthig heiter und frei, er war wirklich ein Mund des Sieges; denn wenn ſeine Rede tönte, flogen ihm die Herzen zu.

Es kamen aus der Nachbarſchaft Leute, Jünglinge und Mädchen, ſelbſt aus der fernen Hauptſtadt kamen Bekannte, die Bewohner des abgelegenen Hofes zu beſuchen. Alle waren fröhlich, nur das braune Mädchen nicht. Seine Wangen waren, wie wenn es krank wäre, und ſein Blik war traurig. Wenn alle freudig

waren, saß es im Garten, und schaute mit den einsamen Augen um sich.

Eines Sommers an einem sehr schönen Tage, da Fremde da waren, da man in dem großen Saale des Hauses Tanz Klavierspiel Pfänderspiele und städtische Vergnügen trieb, gingen Vater und Mutter gegen die Sandlehne zurük. Dort lag auf einem Sandhaufen in seinen schönen Kleidern das braune Mädchen, und schaute mit den verweinten Augen gegen die Erde. Die Mutter näherte sich, und fragte: „Was ist dir denn?“

Das Mädchen erhob sich ein wenig, und da Vater und Mutter sich auf ein Bänkchen neben dem Sandhaufen nieder gelassen hatten, saß es ihnen gleichsam zu Füssen.

„Liebes theures Mädchen,“ sagte die Mutter, „betrübe dich nicht, alles wird gut werden, wir lieben dich, wir geben dir alles, was dein Herz begehrt. Du bist ja unser Kind, unser liebes Kind. Oder hast du noch Vater und Mutter, so zeige es uns an, daß wir auch für sie thun, was wir können.“

„Sture Mure ist todt, und der hohe Felsen ist todt,“ sagte das Mädchen.

„So bleibe bei uns,“ fuhr die Mutter fort, „hier ist deine Mutter, hier ist dein Vater, wir theilen

alles mit dir, was wir haben, wir theilen unſer Herz mit dir."

Bei dieſen Worten brach das Mädchen in ein Schluchzen aus, das ſo heftig war, daß es dasſelbe erſchütterte, und daß es ſchien, als müſſe es ihm das Herz zerſtoßen. Es fiel plözlich mit dem Angeſichte gegen den Sand nieder, es drükte mit den Händen ein Theilchen von dem Saume des Gewandes der Frau in einen Knauf zuſammen, und preßte dieſen Knauf an ſeine Lippen. Da es nach einem Weilchen die Hand der Frau auf ſeinen dichten dunkeln ſchönen Loken ſpürte, die dort ruhte, und freundlich drükte, ſprang es auf, hob die Arme, die nun nicht mehr ſo voll und glänzend waren, auf, ſchlang ſie feſt um den Naken der Frau, küßte ſie auf die Wange, als müßte es Lippen und Zähne in dieſelbe eindrüken, und weinte fort, daß die Thränen über die Wange der Frau herab floßen, und ihr Kleid benezten. Als ſich dieſes nach und nach löste, als das Mädchen das Haupt zurük bog, und nach dem Vater ſah, als es merkte, daß es dieſer bei der Hand halte, daß er aber nicht ſprechen könne, weil ſeine Augen in Waſſer ſchwammen: da konnte es auch nicht mehr ſprechen, ſeine Lippen bebten, ſein Herz hob ſich krampfhaft in kurzen Stößen, und ſo ging es hinter die Glashäuſer zurük.

Der Vater und die Mutter wollten dem Mädchen nicht folgen, damit es sich einsam beruhigen könnte. Sie dachten, es werde sich geben.

Aber es gab sich nicht. Sie sahen das Mädchen über die Sandlehne empor gehen, und sahen es seitdem nie wieder.

Da eine Zeit vergangen war, ohne daß das braune Mädchen erschien, meinten die Eltern und Kinder, es sei nur fort gegangen, und bleibe länger aus, als man jezt glauben sollte; aber als das Ausbleiben bedenklicher wurde, stellte der Vater Nachforschungen an, und da das Mädchen immer nicht kam, wurden diese Nachforschungen mit allen Mitteln, die es nur gab, betrieben. Aber sie waren wie die früheren ohne Erfolg. In der Nähe kannte man das Mädchen als ein solches, das immer zu den Kindern auf den Hof kam, und betrachtete es fast als ein Mitglied der Familie; in der Ferne wußte man gar nichts von ihm. Alle Bewohner des Hauses Vater Mutter Kinder Großmutter waren betrübt, und die Wunde wurde immer heißer.

Aber als Monate und Jahre vergangen waren, milderte sich der Schmerz, und die Erscheinung sank wie andere immer tiefer in das Reich der Vergangenheit zurük.

Aber vergeſſen konnte man das Mädchen nie. Immer redeten alle beſonders die Kinder von ihm, und als ſchon viele Jahre vergangen waren, als die Großmutter ſchon geſtorben war, als der Vater ſchon geſtorben war, als die Mutter eine Großmutter war, als die Schweſtern Gattinen in fernen Gegenden waren: war es Sigismund, wenn er auf den Anhöhen ſtand, wo jezt das Bächlein mit den grauen Fiſchlein recht klein geworden war, wo der hohe Nußberg recht klein geworden war, als huſche der Schatten des braunen Mädchens an ihm vorüber, er fühlte ein tiefes Weh im Herzen, und dachte: wie oft mußte es herüber gekommen ſein, wie oft mußte es einſam gewartet haben, ob ſeine Geſpielen kämen, und wie hat es ſeinen Schmerz, den es ſich in der neuen Welt geholt hatte, in ſeine alte zurük getragen. Er dachte: wenn dem Mädchen nur recht recht viel Gutes in der Welt beſchieden wäre.

III.

Bergmisch.

In unserem Vaterlande steht ein Schloß, wie man in manchen Gegenden sehr viele findet, das mit einem breiten Wassergraben umgeben ist, so zwar, daß es eigentlich aussieht, als stünde es auf der Insel eines Teiches. Von solchen Vertheidigungsmitteln sind gewöhnlich diejenigen Schlösser umgeben, die auf Flächen liegen, also das Vertheidigungsmittel des Wassers haben, aber dafür desjenigen entbehren, das ihre stolzen Schwestern auf hohen Bergen und schroffen Felsen besizen. Sie müssen die geringere Sicherheit, die ein Wassergraben gibt, noch mit feuchter Luft mit Frösche quaken und Fliegenungeziffer erkaufen, während ihre erhabenen Schwestern zu dem größeren Schuz der hohen Felsen noch die reine Luft und die Aussicht als Zugabe erhalten. Dafür können die ersten sich gegen Winterstürme in ein ganzes Bett von

Bäumen verhüllen, während die lezten dem Anfalle der Winde so hingegeben sind, wie ein Kiesel im Fluße dem ewigen Glätten durch Wasser. Seit aber unsere Mitmenschen nach und nach den Harnisch abgelegt haben, seit das Pulver erfunden worden ist, gegen welches ein Wassergraben und ein hoher Fels nichts nüzt, ziehen sich die Mächtigeren von den Bergen und aus den Teichen heraus, und lassen die Trümmer wie ein abgelegtes zerrissenes Kleid auf ihrem früheren Plaze stehen. Wer aber nicht so mächtig und reich ist, der muß sein früheres Haus bewohnen, und sich gegen die schlechten Einflüsse so gut als möglich zu sichern suchen. So sieht man noch manches bewohnte Schloß in seinem Teiche wie einen Fehler der Zeitrechnung stehen, und manches mit verwahrten Fenstern und Fensterläden von einem Felsen hernieder schauen. In dem einen versumpft das Wasser immer mehr, in dem andern wird die Wetterseite preis gegeben, und die Zimmer ziehen sich tiefer zurük.

Unser zu Anfang dieser Zeilen erwähntes Wasserschloß heißt Ar. Es ist von den Besizern in neuerer Zeit etwas gethan worden, um die Lage zu erleichtern. Es ist statt der früheren Bogenbrüke, die immer ausgebessert werden mußte, und die an dem Schloßthore gar in eine Zugbrüke endete, an welcher es stets

Anſtände gab, ein großer feſter Steindamm gebaut worden, auf dem eine mit runden Kieſeln gepflaſterte und mit Mauern eingefaßte Straße läuft, auf welcher man in geräumigen Wägen oder zu Pferde luſtig in gerader Richtung von dem Schloſſe weg ſprengen kann, während es früher noth that, daß man ſogar mit einem Schubkarren ſehr ſachte fuhr, daß Zug- und Bogenbrüke nicht beſchädigt würde. Der Großvater des lezten Beſizers hat ſogar mit vielen tauſenden von Fuhren von Steinen und Erde aus ſeinem Antheile im Arwalde den Teich hinter dem Hauſe ausfüllen laſſen, hat Erde aufgeführt, hat Bäume gepflanzt, und hat ſo den Garten ſeiner Wohnung unmittelbar an das Gebäude angeſtoßen. Er hat dadurch der Feſtigkeit des Schloſſes, wenn es einer bedürfen ſollte, nichts genommen; denn der Garten iſt mit einer ſehr hohen ſehr alten ſehr diken und aus Steinen gebauten Mauer umgeben, die ein Gitterthor aus ſtarkem Eiſen hat, das auf das Feld hinaus führt.

Der Nachfolger hatte nichts gethan, und der lezte Beſizer, der ein Junggeſelle geblieben iſt, und gar keine Verwandten hatte, ſo daß er nicht einmal wußte, wem er ſein Gut vermachen ſollte, hat gar keine Neigung verſpürt, das Erbe ſeiner Ahnen irgendwie zu verändern. Und ſo ſtand das Gebäude noch da, wie

es zu Großvaters Zeiten gewesen ist, es hatte vor den Fenstern noch das Wasser aus den Ritterzeiten und aus dem Bauernkriege, und athmete noch die Sumpfluft, und erlitt noch das Froschgequaker und das Mükenstechen, wie es die Ritter und Bauern gelitten hatten, die hier gehaust und gekämpft hatten.

Das Schloß hat allerlei Rundungen Brustwehren dike Mauern kleine Schießlöcher und Dinge, die wir heute nicht mehr begreifen, die aber ein solches Gebäude einst sehr fest machten, und heute namentlich in den Augen junger Leute ihm ein sehr geheimnißvolles und merkwürdiges Ansehen geben, besonders wenn noch eine Armschiene oder ein Helm in irgend einem Winkel des Hauses gefunden wird. Was aber unserm Schlosse ein besonders auffallendes Ansehen gibt, ist ein runder sehr diker und sehr hoher Thurm, der gar kein Fenster und also im Innern nur finstere Räume hat, der statt eines Daches mit Steinen gepflastert ist, die das Regenwasser in einer Rinne an einer Stelle ablaufen lassen, und die mit einer vier bis fünf Fuß hohen Mauer als Brustwehre umgeben sind. Der Thurm hat wahrscheinlich, weil das Schloß in der Ebene liegt, als Warte als Lug ins Land und bei Belagerungen als Vertheidigungsmittel gedient. Jezt sind in seinen inneren Räumen, die wegen der Dike

der Steinmauern sehr kühl sind, alle Gattungen von Grünwaaren Gemüsen Kartoffeln Rüben selbst Wein und Bier aufbewahrt, denen man an kühlen Tagen Luft durch geöffnete Zuglöcher zulassen kann. Die Höhe des Thurmes dient jezt blos mehr zur Aussicht, welche aber leider nur in eine große fruchtbare Ebene geht.

Der lezte Besizer hat, wie wir sagten, nie geheirathet. Er war der einzige Sohn seines Vaters von der Mutter etwas verzogen und von der Natur widersprechend ausgestattet. Während er nehmlich ein wunderschönes Angesicht und einen sehr wohlgebildeten Kopf hatte, war der übrige Körper zu klein geblieben, als gehörte er jemand anderem an. Er hieß im Hause seines Vaters der kleine, obwohl es einen größeren nicht gab, da er der einzige war. Er fuhr aber auch fort, der kleine zu heißen, da er schon dreißig Jahre alt war, und man nicht mehr daran denken konnte, daß er noch wachse. Er hieß auch auf der lateinischen Schule und auf der Universität der kleine. Mit diesem Widerspruche der Körpertheile war noch einer der Geistesvermögen verbunden. Er hatte ein so reines Herz, im Alter fast noch knabenhaft rein, daß er die Liebe und die Verehrung der Edelsten erworben hätte, er hatte einen klaren sicheren Verstand, der mit Schärfe

das Richtige traf, und den Tüchtigsten Achtung einge=flößt hätte: aber er hatte auch eine so bewegliche leb=hafte und über seine anderen Geisteskräfte hinaus ragende Einbildungskraft, daß sie immer die Äuße=rungen seiner andern Geistesthätigkeiten zu Schanden, und sich in struppigen wirren und zakigen Dingen Luft machte. Wäre sie bildend gewesen so wäre er ein Künstler geworden; aber sie blieb nur abschweifend zerbrochen und herumspringend, so daß er Dinge sagte, die niemand verstand, daß er wizig war, daß er lä=cherlich wurde, und vor lauter Plänen zu keinem rech=ten Thun kam. Daraus folgte daß in seinem Leben nur Anfänge ohne Fortsezung und Fortsezungen ohne Anfänge waren.

Er wurde einmal, da sein Vater und seine Mutter schon todt waren, der Gegenstand großer Zuneigung eines Mädchens. Er liebte das Mädchen so sehr, daß kein Wesen auf der Erde war, dem er eine gleiche oder nur annähernde Neigung hätte schenken können. Es schienen also alle Bedingungen zu einer glüklichen Ver=einigung vorhanden zu sein. Aber einmal machte er sich in Gesellschaft vieler Menschen durch seine Reden und Wortsprünge so lächerlich, daß das Mädchen mit Glut und Scham übergossen da saß. Er schrieb des andern Tages an seine Braut, daß er ihrer unwürdig

wäre, und daß er sie nicht unglüklich machen könne. Alle Zuredungen seiner Freunde waren umsonst, das Mädchen bereute bitter seine Empfindung, und beweinte den Tag: aber es war vergebens, und die Verbindung blieb getrennt.

So kam er nicht dazu, seine Gaben besonders sein Herz zu verwerthen, und lebte vereinzelt dem Alter entgegen.

Da er einmal entschlossen war, sich nicht mehr zu verehlichen, machte er es sich zur Aufgabe, sich seinen künftigen Erben zu suchen. Das Gut, das außer dem Schlosse in liegenden Gründen besonders Wäldern bestand, und die landesüblichen Bezüge hatte, war einst ein landesfürstliches Lehen gewesen, war aber in Folge großer Verdienste eines Ahnherrn mit Abfindung entfernter Anwärter in wirkliches Eigenthum übergegangen. Der Schloßherr, wie sie ihn in der ganzen Gegend nannten, konnte also mittelst Testament über das Gut verfügen. Er wollte aber der gesezlichen Erbfolge zugethan bleiben, wollte dem, der ihm, wenn er ohne Testament stürbe, gesezlich folgen würde, auch testamentlich seine Nachlassenschaft zuwenden, nur wollte er den Erben vorher kennen lernen, ob er der Erbschaft auch würdig wäre.

Er schlug also das Ahnenbuch auf. Abkömmlinge

von ihm waren natürlich nicht da. Also zu Geschwistern. Die waren ebenfalls nicht da. Also zu den Vorfahren. Vater und Mutter waren todt, beide hatten keine Geschwister. Also zu den Großältern. Der einzige Großvater väterlicher Seits hatte einen einzigen Bruder, dessen nachkommende Linie aber erloschen war. Also zu den Urgroßeltern. Alle von ihnen abwärts gehenden Linien, die er in dem Buche verzeichnet fand, und in den Ländern erforschte, reichten nicht in die Gegenwart. Ihr Erlöschen war ämtlich belegt. Er ging eine Stufe höher, die Sache wurde immer schwieriger. Aber alle Linien, die von allen Stufen sie mögen wie hoch immer sein, hinab liefen, rießen ab, ihr Abriß war beurkundet, und er kam endlich dort an, wo nichts mehr zu wissen ist, und wo keine Abstammung mehr erhellt, oder erweislich ist. Nachdem er so viele Reisen gemacht, nachdem er einen Theil seines Lebens damit zugebracht, nachdem er sogar in den Zeitungen einen Aufruf hatte ergehen lassen, wer mit ihm verwandt sei, möge sich melden, und nachdem manche gekommen waren, aber keinen Beweis hatten beibringen können, gelangte er zu der traurigen Entdekung, daß er ganz und gar keinen Erben besize.

Er wollte daher wenigstens für den Fall sorgen,

wenn er ſchnell und unverſehens von der Erde genommen würde, und ſezte aus Vaterlandsliebe den Kaiſer zum Erben ein. Er that das Teſtament in die Lade ſeines Schreibtiſches.

Wenn er es auch aufgegeben hatte, ſein Herz noch an eine Frau zu hängen, ſo war dies nicht auch mit Freunden der Fall. Er hatte ſolche immer gehabt, und da er alt wurde, bekam er derſelben noch mehr. Ja ſogar die Frauen wurden ihm wieder zugethaner, freilich nicht in dem Sinne, daß ſie ihn hätten ehlichen wollen; denn da er älter wurde, ſtachen ſeine Wunderlichkeiten, obwohl ſie noch größer geworden waren, nicht mehr ſo hervor, ja ſie wurden, da ſie von Wiz und Einbildungskraft unterſtüzt wurden, zur Lebhaftigkeit, die einen alten Mann ganz beſonders ziert, und er wurde überall liebenswürdig geheißen. Auch ſeine körperliche Nichtſtimmung verſchwand, da man Schönheit und Übereinſtimmnng bei einem Alten nicht ſuchte.

Unter ſeinen Freunden war der erſte und geliebteſte ſein eigener Verwalter. Schon in früher Jugend — und er iſt ſehr früh zum Beſize ſeines Vermögens gelangt — ſah er ein, daß er durch ſeine Einbildungskraft ſich zu Verſuchen ſtetten Abänderungen ja zu Vernachläſſigungen ſeines Anweſens hinreißen laſſe,

die namentlich im Landbaue ſtets von ſchlechten Erfolgen begleitet ſind. Daher ſah er ſich nach einem jungen Manne um, der ihm ſein Vermögen verwalten könnte, und weil er mit ſeinem Verſtande ſehr gut die Eigenſchaften anderer Menſchen abzuſchäzen wußte, ſo gelang es ihm auch, einen ſehr tüchtigen zu finden. Er erwarb ihn als Vorſtand ſeiner Güter mit einem ſehr anſtändigen Gehalte und mit der Bedingung, daß er ſich von niemanden etwas einreden laſſe, am allerwenigſten von ihm ſelber. Der Vertrag wurde unterzeichnet, und die Männer fuhren recht gut mit einander. Der Verwalter verſtand ſeine Sachen trefflich, machte das Gut nach und nach immer beſſer, verliebte ſich in dasſelbe, betrachtete es und behandelte es zulezt wie ſein eigenes, und gewöhnte ſich zu ſeinem Herrn zu ſagen, er ſolle ſich nicht in fremde Sachen miſchen; nur daß ſie Geld und Geldſachen in einer eigenen Truhe behandelten, zu der jeder einen Schlüſſel hatte, daß ſie das Geld wie das eines Dritten anſahen, und ſich ihre Bezüge davon auszahlten. Der Verwalter hatte auch ſeine Wunderlichkeiten, und ging namentlich in die Bücher und politiſchen Anſichten ſeines Herrn ein, ſo daß ſie ſich liebten, daß der Schloßherr immer auf ſeinem Schloſſe blieb, und daß der Verwalter keine beſſere

Stelle verlangte. Beide ſchienen dasſelbe Loos des nicht verehlichten Lebens gezogen zu haben.

Aber wie die Schikſale der Menſchen wandelbar ſind, der Verwalter gerieth noch in ſeinen vorgerükteren Jahren in die Fallſtrike eines Mädchens, und heirathete es.

Nun kam ein ganz ſeltſames Verhältniß über den Schloßherrn. So wie der Verwalter ſich als Eigenthümer des Gutes betrachtete, und ſelbes ſo behandelte, ſo betrachtete ſich der Schloßherr als verheirathet. Wenn ſein Verwalter immer auf den Feldern Wieſen in den Wäldern war, und ſagte: mein Haber meine Bäume, mein Holz, mein neugekauftes Feld; ſo war der andere immer in dem Schloſſe, und ſagte: unſer Kaſten, unſere Ausſicht, unſere neuen Geräthe, unſere Kinder.

So wie der Verwalter und der Schloßherr früher immer an demſelben Tiſche geſpeist hatten, ſo blieb es auch jezt, und der Schloßherr ſpeiste mit der Familie des Verwalters. Da einmal Kinder kamen, da zeigte es ſich recht, wie ſehr der Schloßherr zu dem Familienleben geeignet geweſen wäre; denn er war ein Kinderfreund, und die Kinder merkten das ſehr bald, und es kam die Thatſache zum Vorſcheine, daß alle viere zu dem Schloßherrn „du“ ſagten, es war

ihnen mit aller Strenge nicht abzugewöhnen, er war froh darüber, und wäre betrübt geworden, wenn es ihnen abzugewöhnen gewesen wäre. Die Schloßbewohner wohnten alle in demselben Flügel, und wenn ein Fremder gekommen wäre, der die Verhältnisse nicht gekannt hätte, so würde er geglaubt haben, der Schloßherr sei ein alter Verwandter, der unter seinen Angehörigen seine lezten Tage zubringe.

Das erste Kind, welches dem Verwalter geboren wurde, war ein Mädchen. Es bekam den Namen Ludmilla. Der Schloßherr wollte es nicht so nennen, er nannte es nur immer abgekürzt Lulu.

Das zweite Kind war ein Knabe, Alfred, das dritte ein Mädchen, Clara, und das vierte ein Knabe, Julius.

Damit war die Reihe abgeschlossen, es erschienen keine mehr.

Lulu wuchs heran. Sie bekam die verständigen ruhigen braunen Augen ihres Vaters und den lieblichen Mund der Mutter. Und wie sie waren alle Kinder das eine oder andere Gemisch ihrer Eltern.

Sie begannen heran zu wachsen, der Schloßherr führte sie aller Orten herum, hatte seinen Stolz über sie, nahm stets immer ihre Parthei gegen die Eltern, und hätte sie, wären nicht andere treffliche Eigen-

ſchaften und Umſtände ins Mittel getreten, vollſtändig verzogen.

Einer dieſer Umſtände war die Mutter ſelbſt. Sie war eine gelaſſene vernünftige Hausfrau mit einem wohlwollenden Herzen. Sie waltete in Reinlichkeit Ordnung und Sittſamkeit im Hauſe, und dieſe Eigenſchaften verſtand ſie in einem gewiſſen Grade auch ihrem Geſinde einzupflanzen und daher auch den Kindern. Sie zankte nie, war aber unermüdlich, dieſelbe Sache ſo oft zu befehlen, und thun zu laſſen, bis ſie dem damit Beauftragten zur Geläufigkeit und Gewohnheit war. Durch die Gleichheit und Heiterkeit ihres Weſens kam Gleichheit und Heiterkeit in die Kinder, durch Abweſenheit jedes Harten Rohen und Unziemlichen wurden ſie fein und anſtändig, und beſonders war es die Scham, etwas Unrechtes zu thun, was ihnen ein Beiſtand war, und das Erröthen war eine harte Strafe, weil die Mutter ſelbſt mit großem Ernſte allem aus dem Wege ging, was ſich nicht ſchikte.

Ein zweiter Umſtand war der Vater. Die größte Rechtlichkeit und Biederkeit in ſeinem Weſen verfehlte nicht auf die Kinder, ſelbſt da ſie noch ſehr klein waren, einen großen Eindruk zu machen. Er war ihnen das Bild der Vollkommenheit und des Wiſſens,

und als ihnen von dem Vater im Himmel erzählt wurde, dachten sie sich denselben so wie ihren Vater auf Erden, nur älter. Sie hatten vor dem freundlichen Vater, der nie einen Verweis sondern höchstens einen Rath gab, mehr Furcht und Scheu als vor der oft rügenden und ermahnenden Mutter.

Der dritte Umstand war der Lehrer der Kinder. So wie der Schloßherr sich mit Umsicht einen Verwalter ausgesucht hatte, so suchte sich der Verwalter mit Umsicht einen Lehrer aus. Er brachte einen Mann in das Haus, der in den Jahren schon etwas vorgerükt ruhig und ernst war, und von dem der Verwalter wußte, daß er die Kinder bald sehr lieben würde. Er hatte einen kleinen Gehalt von einer frühern Erziehung her, von der er, da er unverehlicht war, hätte leben können; aber das Erziehen war ihm so zur Natur geworden, daß es ihm eine große Freude gewährte, daß ihm der Verwalter den Antrag machte, und daß er die Last wie ein Geschenk hinnahm.

Der Mann stimmte zu den beiden anderen Männern in Gutem und Thörichtem so, daß die Leute halb im Ernste halb im Scherze sagten: „Nun, der hat ihnen noch gefehlt.“

Er sagte nach kurzer Zeit gleichfalls wie die zwei andern Männer: „Mein Hauswesen, meine Kinder.“

Die Kinder liebten ihn sehr, aber sie nekten ihn nie, was sie mit dem Schloßherrn öfter thaten. In verschiedenen Abstufungen hatten alle drei Männer etwas Sonderbares, was die Kinder aber nur bei dem ausgezeichnetsten bei dem Schloßherrn merkten. Die Mutter allein war die immer klare und einfache.

Als Lulu heran wuchs, als sie sehr schön und lieb zu werden versprach, als sie die großen Augen demüthig niederschlug, die Wimpern darüber hinab zielten, und nicht mehr so oft wie früher sich vorlaut erhoben, als endlich auch noch das Lezte eintrat, nehmlich ein oftmaliges heißes Erröthen ohne Grund und Ursache: da schlich sich der Schloßherr einmal leise auf sein Zimmer, riegelte hinter sich die Thür zu, ging heimlich zu der Lade seines Schreibtisches, that sie auf, nahm das Testament heraus, in welchem er den Kaiser zum Erben eingesezt hatte, und durchstrich es ganz und gar. Dann schrieb er emsig ein neues, und sezte Lulus Namen hinein. Er warf den andern drei Kindern Vermächtnisse aus, die Lulu auszuzahlen hatte, wodurch sie Lulu zwar näher kamen, aber sie doch nicht erreichten. Als er das gethan hatte, ging er mit einem glänzenden Angesichte in den Garten, als hätte er einen Schabernak verübt, und freue sich auf dessen Bekanntwerden. Um gar kein

Aufhebens zu machen, und keine Vermuthungen und kein Gerede zu veranlaſſen, ließ er keine Zeugen unterfertigen, ſondern that unſerm Geſeze, das er gut kannte, damit Genüge, daß er am Eingange ſchrieb: „Mit meiner eigenhändigen Schrift und Unterſchrift.“

Dennoch hätte Lulu einmal ſeine Gunſt und wahrſcheinlich auch die Erbſchaft, von der ſie nichts wußte, vom Grunde aus verſcherzt, hätte ſie ihn nicht ohne ihr Wiſſen bereits ſo unterjocht gehabt, daß er ſich nicht mehr aus der Sklaverei zu befreien vermochte.

Es waren jene traurigen Tage eingetreten, in denen ein auswärtiger Feind den Boden unſers Vaterlandes betrat, lange und wiederholt da verweilte, und durch Schlachten ihn verwüſtete, bis er durch jene ruhmwürdigen Anſtrengungen großer Männer, an denen unſer Vaterland einen glänzenden Antheil nahm, aus allen Fluren, wo man die deutſche Sprache ſpricht, wieder verjagt wurde.

Schon bei dem Beginne der franzöſiſchen Kriege kamen die drei Männer in die größte Aufregung. Sie waren insgeſamt ſehr eifrige Vaterlandsfreunde, ließen an den Franzoſen nichts gutes gelten, wünſchten ſie nur bald geſchlagen aufgerieben vernichtet und zu Grunde gerichtet. Am weiteſten ging hierin der

Schloßherr, der in dem Angriffe gegen unſer Land geradezu die unverzeihlichſte Schandthat erblikte, was ſich ſchon aus ſeiner Anhänglichkeit an den väterlichen Boden und aus der Thatſache erklären ließ, daß er, ehe ihn ſein Herz anders verleitete, für ſeine Erbſchaft keinen würdigeren Erben zu finden gewußt hatte als den Kaiſer. Er meinte, die Franzoſen ſeien blos Räuber und Mörder, man müſſe ſie ausrotten wie Ungeziffer, und jeden und alle, wo ſie ſich bliken ließen, erſchlagen, wie man einen Wolf erſchlage, wenn er durch die Felder in den Hof herein gerannt komme. Nicht einmal in dem Himmel gab er ihnen einen Plaz, ſondern jeder mußte in die Hölle. Ob er mit dem Erſchlagen, wenn es dazu gekommen wäre, rechten Ernſt gemacht hätte, weiß man nicht, da bisher keine Gelegenheit war, ſein Weſen bis zu thätigem Ingrimme empor zu ſteigern.

Als die Franzoſen Fortſchritte machten, wurde es noch ärger, die Männer redeten von nichts als Zeitungen Nachrichten und dergleichen, und führten grauſame Worte in dem Munde. Die Kinder wußten von nichts, ſie hatten damals nur die Obliegenheit zu wachſen, und waren die einzigen, die von den Ereigniſſen unberührt blieben.

Die Mutter war in einer ſchmerzlichen Lage. Sie

konnte jene hohe Freude nicht theilen, die die Männer über jeden Vortheil hatten, den die Unsrigen errangen, sie fühlte nur die Wunden, die geschlagen wurden, ob sie auch dem Feinde galten, und wenn sie auch wünschte, daß Friede würde, und unsere Fluren von dem Feinde befreit wären, so wünschte sie das nicht durch Erschlagen aller Feinde, sondern nur durch ihr Vertreiben, und sie konnte es sich nicht verhehlen, daß es ihr sehr widrig sei, daß vernünftige Wesen ihren Streit nicht in Vernunft und nach Gerechtigkeit austragen können, sondern daß sie sich gegenseitig dabei tödten, und sie schalt die Wildheit der drei Männer, welche auch nicht mehr die Thatsachen rechts und links sähen, sondern nur den Feind im Auge hätten, auf den sie blind los rennen wollten.

So waren die Sachen endlich zu jenem Stande gediehen, da unsere Truppen auf unserem Boden geschlagen sich nach Norden zogen, um dort noch tiefere und schmerzlichere Wunden zu empfangen, bis das Maß voll war, bis das Gericht eintrat, und der Übermuth und die Willkühr wieder in ihre Grenzen zurük geworfen, ja dort hart gestraft werden sollte.

Als unsere Truppen sich damals vor dem Sieger zurükzogen, geschah es zum ersten Male, daß auch eine Abtheilung unserer Kriegsmacht und zwar eine

Hauptabtheilung in die Gegend kam, in welcher das Schloß lag. Den ganzen Tag waren Truppen gezogen, Richter Geschworne Gemeindemänner hatten zu thun, Vorspann und Wegezeigung mußte geleistet werden, und jedes Haus gab, was es vermochte. Die Bewohner der Umgegend hatten herbeigebracht, was sie konnten, und hatten es auf dem Plaze des Dorfes aufgehäuft.

Gegen Abend kam eine Abtheilung Russen. Sie schienen nicht mehr weiter gehen, sondern hier Nachtruhe halten zu wollen. Sie schienen aber ihrer Sache nicht sehr gewiß zu sein, und schikten sich an, große Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Sie zerstreuten sich nicht, wurden nicht in die Häuser verlegt, und brachen ihre kriegerisch eingetheilten Glieder nicht ab. Von der Umgegend mußte Stroh herbeigebracht werden, das an jener Stelle zum Bette diente, an welcher der Schlummernde aufspringen, und sogleich auf seinem Plaze stehen konnte. Die Wachenden waren zur Übersicht und Warnung versendet, und ausgestellt. Manche Abtheilungen lagen weiter zurük in den Feldern, und alle waren nach gewissen Anordnungen vertheilt. Die Bewohner mußten Lebensmittel Brennbedarf und andere Dinge herbeischaffen, und an bestimmte Stellen abliefern. Sie durften aber nicht

zwiſchen den Gliedern herum gehen, ſich nicht in die kriegeriſchen Anordnungen eindrängen, und etwa da Unordnung anrichten. Sie hatten Befehl, wenn die Dämmerung eingetreten wäre, ihre Wohnungen nicht mehr zu verlaſſen.

Daß das alles die größte Aufregung unter den Bewohnern hervor brachte, läßt ſich denken. Sie gaben ihre Beiträge gerne, ſie hätten alles gegeben, wenn ſie den Sieg hätten auf unſere Seite bringen können; aber ſie waren unruhig, was die Nacht was der kommende Tag bringen könnte. Daß kein einziger an Ruhe dachte, iſt begreiflich.

Der Schloßherr hatte ſeine Vorrathskammer ſeine Speicher ſeine Küche und ſeinen Keller geöffnet, er gab mehr als gefodert wurde, und er ſandte unter Tags Knechte mit Wägen an entfernte Stellen ſeines Gutes, wo er Scheunen und Getreideböden hatte, um Vorrath herbei zu führen, wenn etwa der folgende Tag noch etwas in Anſpruch nehmen ſollte.

So war die Nacht herein gebrochen. Sie war dunkel, weil es ſpäter Herbſt war und weil tiefe Wolken den Himmel bedekten.

In den Häuſern des Dorfes waren Lichter, weil die Leute nicht ſchlafen gingen. Es war ſtille, nur daß ein gedämpfter Ruf der Wachen oder das Klirren

und der Stoß einer Waffe die Ruhe zuweilen unterbrach.

Die ganze Familie des Schloſſes, ſelbſt Geſinde eingerechnet, war in der ſogenannten Gartenhalle untergebracht. Die Gartenhalle iſt ein großes Gemach und heißt deßhalb ſo, weil es rükwärts gegen den Garten liegt. Es iſt gewölbt, hat ſehr ſtarke dike Steinmauern, die Fenſter ſind mit eiſernen Stäben verſehen, und die Geräthe ſind ſehr alt, und ſehr ſtark. Man kam gerne im Sommer dahin, weil das Gemach kühl war, und weil die grünen Zweige ſehr anmuthig an den Fenſtern ſpielten. Im Winter war es häufig an den langen Abenden der Aufenthalt der Mägde, die da ſpannen oder andere Arbeiten verrichteten, weil es ſich gut heizen ließ, und nicht ſelten geſchah es, daß die Verwalterfamilie der Schloßherr und der Lehrer herab kamen, man verſammelte ſich um den Ofen, und gerieth öfter in das Erzählen von Märchen und Geſchichten.

Daß man gerade heute dieſes Gemach zum Aufenthalte gewählt hatte, war das Werk des Vaters. Wenn es doch zu etwas kommen ſollte, und Kugeln fliegen würden, war man hier für die erſten Augenblike am ſicherſten. Gegen das Dorf und den Teich hin war man durch die ganze Dike des Schloſſes gedekt,

gegen die Seiten schüzte die halbe Schloßlänge, weil das Gemach in der Mitte lag, und gegen den Garten der Garten, der sehr lang war, und daher den Lauf einer Kugel schwächte, und der in der Nähe der Fenster des Gemaches seine dikſten und dichtſtehendſten Bäume hatte, die sie auffangen konnten. Man hatte beschlossen, die ganze Nacht da zuzubringen. In keinem anderen Theile des Schlosses war ein Licht. Nur ein paar Knechte, die in dem Meierhofe waren, hatten eins in ihrer Stube, das aber bald erlosch, da sie schlafen gingen. Die Mägde aber waren alle in der Gartenhalle, und spannen.

Als man sich in die Lage gesezt hatte, die jedem zusagte, als die zwei kleineren Kinder eingeschlafen waren, die zwei größeren in der Nähe der Mutter bei dem Ofen sich zusammen gekauert hatten, und die Spinnräder schnurrten, kam man wieder ins Erzählen aber heute mit Eifer in das der Kriegsereignisse, und zwar noch dazu in die Färbung, wie sie der Leidenschaft eines jeden zusagte.

Als der Lehrer eine vergleichende Thatsache aus der alten Geschichte erzählt hatte, sagte der Schloßherr: „Da machten es die Tiroler noch besser und heißer; als die Franzmänner durch das Thal der Gleres herunter zogen, war kein Mensch in dem

Dorfe. Die Männer waren mit ihren Stuzen in die Steine hinauf gegangen, die zu beiden Seiten der Straſſe empor ragen, und die Weiber und Kinder waren noch viel höher in den Wald und gar bis gegen den Schnee hinan gebracht worden. Nur ein achtzigjähriger Zimmermann, der keinen Freund und keinen Feind hatte, war im Dorfe zurükgeblieben. Er ſtand hinter ſeiner Scheuer, und hatte den Stuzen geladen. Als die ſchneeweißen Mäntel kamen — denn die Reiterei der Franzoſen hatte weiße Mäntel, und war in der Vorhut — hielt er den Athem an, und gebrauchte die Augen. Der beſte Federbuſch, der in der Mitte wehte, ſchien dem Vornehmſten anzugehören, weil die andern ihm Ehrfurcht erwieſen. Der Zimmermann ſprang hinter der Scheuer hervor, legte an, ein Rauch — ein Bliz — ein Krach — der Federbuſch war verſchwunden, und der Reiter lag todt unter dem Pferde. Sie hieben im nächſten Augenblike den Zimmermann zuſammen, er lachte in ſich, und ließ es geſchehen. Jezt ſprengten ſie in das Dorf, durchſuchten alles, fanden keinen Menſchen, fanden keine Schäze, und da ihre Kameraden die Fußgänger nachgekommen waren, zündeten ſie das Dorf an allen Eken an, und zogen weiter. Es ging ganz gut, ſie zogen in der Stille der Berge fort, bis das Thal enger wurde,

und die Gleres an der Straſſe rann. Da wurden die Klippen lebendig, lauter Rauch und lauter Blizen und Krachen, und auf jeden Schuß fiel ein Mann, und es wurde immer geladen, und es krachte immer wieder, als ob ihrer viele Tauſende oben wären; und wenn die Soldaten hinauf ſchoſſen, ſo trafen ſie niemand, weil ſie niemand ſahen, und wenn ſie hinauf wollten, ſo konnten ſie nicht, weil die Felſen zu ſteil waren, und weil ſie erſchoſſen wurden. Und als ſie ſich beeilten, und im Laufe fort wollten, um aus dem entſezlichen Wege zu kommen, und als ſie gegen den Ausgang gelangten, wo die Straſſe durch die engſten Schluchten läuft, da ſprangen unzählige Felsſtüke von den Bergen nieder, aufgehängte Bäume rollten herab, ſchmetterten alles nieder, machten in der Enge einen Verhau, die Franzoſen konnten nicht vor, ſie mußten zurük, ſie flogen, ſie rannten — da hatten ſie aber das brennende Dorf, das ſie ſelbſt angezündet hatten unter den Füſſen, die hölzernen Häuſer waren alle in Glut, daß man nicht zwiſchen ihnen durch konnte. Da waren ſie in der Noth, da war mancher ſchneeweiße Mantel ein rother, mancher ſchwamm in der Gleres, mancher lag auf der Deke des Pferdes, ohne daß der Reiter dabei war, viele Männer lagen auf der Straſſe, viele ver-

brannten, und wenige kamen auf einsamen Pfaden nur durch, um draußen zu sagen, was ihnen begegnet sei, oder um auf ihren Irrwegen von den Landleuten gefangen und erschlagen zu werden."

Da es nach dieser Erzählung eine Weile still war, sagte er: „So sollten wir es auch machen, wir haben zwar keine Berge und keine engen Thäler, in denen wir auf sie warten könnten, wie die Tiroler; aber wir sollten uns zusammen thun wie sie, wir sollten Waffen tragen, uns üben, uns verabreden, Kundschaft einziehen, und wenn wir erfahren, daß ein Trupp, dem wir gewachsen sind, durch einen Wald oder Busch oder Hohlweg zieht, sollten wir ihm auflauern, und alle, die er enthält, erschießen. In den obern Ländern sind in ein Seitendorf, ich weiß nur seinen Namen nicht zu nennen, ich habe mir die Sache erzählen lassen, zwölf französische Reiter gekommen, um zu plündern. Die Bauern verstanden aber die Sache schlecht, und überfielen sie, da sie in einem einsamen Wirthshause zechten, und schlugen sie bei einem einzigen todt. Die Pferde, welche im Hofe angebunden waren, trieben sie weit nach Ungarn, und verkauften sie, die Sättel die Kleider die weißen Mäntel und die Waffen verbrannten sie im Feuer. So mögen manche Feinde von ihrer Hauptabtheilung weg gekommen,

nicht mehr zurük gelangt sein, und niemand weiß, wohin sie gerathen sind."

„Aber," sagte die Mutter, „wenn es schon unter den Völkern festgesezt ist, daß die Kriege durch die Armeen ausgefochten werden, so sollten die Bevölkerungen sich ruhig verhalten, und die Sache in die Hände des Heeres legen. Einen einzelnen Feind, der sich harmlos nähert, zu erschlagen, scheint mir ein sündlicher Mord zu sein."

„Sie nahen sich aber nicht harmlos," sagte der Schloßherr, „wie haben sie nur in ihrem eigenen Lande gewirthschaftet, sie haben ihre Landsleute erwürgt ersäuft erschossen enthauptet, weil sie ihnen verdächtig waren, oder den König liebten, und dann sind sie heraus gegangen, und wollten es bei uns auch so machen. Wir sollten gegen einander sein, und das Land in Zerwürfniß bringen, daraus es kaum entrinnen könnte. Darum sollen wir sie verfolgen, ausrotten, vertilgen, wie wir nur können; und wenn sie darüber zornig werden, und wüthen, so ist es nur desto besser, damit die Menschen es nicht mehr ertragen können, sich zusammen thun, und sie aus dem Lande jagen, daß kein Huf und kein Helmbusch von ihnen mehr bei uns ist. Wenn morgen die Franzosen nachkommen können Dinge geschehen — wer weiß, was geschieht."

Während er so sprach, hörten die Dienstleute zu, die Mägde hatten das Spinnrad still stehen lassen, die Knechte, die da waren, sahen ihn an, und der Verwalter und der Lehrer blikten vor sich. Es war mittlerweile so finster geworden, daß es schien, als wären die Fenster des Gemaches nur schwarze Tafeln, von draußen hörte man nicht das Geringste herein, und nur die Uhr pikte eintönig an der Wand. Die zwei jüngsten Kinder schliefen fest, Alfred kauerte neben der Mutter und fürchtete sich, Lulu stand neben ihm, und half fürchten.

In diesem Augenblike regte sich ein leises Geräusch an der Klinke der Thür, die Thür öffnete sich, und es trat ein Mann herein, der einen glänzenden Helm auf hatte, und in einen langen weißen Mantel gewikelt war.

Alle schauten auf ihn.

„Ich habe Licht durch diese Fenster scheinen gesehen," sagte er in guter deutscher Sprache, „und bin herein gekommen, eine Bitte vorzubringen."

„Und welche?" fragten der Verwalter und der Schloßherr zugleich.

„Sie werden mir gefälligst auf die Spize des diken Thurmes folgen," sagte der Fremde, indem er auf den Verwalter zeigte.

Er hatte hiebei den einen Arm erhoben, den Mantel gelüftet, und man ſah, daß er in der Hand des anderen Armes eine doppelläufige Piſtole habe.

„Wer kann das fodern, ich bin hier der Gebieter,“ rief der Schloßherr.

„So? Sie ſind der Gebieter,“ ſagte der fremde Mann, „Sie gehen auch mit hinauf.“

Hiebei griff er mit der freien Hand auf die Piſtole, und ſpannte beide Hähne, daß man ſie knaken hörte.

„Sie werden eine Laterne auf die Treppe mit nehmen, und vor mir gehen,“ fuhr er fort, „es wird keinem ein Haar gekrümmt, ſo lange alles ruhig ausgeführt wird. Wenn ich aber Verrath merke, muß ich von den Waffen Gebrauch machen, es geſchehe dann, was wolle. Bleibt hier ruhig ſizen, ihr andern, bis ſie wieder zurükkehren.“

Er war mit dem Rüken gegen den Thürpfoſten ſtehen geblieben, hatte die Piſtole in der Hand, und ſah alle an.

„Es iſt nichts, ſeid nur ruhig, und ihr folgt uns,“ ſagte der Verwalter, indem er den Schloßherrn bei der Hand nahm, „und ihr verlaßt keines das Gemach, bis wir wieder kommen.“

Er langte bei dieſen Worten mit der Hand nach der Laterne, die neben dem Weihbrunnenkeſſel hing,

machte sie auf, zündete das Stümpfchen Kerze in derselben an, schloß sie wieder gut zu, schritt in die Stube vor, und sagte: „Wenn es gefällig ist."

Der fremde Mann ließ, indem er sich seitwärts stellte, den Verwalter und Schloßherrn bei der Thür hinaus, und folgte ihnen dann, mit dem Körper seitwärts gewendet, daß er die in der Stube und die Vorangehenden zugleich überblikken konnte.

Die Zurükgebliebenen hatten kein Wort gesagt, die Sache war eines Theils so schnell vor sich gegangen, und die Ruhe des Verwalters hatte ihnen anderen Theils Vertrauen eingeflößt.

Die zwei Männer gingen mit der Laterne den Gang entlang, der zu dem Thurme führte, der Fremde folgte ihnen, daß sie die Sporne, die er an den Füssen hatte, stets hinter sich klirren hörten.

Sie kamen an die Treppe, und stiegen hinan. Als der Fremde merkte, daß sie bald oben seien, befahl er ihnen, stille zu stehen, die Laterne auf eine Stufe zu stellen, zu öffnen, und mehrere Stufen aufwärts zu gehen.

Als sie das gethan hatten, näherte er sich der Laterne, zog aus seiner Manteltasche ein sehr kleines Laternchen heraus, zündete ein fast unscheinbares Lichtchen in demselben an, ließ die andere Laterne auf

der Treppe ſtehen, ſtieg gegen die Männer, die indeſſen gewartet hatten, hinan, und befahl ihnen, weiter zu gehen.

Als man auf das Steinpflaſter des Thurmes hinaus gekommen war, welches, wie oben geſagt wurde, die Stelle des Daches vertrit, hieß er die Männer an einem Plaze der Bruſtwehre, wo er ſie ſehen konnte, ſtehen bleiben, er ſelber ging an eine andere Stelle der Bruſtwehr, ſtellte ſein ſehr kleines Laternchen darauf, legte die Piſtole daneben, zog eine Brieftaſche heraus, und fing an, bei dem Scheine ſeines Lichtchens in dieſelbe zu ſchreiben oder zu zeichnen. Die Nacht war ſo finſter, daß man von der Gegend nichts ſah als einen einzigen ſchwarzen Raum, in welchem die Lichter und Wachfeuer wie rothe Sternchen ſich zeichneten. Von dem Dorfe ſah man nichts als den Umriß mancher Dächer und der Kirche. Von dem Plaze war ein Theil durch die Feuer der Truppen beleuchtet.

Als der Fremde eine Weile gezeichnet oder geſchrieben hatte, ſtekte er ſeine Brieftaſche wieder ein, nahm ſein Laternchen in die eine ſeine Piſtole in die andere Hand, und hieß die Männer vor ſich hinab gehen.

Als man zu der Stelle gekommen war, wo die Laterne ſtand, mußten ſie dieſelbe nehmen, und den

Mann in der Weiſe, wie man herauf gekommen war, wieder zurük führen.

Da man an der Thür der Gartenhalle angekommen war, ſagte der Fremde, daß ihn nun die zwei Männer auch durch den Garten bis zu dem Gitter, das auf das Feld hinaus führt, begleiten müßten. Wenn er außerhalb des Gitters wäre, könnten ſie zurük kehren. Die Laterne müßten ſie in dem Thorwege, der an der Halle vorbei führt, ſtehen laſſen.

Der Schloßherr und der Verwalter gingen alſo in dem finſtern Garten vor dem Fremden her.

Nicht weit von dem Schloſſe fand man ein Pferd an einem Baume angebunden. Der Fremde löste es los, ſchlang den Zügel um den Arm, und führte es hinter ſich her. Er führte es nicht auf dem Gartenwege, auf dem die zwei Wegweiſer gingen, ſondern auf dem Raſen daneben, damit die Hufſchläge nicht gehört würden.

Als man in die Nähe des Gitters kam, zeigten ſich dunkle Geſtalten an demſelben. Der Fremde näherte ſich den beiden Vorgängern plözlich und flüſterte ihnen zu: „Halt.“

Dann ſchaute er ſehr lange und, wie es ſchien, anſtrengend auf die Geſtalten.

Endlich sagte er sehr leise, sie sollten ihn wieder zu der Halle zurük führen.

Sie thaten es, er zog sein Pferd hinter sich her.

Da sie bei der Halle angekommen waren, befahl er ihnen, das Thor, welches den an der Halle vorbeiführenden Thorweg schloß, und überhaupt das Hauptthor des Schlosses war, zu öffnen.

Der Verwalter ging um den Schlüssel, während der Schloßherr in der Gewalt des Fremden bleiben mußte, und da der Verwalter aus der Gartenhalle, in welcher sich der Schlüssel befunden hatte, heraus trat, folgten ihm auch neugierig die Leute, die in der Halle gewesen waren. Der Fremde hielt sich an sein Pferd, hatte den Schloßherrn immer im Auge, und die Pistole in der Hand. Der Verwalter und ein Knecht sperrten das Thor auf, thaten im Laternenscheine den großen eichenen Querbalken weg, öffneten die beiden Flügel, daß man in den schwarzen Raum hinaus sah.

„Thut die Laterne zurük," sagte der Fremde.

Als man das gethan hatte, schaute er eine Weile scharf bei dem Thore hinaus, den Blik aber jeden Augenblik kurz auf den Schloßherrn richtend, daß derselbe sich nicht entfernen konnte. Dann, soweit man bei dem Scheine der Laterne beurtheilen konnte,

richtete er etwas an dem Pferde, prüfte anderes, und da es gut befunden war, ſchwang er ſich hinauf. Da er einmal oben ſaß, war es nur ein Augenblik, in welchem er ſich gleichſam feſt zu ſezen ſuchte, dann gab er die Sporen, that einen Ruf, und mit einer ſo fürchterlichen Schnelligkeit, daß man kaum mit den Augen bliken konnte, daß die Funken in Schwärmen ſprühten, flog er über den Steindamm hinaus. Als er jenſeits war, wie man aus dem ſchwächeren Hufſchlage ſchließen konnte, ſchoß er rechts und links einen Piſtolenſchuß ab, worauf ſogleich Blize hinter ihm ſichtbar wurden, Schüſſe krachten, Geſchrei ſich erhob, und ſich ferner zog.

„Das iſt ein Mann," rief Lulu jubelnd.

„Du Scheuſal, du kleine Ausgeburt," ſchrie der Schloßherr, „du fällſt in Bewunderung unſern Feinden zu."

„Er iſt ja kein Franzoſe," antwortete Lulu, „er ſpricht ſo ſchön deutſch."

„Um ſo ſchlechter, um ſo tauſendmal ſchlechter iſt er, ſagte der Schloßherr, „als ein Deutſcher ſollte er lieber in die fernſten Gegenden ziehen, und betteln, ehe er mit dem Erzfeinde ſich verbindet, ja er ſollte lieber den Tod leiden. So aber nimmt er von unſerem Thurme die Stellung der Verbündeten auf, verräth

ſie, und wir werden es morgen früh ſchon ſehen, wenn ſie ihn nicht nieder geſchoſſen oder erwiſcht haben."

„Er rennt mit ſeinem Pferde an ein Haus an, und zerſchmettert ſich und das Thier," ſagte eine Magd.

„Der rennt nicht an," erwiederte ein Knecht, „er ſieht ſich die Sache gut zuſammen, und verſteht ſein Ding."

„Er iſt doch ein Mann, wenn er auch ein Feind iſt," ſagte Lulu.

„Warum haſt du ihn denn nicht umgebracht, da er einen weißen Mantel hat?" fragte Alfred den Schloßherrn.

Dieſer ſchaute den Fragenden an, und antwortete nicht.

„Kinder, Leute, wir werden hier bald ein anderes Schauſpiel haben," ſagte der Verwalter, „dieſer kühne Mann mag nun umgekommen ſein oder nicht, er iſt ein Feind, wie ſich aus ſeinem Thun gezeigt hat, er iſt aus unſerem Schloſſe in unſere Verbündeten geſprengt, bald werden ſie da ſein, und werden Rechenſchaft fodern. Sehe jeder, daß er ſich genau merke, wie die Sache, bei der er war, hergegangen iſt, damit er die Wahrheit bekennen könne, daß ſich keine Widerſprüche finden, die uns arge Dinge bereiten könnten.

Die Soldaten im Dorfe draußen ſind auf dem Rükzuge begriffen, und ſind erbittert. Laßt uns das Thor wieder ſchließen, aber bei dem erſten Stoße an dasſelbe es gerne und ſchnell öffnen. Bis dahin gehen wir wieder in die Gartenhalle."

Die Knechte ſchloſſen das Thor, thaten den Eichenbalken vor, gaben dem Verwalter den Schlüſſel, und man ging mit der Laterne wieder in die Halle.

Man war noch nicht lange dort, als ſich Schläge an das Thor vernehmen ließen.

Die Mutter that einen ſchwachen Schrei, und bewegte ſich gegen den Vater hin. Dieſer beruhigte ſie, ließ das Thor öffnen, und ging ſelber den Eintretenden mit einem Lichte entgegen. Es waren zwei Vorgeſezte mit Begleitung von Soldaten. Der Steindamm war mit Soldaten bedekt.

„Sind noch mehrere Feinde hier?" fragte einer der Vorgeſezten in ziemlich verſtändlicher deutſcher Sprache.

„Es war der Einzige, der eben hinaus geritten iſt," antwortete der Verwalter.

Sofort ließ der Krieger alle Aufgänge alle Thüren und die Ausgänge in den Garten mit Mannſchaft beſezen. Die Schloßleute wurden in der Halle be-

wacht, und der Schloßherr und der Verwalter mußten unter Bedekung von Soldaten in alle Räume des Schlosses gehen, daß man dieselben untersuchte. Der Schloßherr war viel geselliger gesprächiger und freundlicher gegen die jezigen vielen bewaffneten Soldaten, die ihn begleiteten, als er es früher gegen den einzigen gewesen war. Als man nirgends etwas Verdächtiges fand, kehrte man zu der Gartenhalle zurük. Den Garten untersuchte man nicht, nur wurden die Ausgänge aus dem Schlosse zu ihm sehr verrammelt, daß ein Feind, wenn einer im Garten wäre, schon dadurch gefangen war.

Dann schritt man zum Verhöre. Der Verwalter erzählte die Sache, wie sie sich begeben hatte. Er stellte die Vermuthung auf, daß der Fremde durch den Garten gekommen sein müsse, weil das Thor gegen das Dorf geschlossen gewesen sei, und in dem Dorfe sich ja die Verbündeten befunden hätten. Wenigstens habe der Fremde durch den Garten fort gewollt, dies werde sich sehr deutlich in den Fußstapfen und namentlich in den Hufspuren im Grase zeigen, wenn man sie morgen bei Tag untersuchen wolle.

„Man wird die Sache untersuchen," sagte der Krieger.

Hierauf wurde der Schloßherr abgesondert vernommen, und dann alle andern, selbst die Kinder.

Als dieſes vorüber war, wurden die Männer in ein Gewölbe des Thurmes abgeführt, dort eingeſperrt, und bewacht. Die Weiber und die Kinder wurden in der Gartenhalle gelaſſen, wurden aber dort ebenfalls eingeſperrt, und bewacht.

Von da an verging die Zeit, die Ängſtlichkeit und die Beſorgniß abgerechnet, ruhig. Nicht ein Laut war zu vernehmen als zuweilen der Schritt einer Wache vor der Thür das Raſſeln eines Geweh-res oder ein Kolbenſtoß. An dem Himmel war kein Lüftchen, die Wolken ſchienen unbeweglich dort zu ſtehen, und die Wipfel der Bäume im Garten regten ſich nicht. Unter dieſen Betrachtungen brachten die Gefangenen der Gartenhalle die Nacht zu. Daß kein Schlaf in ihre Augen kam, iſt begreiflich. Wohin man die Männer gebracht hatte, wußten ſie nicht.

Als endlich das Morgengrauen anbrach, hörte man verworrenes Getöſe wie Fahren Reiten Gehen Rufen, man hörte endlich Hörnerklänge Trompeten und Trommeln, aber alles gedämpft, da es von der entgegengeſezten Seite des Schloſſes herkam. Sehen konnte man nichts, da die Thür verſchloſſen war, und vor den Fenſtern nur die Bäume des Gartens ſtanden, deren dunkle Wipfel ſich immer deutlicher gegen den grauen lichter werdenden Himmel zeichneten.

Endlich geſchah ein dumpfer ferner Schlag, der aber ſo ſchwer war, daß die Luft beinahe erzitterte. Gleich darauf ein zweiter. Sie folgten nun ſchneller, und es war beinahe wie ein entfernter Donner, der ſo tief ging, daß manchmal die Fenſter leiſe klirrten. Die Trompetenklänge das Blaſen der Hörner das Wirbeln der Trommeln nahm in der Nähe zu.

Der Tag wuchs immer mehr dem Morgen entgegen.

Das Rollen des Donners kam näher, es ging in ein Krachen über, und hinter den Gipfeln der Bäume ſtieg ein weißer Rauch auf. Endlich krachte es auch ganz nahe an dem Schloſſe, man konnte nicht erkennen, woher es kam, bald war es rechts bald links, bald vorn bald hinten, bald mehr bald weniger, aber furchtbar war es, daß das Gemach ſich zu rühren ſchien; und wenn der kleinſte Zwiſchenraum eintrat, ſo hörte man einen Ton, wie wenn unzählige Hölzlein an einander geſchlagen würden, es waren die Schüſſe der kleinen Gewehre. Sogar die Trommeln konnte man zuweilen vernehmen.

Der Rauch war endlich ſo in den Garten gedrungen, daß er wie ein Nebel in den Bäumen war. Er vermehrte und verdichtete ſich ſtets, daß kaum die nächſten Stämme zu ſehen waren. Im Zimmer entſtand übler Geruch.

Als dieſes lange gedauert hatte, zog ſich der Donner auf der entgegen geſezten Seite in die Ferne, das Rollen wurde dumpfer, einzelne Schläge waren in der Nähe noch zu vernehmen, aber man hörte Geſchrei Brauſen und verworrenes Getöſe. Zulezt wurde auch das immer ſchwächer, man hörte nichts mehr, der Rauch zog ſich langſam aus den Bäumen, die Wolken waren auch gleichſam durch den Schall verjagt worden, und die Sonne, die Anfangs als eine rothe Scheibe in dem Rauche geſtanden war, glänzte endlich freundlich auf den Garten herunter.

Die Frauen in der Halle warteten lange. Als aber gar kein Ton ſich vernehmen ließ, als ſie auch gar kein Geräuſch von der Wache vernahmen, die außer der Thür war, ſo riefen ſie auf dieſelbe. Sie erhielten keine Antwort. Sie riefen noch einmal, und ſtärker, aber erhielten wieder keine Antwort. Da verſuchten ſie an der Thür und an dem Schloſſe zu rütteln. Von Außen erfolgte kein Zeichen und kein Widerſtand. Nun riſſen ſie wirklich mittelſt Beilen und Stemmeiſen, die in der Gartenhalle als brauchbare Werkzeuge immer vorräthig waren, das Schloß herunter, und öffneten die Thür. Kein Menſch war vor derſelben. Die Thorflügel ſtanden weit offen. Im Dorfe rauchte noch kohlendes Stroh, und von

einer entfernten Hütte, die brannte, ging Rauch auf. Sonſt ſah man keine Beſchädigung, aber man ſah auch keinen Menſchen im Dorfe. Unter dem Schwibbogen des Thores lag eine eiſerne Kugel, und eine andere ſtak in der Mauer des Schloſſes.

Als man noch ſo ſchaute, hörte man plözlich Geraſſel und Getrappe rennender Pferde, und in dem Augenblike kam um eine Eke der Häuſer ein Schwarm weißer Reiter, bog gegen das Schloß, und ritt über den Steindamm herein. Lulu rief beinahe vor Freude auf, als ſie an ihrer Spize den Mann im weißen Mantel erblikte, der in der Nacht im Schloſſe geweſen war. Man hoffte, daß man wenigſtens von der Ungewißheit, vielleicht auch von der Angſt und Bangigkeit befreit werden würde.

Der Mann ritt auf die Verſammelten zu. Bei der Beleuchtung des Tages ſahen ſie erſt jezt, daß er noch ſehr jung ſei, und ein blühendes Angeſicht habe. Er ſtieg ſogleich von dem Pferde, und ſagte: „Ich habe nur kurze Zeit, ich mußte Ihnen geſtern Schreken und Gewalt anthun, damit wir heute die Früchte ernten. Wir haben ſie geerntet, und ſind im Vorrüken begriffen. Ich aber bin auf einen Augenblik gekommen, um mir Verzeihung einzuholen, daß ich von einer harten Kriegsregel Gebrauch gemacht habe, und

ich bin auch gekommen, um die Bewohner allenfalls von einer Unannehmlichkeit, die ihnen mein Verfahren könnte zugezogen haben, zu befreien. Wo sind die Männer?"

„Wir wissen es nicht, wir haben uns in diesem Augenblike aus unserem Gefängniße in der Gartenhalle befreit, sie sind in der Nacht gefangen abgeführt worden," sagte die Mutter.

„So müssen wir sie suchen," erwiederte der Fremde, „vielleicht sind sie im Hause."

Er nahm aus Vorsicht mehrere bewaffnete Reiter mit, und aus Kenntniß der Kriegsgebräuche schlug er gleich den Weg zu dem Thurme ein. Alle Frauen folgten ihm. Der Schlüssel stak an der Thür des Gewölbes, in welchem sich die Männer befanden. Man drehte ihn um, traf da die Gefangenen, und ließ sie heraus.

Als die Angehörigen sich gegenseitig überzeugt hatten, daß keines einen Schaden genommen habe, und als sich die Unruhe von Fragen und Antworten ein wenig gelegt hatte, trat der Fremde gegen die Männer heran, und sagte: „Wir haben, und ich hege die Hoffnung, nicht ganz ohne Zuthun meiner gestrigen Beobachtungen, den Sieg errungen. Ich bin gekommen, verehrte Herrn, um den Augenblik,

der mir gegönnt iſt, zu benüzen, Sie um Verzeihung wegen meines Verfahrens gegen Sie in dieſer Nacht zu bitten. Hier iſt eine Karte mit meinem Namen und Stande, Sie können an meiner Perſon und an meinem Vermögen Genugthuung fodern, wenn Sie eine zu fodern für gut befinden ſollten."

Bei dieſen Worten reichte er dem Schloßherrn ein Blatt Papier.

„Den Frauen," fuhr er fort, „kann ich freilich keine Genugthuung für die Angſt und den Schreken geben, um ſo inniger bedarf ich ihrer Verzeihung, und um ſo mehr bitte ich ſie darum."

„Die beſte Genugthuung würde ſein," ſagte der Schloßherr, „wenn Sie nicht auf jener Seite ſtänden, auf der Sie ſtehen."

„Mein Herr," erwiederte der Fremde, „wenn Sie dieſe Anſicht bei meinem Könige durchſezen können, ſo werde ich eine That wie die von heute Nacht mit leichterem Herzen verrichten, als ich ſie heute verrichtet habe. Aber bei dem Krieger heißt es gehorchen. Nun lebt wohl, meine Zeit iſt ſehr gemeſſen."

Er reichte dem Schloßherrn die Hand, der ſie nahm.

„Haben Sie doch keine Verlezung erlitten?" fragte der Verwalter.

„Keine einzige," antwortete der junge Mann.

„Nun ſo leben Sie wohl," ſagte der Verwalter, „und mögen Ihre Thaten bald von leichten Gefühlen begleitet ſein."

„Amen," ſagte der junge Mann.

Er verbeugte ſich vor den Männern, aber noch tiefer vor den Frauen ſelbſt vor den Mägden, ſeine Begleiter ſchwenkten ſich, und er ging mit ihnen davon.

Man ſah ihnen nach, ſah ſie unter dem Thorbogen zu Pferde ſizen, und über den Steindamm hinaus reiten.

Jezt war nichts mehr von Kriegern zu ſehen.

Nachdem der Verwalter und der Schloßherr die Unordnung im eigenen Hauſe ſo weit es möglich war, beſichtiget hatten, wobei einige ſchöne von Kugeln arg verlezte Gartenbäume zu bedauern waren, verfügten ſie ſich in das Dorf, um dort und in der Umgegend den Bewohnern in den Maßregeln beizuſtehen, die in Folge des ſtattgehabten Gefechtes nothwendig geworden waren. Unterbringung der noch aufgefundenen oder nach und nach eintreffenden Verwundeten von Freund und Feind war das Erſte. Der Arzt richtete im Schloſſe ein Hospital ein, und die Verwalterin kochte für Freunde und Feinde. Das

Zweite war die Beerdigung der Todten. Endlich ging man an das Einſammeln und Aufbewahren von Waffen und Kriegsgeräthen, und an das allmählige Ausbeſſern der Verlezungen an eigenen Häuſern und Gebäuden.

Es pflegte in dieſen Tagen mancher Verwundete ſeinen Nachbar, der noch ärger verwundet war. Mancher trug einen Feind zur Verpflegung herbei, und am dritten Tage verbreitete ſich die Nachricht, daß ein Pferd regungslos bei ſeinem todten Reiter in den Kohlgärten auf der Anhöhe ſtehe, und daß ein Spiz nicht von dem Grabe ſeines Herrn weg zu bringen ſei.

Anfangs zogen noch viele feindliche Abtheilungen den Fliehenden nach, dann aber hörte dies auf, es kam nichts mehr, und Schloß und Dorf hat bis zum Frieden weder feindliche noch freundliche Krieger mehr geſehen. — — —

Es waren Jahre nach dieſem Ereigniſſe vergangen. Die Feinde, die damals geſiegt hatten, waren nun vollkommen geſchlagen, ihre Hauptſtadt erobert, ihr weltberühmter Führer auf Elba und endlich nach ſeinem Hervorbruche gar auf St. Helena verbannt, und der Friede ruhte ſegnend auf allen Ländern, die ſo lange verwüſtet worden waren. Die Menſchen, welche

den Krieg noch gesehen hatten, erkannten vollkommen dessen Entsezliches, und daß ein solcher, der ihn muthwillig entzündet, wie sehr ihn spätere verblendete Zeiten auch als Helden und Halbgott verehren, doch ein verabscheuungswürdiger Mörder und Verfolger der Menschheit ist, und sie meinten, daß nun die Zeiten aus seien, wo man solches beginne, weil man zur Einsicht gekommen: aber sie bedachten nicht, daß andere Zeiten und andere Menschen kommen würden, die den Krieg nicht kennen, die ihre Leidenschaften walten lassen, und im Übermuthe wieder das Ding, das so entsezlich ist, hervor rufen würden.

Es war in unserem Schlosse abermals der Herbst gekommen, aber ein so lieblicher, daß man die meiste Zeit im Freien zubringen konnte, und daß die Bewohner des Schlosses täglich große Spaziergänge machten, um noch das lezte ruhige Lächeln der Natur vor den Stürmen und Frösten zu genießen.

So saßen sie auch einmal alle an einem Nachmittage auf einem Hügel, der in dem Garten nahe an dem Gitterthore, das auf das Feld führt, entstanden war. Alfred und Julius hatten nehmlich alle Ferien aller ihrer Studienjahre dazu verwendet, mit eigenen Händen und kleinen Schubkarren einen Hügel

aufzuführen, und darauf ein Säulenhäuschen aufzurichten, in dem die ganze Bewohnerschaft des Schlosses Plaz hatte. Der Schloßherr und der Verwalter hatten die Knaben walten lassen, weil sie es für besser hielten, daß sie da bauten, wenn auch etwas so ungeschlachtes als einen Hügel, als daß sie durch Vogelfangen oder Jagen zerstörten. Weil die Sonne gar so lieblich schien, wollte man in dem Säulenhäuschen den Nachmittagkaffeh verzehren. Man hatte die ganze Geräthschaft auf dem Tische, wollte aufgießen, und spielte mit den gelben Blättern, die herum lagen, oder mit den Herbstfäden, die heuer besonders reichlich flogen, und an den Säulen des Häuschens und an den Gewändern der Gesellschaft hingen.

Plözlich that Lulu, die eine erwachsene und, wir müssen es sagen, sehr schöne Jungfrau geworden war, einen Schrei.

„Hat dich eine Spinne geschrekt?“ fragte man.

„Nein ein weißer Mantel,“ antwortete sie, und zeigte nach der Stelle, nach welcher sie bei Ausstoßung ihres Schreies geblikt hatte.

Alle schauten hin.

Außerhalb des Gitters stand auf dem Feldwege, der um den Garten ging, ein Wagen, in demselben saß ein einzelner Mann, der einen weißen Mantel

um die Schultern hängen hatte, und unverwandt auf die Gesellschaft hinein sah.

„Lauf, Julius," sagte der Vater, „und frage, ob er etwas wünscht."

Der Knabe lief hin, redete mit dem Manne, kam zurük, und sagte: „Eingelassen wünscht er zu werden, er sagt, er sei nicht ganz fremd."

Der Knabe erhielt den Schlüssel, den man zur Bequemlichkeit bei Spaziergängen immer mit sich führte, er schloß das Thor auf, der Fremde ging herein, stieg den Hügel hinan, und stellte sich der Gesellschaft vor.

Man erkannte ihn augenbliklich. Es war der junge Mann aus jener schreklichen Kriegesnacht. Aber er war nun kein Jüngling mehr sondern ein freundlicher Mann, der so gütig blikte, daß man unmöglich hätte glauben können, daß er derselbe sei, der damals das fürchterliche Spiel auf Leben und Sterben getrieben habe.

„Verzeihen Sie, meine Herrn und Frauen," sagte er, „daß ich zu Ihnen komme, ich bin ihnen nicht fremd, Sie haben nicht Ursache, mir irgend gut zu sein; aber Sie werden mich doch auch nicht hassen, was ich daraus schließen muß, daß seit den vielen Jahren her keine Genugthuung von mir wegen jener Nacht gefodert worden ist."

„Nein, nein, es wird auch keine mehr gefodert werden," rief man, und nöthigte ihn zum Sizen.

Er that es, und ſagte: „Laſſen Sie mich nur noch einen Augenblik fortfahren. Jeder Menſch hat einen Punkt der Sehnſucht in ſeinem Leben, nach dem es ihn immer hinzieht, und den er erreichen muß, wenn er ruhig ſein will. Meine Sehnſucht iſt jenes Gitter dort. Seit ich damals in der Nacht ſein Schloß erbrach, um auf den Thurm zu gehen, und die Lichterſtellung des Feindes zu zeichnen, ſeit jenem Augenblike, wo ich es, da ich zurükkehrte, von dem Feinde beſezt fand, und nun nur noch die Ausſicht vor mir hatte, entweder als Spion gefangen und ſchimpflich aufgehängt zu werden, oder durch einen tollkühnen Ritt von vorne heraus in die überraſchten Feinde zu ſprengen, um entweder ehrlich zu fallen, oder eben durch die Unglaublichkeit des Wagſtükes durchzukommen — nach rükwärts hätte ich wegen des geakerten Bodens und der andern Hinderniſſe nicht hinaus ſprengen können — ſeit jenem Augenblike zog es mich immer zu dem Gitter, und ich dachte, ich müſſe es doch noch einmal ſehen. Darum kam ich her, und fuhr auf dem Feldwege um den Garten zu dem Gitter. Und laſſen Sie mich es offenherzig ſagen, einen nicht minderen Antheil an meinem Kommen hat

der Gedanke, Sie alle zu sehen, mir wegen des Übels, das ich Ihnen zufügte, und das mir immer Unruhe machte, Ihre vollkommene Verzeihung zu holen, und Ihre Achtung zu erwerben; denn ich habe seither in vielen Schlachten mit jenem leichten Herzen gekämpft, das mir dieser Herr damals gewünscht hat."

Er zeigte bei diesen Worten auf den Verwalter.

„So gefallen Sie mir viel besser, junger Mann, als in jener Nacht," sagte der mit rothem Angesichte und schneeweißen Haaren prangende Schloßherr.

„Ja, lieber Herr," erwiederte der Fremde, „ich kenne kein fröhlicheres Gefühl, als mit entlasteter Brust an der Seite seiner Stammes- und Sprachgenossen einem übermüthigen und anmaßenden Feinde des schönen Vaterlandes entgegen zu reiten. Mir ist dies Gefühl zu Theil geworden, ich habe gesucht, die Scharte, die meine Dienstpflicht in jener Nacht der gemeinschaftlichen Sache vielleicht geschlagen hat, wieder gut zu machen, und mögen alle Himmel geben, daß das so tief fühlende denkende edelherzige Volk der Deutschen nie wieder in seinen altersgrauen Fehler zurükfalle, und gegen sich selber kämpfe."

„Ja gebe es Gott, gebe es Gott," sagten die Männer.

Es war indessen der Kaffeh eingeschenkt worden,

und die Hausfrau gab dem Fremden die erſte Taſſe. Der Verwalter ließ den Wagen um die Gartenmauer herum in das Schloß bringen, und der Schloßherr und alle luden den Fremden ein, nun in Ruhe und Muße in dem Schloſſe zu bleiben, und das Gartengitter ſo oft anzuſchauen, als er wolle.

Die Einladung wurde angenommen.

Der Fremde blieb nun in dem Schloſſe. Er konnte das Gitter den Thurm den Garten und die Gegend betrachten, ſo viel er nur immer wollte. Aber das Schikſal hatte auch noch ganz andere Zweke mit ſeiner Reiſe verbunden. Alle gewannen ihn ſehr lieb. Zwiſchen Lulu und ihm hatte ſich das Verhältniß vollſtändig umgekehrt. So wie ſie ihn in jener Nacht bewundert hatte, ſo konnte nun er von ſeiner Seite aus nicht aufhören, und kein Ziel finden, das Mädchen zu bewundern. Und da er es dem Kinde ſchon in jener Nacht angethan hatte, und da er jezt gar ſo gut und freundlich war, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch ihn die Jungfrau bald außerordentlich liebte, und die Verehrung eine vollkommen gegenſeitige war.

Da er wegen des guten Verhältniſſes, das ſich mit allen angeknüpft hatte, und wegen des Wunſches aller immer länger im Schloſſe blieb, da er ſich über Stand und Vermögen auswies, ja ſogar endlich ein

benachbartes feil gewordenes Gut kaufte, um in der Gegend anſäſſig zu werden, ſo ſtand einem Bündniſſe nichts entgegen, und die zwei Leutchen wurden in der Pfarrkirche des Dorfes ehelich eingeſegnet.

Und von nun an begann ein ruhiges friedliches und glükliches Leben. Oft wenn die Ehegatten in der Zukunft allein bei einander ſaſſen, wenn er Lulu ſeine Freude und ſein höchſtes Glük auf dieſer Welt nannte, ſagte ſie: „Wie haſt du durch dein Herz die ſchönſte Genugthuung gegeben, die du geben konnteſt.“

„Es iſt doch gut, daß ich ihn damals nicht erſchlagen habe,“ ſagte noch lange und öfter der uralte gleichſam immer kleiner werdende Schloßherr.

Lulu lächelte jedes Mal bei dieſer Rede, ſpäter lächelten auch Alfred und Julius und endlich alle ſelbſt der graue Lehrer, obgleich er der Schach- und Spaziergenoſſe des Schloßherrn geworden war.

Die weißen Mäntel ſpielten noch lange eine Rolle in der Familie. Nicht nur trugen Alfred und Julius, die in dem kaiſerlichen Heere dienten, weiße Mäntel, ſondern auch der kleinere Alfred und der kleinere Julius, die Buben Lulus, hatten im Winter, wenn ſie im Schlitten über die Ebene gefahren wurden, weiße Mäntel an, die aus jenem weißen Mantel entſtanden waren, den der Vater angehabt hatte, als er

auf ſeinem Zuge begriffen war, das alte eiſerne Gitter zu ſuchen. Der Vater hatte mit den Waffen die weißen Mäntel abgelegt, und trug jezt im Winter dunkle und ausgezeichnete Pelze.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

PLEASE RETURN TO
ALDERMAN LIBRARY

DUE

5/3/88

9/21/86

5.3.89

DUE

AX 000 527 781

Digitized by Google